3 1761 05991498 6

PQ
4272
G5A39
1912
Bd. 1
c. 1
ROBARTS

Presented to the

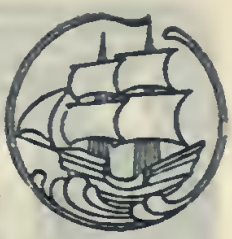
LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

from

the estate of

JULIE LANDMANN



AUS DEM ITALIENISCHEN ÜBERTRAGEN VON ALBERT WESSELSKI · VIERTE AUFLAGE (11. BIS 20. TAUSEND) TITEL UND EINBAND ZEICHNETE WALTER TIEMANN DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI ZU LEIPZIG

ERSCHIENEN A. D. MDCCCCXII

GIOVANNI DI BOCCACCIO

DAS DEKAMERON

UNIVERSITY OF TORONTO
SEP 2 8 1938

ERSTER BAND

IM INSEL-VERLAG / LEIPZIG

LIBRARY
SEP 2 8 2001
UNIVERSITY OF TORONTO

EINLEITUNG ZUR NEUEN DEUTSCHEN AUSGABE DES DEKAMERONS / VON ALBERT WESSELSKI

WAHRLICH, ein großes Unrecht geschieht dem Andenken dieser jungen Liebenden, daß ihre Geschichte noch von keinem Dichter mit schuldiger Erinnerung in erhabenen Versen besungen worden ist, sondern dem entstellenden Geschwätze der Unwissenden überlassen bleibt; weil nun mein Verlangen, mich die Ursache einer Erneuerung ihrer Geschichte nennen zu dürfen, nicht minder groß ist als meine Rührung über ihre Schicksale, so bitte ich dich bei der Kraft, die von meinen Augen an dem Tage ausging, wo du mich das erstemal gesehn und dich mir durch Liebesgewalt verpflichtet hast, nimm dir die Mühe und verfasse in der Sprache des Volkes ein kleines Büchlein, das die Geburt und die Liebe der beiden und ihre Abenteuer bis an ihr Ende erzählt."

„Herrin, Euere holde Bitte, die mir ein ausdrücklicher Befehl ist, zwingt mich so, daß ich mich nicht weigern kann, diese Mühe auf mich zu nehmen, wie ich es ja auch mit jeder größern täte, die Euch lieb wäre."

Dieses Zwiegespräch, das in der Einleitung zum ‚Filocopo' erzählt wird, muß, wenn es historisch ist, etwa Ende April 1338 in der Kirche eines Nonnenklosters bei Neapel stattgefunden haben. Der Dichter, der die Geschichte der jungen Liebenden – gemeint sind Flore und Blancheflor – besingen soll, ist Giovanni di Boccaccio, der florentinische Kaufmannssohn; die Dame, die diese Aufforderung an ihn richtet, ist Maria d'Aquino, eine Tochter König

Roberts von Neapel. Aus dem kleinen Büchlein, das Boccaccio versprochen hat, ist ein umfangreicher Roman, der Filocopo, geworden.

Mit der Abfassung des Filocopo beginnt Boccaccios Tätigkeit, alte Mären in ein künstlerisches Gewand zu kleiden, und die Urheberin und Förderin dieser Tätigkeit ist die schöne Königstochter gewesen, die sich noch in demselben Jahre seinem ungestümen Liebeswerben ergeben hat. Maria d'Aquino fand, wie der Widmungsbrief der Teseide erzählt, ein großes Vergnügen daran, „ein oder die andere Geschichte, sonderlich Liebesgeschichten, zu hören und bisweilen auch zu lesen", und Boccaccio trachtete, als williger Diener ihren Wünschen zuvorzukommen. Aus dem Romane Fiammetta – Fiammetta ist der dichterische Name Marias – erfahren wir, daß es beiden Liebenden einen hohen Genuß bereitete, in Gesellschaft Novellen oder Geschichten zu erzählen, deren geheimen Sinn nur sie begriffen; voll Freude an dem heimlichen Einverständnis weideten sie sich an der Einfalt der harmlosen Zuhörer. Fiammetta-Maria ist auch die Königin des neapolitanischen Liebeshofes, der im Filocopo geschildert wird: der Reihe nach werden dreizehn Liebesfragen aufgeworfen und entschieden; zwei davon sind mit richtigen Novellen verknüpft, und diese beiden Novellen kehren in einer reifern Form im Dekameron wieder. Fiammetta zu Gefallen hat der Dichter sicherlich alles durchstöbert, was Erzählungsstoffe bot: die verliebten Fabliaus der Franzosen, die trockenen Erzählungen Italiens,

die Ritterromane und die Werke der klassischen Autoren; viel Gold holte er wohl auch aus dem noch ungemünzten Schatze der alten Volksüberlieferungen hervor. Die Lust zu fabulieren kam ihm von der Geliebten. Und so wie Fiammetta-Maria der unmittelbare Anlaß zum Filocopo, zum Filostrato, zur Amorosa Visione und zur Fiammetta geworden ist, so verdanken wir ihr mittelbar das Dekameron.

Das Liebesglück des Dichters war nur von kurzer Dauer: nach einem etwa einhalbjährigen Werben eine ebensolange währende Zeit der Vereinigung. Schon im April 1339 gab ihm Fiammetta, wohl um eines andern willen, den Abschied. Volle vier Jahre brauchte Boccaccio, um sich von dem Herzeleid, das ihm die Liebe zu Madonna Maria brachte, zu befreien; als Dichter des Filocopo und Filostrato hatte er ihre Liebe errungen, durch die Teseide, den Ameto und die Amorosa Visione hatte er ihre verlorene Gunst wiederzuerringen versucht, und in der Fiammetta machte er dem Grolle seines mißhandelten Herzens Luft.

Von allen diesen Büchern fallen nur der Filostrato und die Teseide vollständig in die Zeit seines Aufenthalts in Neapel; der Ameto, die Amorosa Visione und die Fiammetta sind schon in Florenz verfaßt, wo auch der in Neapel begonnene Filocopo vollendet worden ist. 1340 oder 1341 war nämlich Boccaccio von seinem Vater nach Florenz heimberufen worden, weil sich der alte Herr nach dem Tode seiner Gattin und seiner Kinder einsam gefühlt

hatte. Boccaccio empfand für den Kaufmann in Certaldo, den Verführer der vornehmen Pariserin, die ihm das Leben gegeben hatte, alles andere eher als Liebe; es wäre also wohl nicht erst der Zwang, die Stadt, wo die Geliebte weilte, zu verlassen, nötig gewesen, um ihm die Heimkehr zu dem „kalten, rauhen, geizigen Greise“ zu verleiden. Schon 1343 verließ er den Vater wieder, der sich inzwischen zum zweiten Male verheiratet hatte. In den darauf folgenden fünf Jahren finden wir den Dichter auf Reisen in Oberitalien; in dieser Zeit mag er all die zumeist heitern Geschichten gesammelt haben, deren Schauplatz die Städte und Klöster dieser Gegenden sind und die mehr als die Hälfte des Dekamerons ausmachen. Dann kam das Jahr 1348 mit der furchtbaren Pest, die in Konstantinopel den Sohn des Griechenkaisers, in Frankreich die Königin und drei Prinzen von Geblüt, in Florenz den Geschichtschreiber Villani, in Rom sieben Kardinäle und in der Provence die Geliebte Petrarcas dahingerafft hat. Wie Boccaccio in seinem Dantekommentar erzählt, war er in diesem Jahre nicht in Florenz; dem scheint die Einleitung zum Dekameron zu widersprechen, wo er von Dingen erzählt, die er selbst gesehn haben will. Der Widerspruch löst sich aber, wenn die Annahme, daß er die Schrecken der Seuche in Neapel erlebt hat, richtig ist. In diesem Jahre 1348 oder in dem folgenden hat er die letzte Hand an das Dekameron gelegt, von dem schon einzelne Teile, nach seinen eigenen Worten die ersten dreißig Novellen, bekannt waren.

Die Rahmenerzählung des Dekamerons, die trotz der Anklänge, die eine Abhängigkeit von der Schilderung des großen Sterbens an Thukydides und Lucretius beweisen sollen, unbestritten als Meisterwerk gilt, macht uns mit sieben Damen und drei jungen Männern bekannt, die aus der verseuchten Stadt in die reinere Luft naher Hügel und Täler entfliehen. Die Frage, wo die Örtlichkeiten, die die Gesellschaft aufsucht, gelegen seien, ist oft untersucht und, wie es scheint, mit Geschick gelöst worden; desto müßiger ist es aber wohl, die Persönlichkeiten aller zehn jungen Leute zum Gegenstande einer Untersuchung zu machen. Künstlerisch schön und vielleicht nicht unrichtig ist die Meinung, daß sich Boccaccio in allen drei Männern selber habe darstellen wollen; dann wäre Panfilio oder der Alliebende derselbe Panfilio, der Fiammetta-Marias Gunst genossen hat, Filostrato oder der von der Liebe Geschlagene das Opfer seiner von Fiammetta verratenen Liebe, und Dioneo der Mann, der die Leidenschaft überwunden hat und durch seinen Namen, der von Dionaea oder Venus abzuleiten ist, anzeigt, als was das Weib für ihn in Betracht kommt. Daß Fiammetta eben Fiammetta ist, ist wohl selbstverständlich.

Das ganze Bild der ländlichen Geselligkeit zwischen den jungen Damen und Herren, das in den zehn oder, richtiger gesagt, vierzehn Tagen ihrer Abwesenheit von Florenz nur geringfügig wechselt, hat Boccaccio schon früher zu öftern Malen gezeichnet gehabt. Im Filocopo geleitet Fiammetta Florio und seine Ge-

sellen „zu einer in Gräsern und Blumen prangenden, von linden, süßen Wohlgerüchen erfüllten Wiese, die eingesäumt wird von schönen jungen Bäumchen, die die Strahlen des großen Gestirns abwehren; und sie setzen sich um eine kleine klare Quelle in der Mitte der Wiese und beginnen von mancherlei Dingen zu sprechen, dieweil der eine das Wasser betrachtet und der andere Blumen pflückt". Auf Fiammettas Vorschlag beschließt man, einen König zu wählen, dem jeder eine Liebesfrage zur Entscheidung vorlegen soll; einstimmig wird Fiammetta zur Königin gewählt.

Das Motiv der grünen Wiese mit dem Brunnen in der Mitte kehrt auch im Ameto und in der Amorosa Visione wieder. Und so wie an dem anmutigen Orte im Filocopo Geschichten zur Erläuterung des die Liebe betreffenden Gegenstandes erzählt werden, so wie im Ameto die sieben Nymphen erzählen, wie sie ihr Liebesglück gefunden haben, so erzählen einander im Dekameron die zehn jungen Leute Novellen, die zum weitaus größten Teile von der Liebe handeln.

Boccaccio ist der größte, aber nicht der erste Novellist seines Landes. Die Abenteuerromane und die Feenmärchen Frankreichs waren zwar in Italien nie recht heimisch geworden, desto mehr aber die bürgerliche Erzählung, die die Elemente der beiden andern Gattungen beibehalten hat: an die Stelle des Riesen oder Drachen, der die schöne Prinzessin bewachte, trat der dumme Ehemann, der seine lüsterne Gattin

eifersüchtig hütet; an die Stelle der Ritter, die gegen die Sarazenen ins Feld zogen, traten die Kaufleute, die mit ihren Waren die Märkte des Morgenlandes besuchen; und Zauberer wie Merlin, Aristoteles und Virgil wurden durch Heilige der christlichen Kirche ersetzt. Diese Geschichten mußten zu einer Zeit, wo der, der lesen konnte, ein halber Gelehrter war, selbstverständlich weniger von Hand zu Hand, als von Mund zu Mund verbreitet werden; trotzdem ist uns ein reicher Schatz von Geschichten erhalten geblieben und wir finden die Stoffe oder, besser gesagt, die Motive der meisten Novellen des Dekamerons in Aufzeichnungen älterer Zeit wieder. Hier ist nicht der Ort, eine Übersicht zu geben, was im Dekameron orientalischer Herkunft ist, was auf die heitern Gedichte der Franzosen zurückgeht und was in der Scholle Italiens fußt; bemerkt sei jedoch, daß mit Ausnahme der zehnten Novelle des fünften Tages und der zweiten des siebenten, die in Einzelheiten wörtlich mit ihrer Vorlage, dem Goldnen Esel von Apulejus, übereinstimmen, von keiner einzigen eine unmittelbare Quelle nachgewiesen ist. Im allgemeinen wird es wohl richtig sein, daß Boccaccio die größte Zahl seiner Stoffe, wenn es auch schon vor ihm geschriebene Fassungen gab, dem Hörensagen verdankt. Ist nun aber auch die Fabel kein Ergebnis eigener Erfindung, so hat sie doch erst er zu einem Kunstwerke gestaltet.

In der ältesten bekannten italienischen Novellensammlung, den Novelle antiche, deren älteste Teile

nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert entstanden sind, finden sich drei Erzählungen, die als Quellen Boccaccios gelten; eine von diesen dreien sei hier, um das Verhältnis Boccaccios zu seinen sogenannten Quellen zu zeigen, wortgetreu (nach der zuletzt erschienenen Ausgabe) übersetzt.

„Arimini Monte (Remiremont?) ist in Burgund, und dort ist ein Herr, der nennt sich den Herrn von Arimini Monte und der großen Grafschaft. Die Gräfin Antiochia und ihre Kammerfrauen hatten einen Türhüter, der schier ein Tölpel war; er war gar groß von Leibe und hatte den Namen Domenico. Eine von den Kammerfrauen schlief zuerst mit ihm und entdeckte es dann den andern; und da es eine der andern entdeckte, daß er es in so großem Maße hatte, schliefen alle mit ihm, und die Gräfin nach den andern. Der Graf kam ihnen dahinter; er ließ ihn töten, und aus seinem Herzen ließ er eine Pastete machen. Die setzte er der Gräfin vor, und (auch) die Kammerfrauen aßen davon. Der Graf ging zu ihnen, um zu scherzen, und sagte: ‚Wie war die Pastete?' Alle antworteten: ‚Gut.' Nun antwortete der Graf: ‚Das ist kein Wunder, denn Domenico behagte Euch lebendig und hat Euch jetzt als Toter behagt.' Die Gräfin und die Frauen verwunderten sich und sahen wohl, daß sie ihre Ehre verloren hatten. Sie wurden Nonnen und machten ein Kloster, das das Kloster von Arimini Monte heißt. Das Kloster wuchs und wurde sehr reich, und das wird als Sage erzählt: wann dort ein Edelmann mit vielen Sachen

vorbeikam, ließen sie ihn zur Herberge einladen und bewirteten ihn trefflich. Die Äbtissin und die Nonnen kamen ihm zum Scherzen entgegen: die Nonne, die am meisten angeblickt wird, die bedient ihn und begleitet ihn zu Tisch und Bett. Am Morgen stand sie auf und holte ihm Wasser und Handtuch, und wann er gewaschen war, reichte sie ihm eine leere Nadel und einen Seidenfaden, und er mußte, wenn er sich zugürten wollte, selber den Faden ins Nadelöhr bringen: und wenn er ihn auf dreimal nicht hineinbrachte, so nahmen ihm die Frauen all seine Sachen und gaben ihm nichts zurück; und wenn er den Faden in die Nadel brachte, so wurden ihm seine Sachen zurückgegeben und schöne Kleinode geschenkt. Und wer das liest, der lese es für eine Sage, aber nicht für Wahrheit."

Abgesehn davon, daß die Worte des Grafen: „Das ist kein Wunder usw." in der neunten Novelle des vierten Tages, die sonst auf eine französische Quelle zurückgeht, wiederkehren, scheint auch der erste Teil der vorstehenden Novelle den Anlaß zu der Geschichte von dem stummen Gärtner Masetto gegeben zu haben, und dem zweiten Teile schuldet wohl Boccaccio die Anregung, Gräfin und Kammerfrau in Äbtissin und Nonnen zu verwandeln; was aber hat Boccaccio aus seiner Vorlage gemacht? Ein halbes Menschenalter nach dem Pestjahre schrieb ihm sein Freund Petrarca über die Nachahmung und das Plagiat in der Literatur: „Wir müssen darauf sehn, daß, wenn etwas ähnlich ist, vieles unähnlich ist, und

daß das Ähnliche verborgen und nicht anders zu erfassen ist, als durch eine stille Nachspürung des Verstandes, so daß die Ähnlichkeit eher gefühlt als ausgesprochen werden kann. Man darf den Geist des andern gebrauchen, darf seine Farben gebrauchen, muß sich aber seiner Worte enthalten. Jene Ähnlichkeit ist verborgen, diese offenkundig; jene macht Dichter, diese Affen.“ Und wie viel ist nun Boccaccio über die Meinung des von ihm als Meister anerkannten und als Lehrer verehrten Petrarca hinausgegangen!

Die Novelle von dem stummen Gärtner ist eine von den vielen, die Boccaccio den Vorwurf der Ungläubigkeit und Gottlosigkeit eingetragen haben; aber nicht zu seinen Lebzeiten und nicht vor dem Ende des nächsten Jahrhunderts. Gegen den katholischen Glauben richtet sich keine Zeile des Dekamerons, das mit dem Namen Gottes begonnen und beendet wird; was der Verfasser an den Pranger stellt, sind die Auswüchse, die sich allenthalben in der Kirche zeigten. Die einzige Novelle, die etwa von einem zelotischen Ketzerrichter als eine Herabsetzung des Glaubens empfunden werden konnte, die von den drei Ringen, ist schon vor Boccaccio in den Novelle antiche und von dem Freunde Dantes, Busone da Gubbio, erzählt worden. Die so hart getadelte Novelle von dem als Heiligen verehrten Verbrecher Ser Ceparello, die erste des Buches, wird durch einen sicherlich historischen Bericht des Dominikaners Étienne de Bourbon von einem als Hei-

ligen verehrten Hunde überboten, und bei diesem Prediger finden wir ebenso wie bei seinen geistlichen Zeitgenossen Jacques de Vitry und Caesarius von Heisterbach Exempel von einer solchen Schamlosigkeit der Mönche und Nonnen, daß Boccaccios Darstellung eher gemildert als übertrieben erscheint. Wahr ist es freilich, daß Boccaccio, der fröhliche Beschauer und sarkastische Spötter, zu andern Schlüssen kommt als die predigenden Mönche: die wollten ihre Zuhörer mit den schmutzigen Erzählungen, so seltsam es uns erscheinen mag, erbauen und bessern; der Dichter des Dekamerons begnügt sich damit, den Gegensatz zwischen Lehren und Handlungen in gutmütiger Ironie zu belächeln. Im ganzen betrachtet ist das Dekameron, das auf die grauenhafte Schilderung der von Gott gezüchteten Stadt unmittelbar die kosenden Scherze der jugendprangenden Flüchtlinge folgen läßt, zwar keine Verdammung des positiven Glaubens, wohl aber eine entschlossene Absage an das Asketentum, wie es damals Katharina von Siena verkörperte; es ist der erste Triumph der erneuerten Weltanschauung der Antike.

So ist es leicht zu verstehn, daß das Dekameron zu der Zeit, wo das „fratzenhafte, phantastische Ungeheuer, der Mönch Savonarola, der die in dem mediceischen Hause erbliche Heiterkeit in der Todesstunde pfäffisch getrübt hat“, der wirkliche Herr von Florenz war, bei dem von den Worten des Asketen berauschten florentinischen Volke als ein „Anathema“ gelten konnte und demgemäß ebenso wie

Bilder, Würfel und Flittertand den kindlichen Boten Savonarolas für den Scheiterhaufen ausgeliefert wurde. Bei diesen Verbrennungen, die 1496 und 1497 auf dem Platze der Signoria vorgenommen wurden, sind sicherlich viele Exemplare der heute nur noch dreimal vorhandenen, 1482 und 1483 in der Druckerei von S. Jacobo di Ripoli hergestellten Ausgaben vernichtet worden. Die Geschichte der Bücher ist, so wie die allgemeine, reich an Grotesken; was aber da geschehn ist, klingt, als ob es Rabelais ersonnen hätte: diese Druckerei gehörte zu einem Nonnenkloster, und Nonnen waren es gewesen, die die Geschichte vom stummen Gärtner und vom Gottesdienste Alibeks gesetzt hatten; einem glaubenseifrigen Mönche blieb es vorbehalten, das Werk der frommen Hände zu zerstören!

Vor dieser Ausgabe war schon eine Reihe anderer erschienen. Der ersten datierten, Venedig, Valdarfer, 1471, gehn mindestens drei ohne Zeitangabe voraus; die anscheinend älteste ist die nach dem Schlußworte des Druckers Deo gratias genannte. Es folgen Ausgaben von 1472, 1475, 1476 (zwei), 1478, 1481, 1484, 1488, 1492, 1497 und 1498. Die von 1492 ist das berühmte venezianische Holzschnittwerk der Brüder Giovanni und Gregorio de Gregorii. Das Dekameron ist also noch im fünfzehnten Jahrhundert mindestens sechzehnmal gedruckt worden. Das sechzehnte Jahrhundert weist vierundsechzig Drucke auf, das siebzehnte zwölf, das achtzehnte sechsunddreißig; die des neunzehn-

ten und zwanzigsten zu erzählen, wäre ein müßiges Beginnen.

Die ältern Ausgaben des sechzehnten Jahrhunderts sind von geringerer Bedeutung, eine ausgenommen, nämlich die 1527 bei Giunti in Florenz gedruckte, die sogenannte Ventisettana, deren Herausgeber, sieben junge Florentiner, sich die Aufgabe gestellt hatten, den schon arg verstümmelten Text durch Vergleichung mit mehrern Handschriften zu bessern. Diese Arbeit war um so notwendiger geworden, als Boccaccio, der ja die italienische Kunstprosa ins Leben gerufen hat, schier als einziges Vorbild des guten Geschmacks in der Sprache gepriesen wurde. Zuerst billigte es der Humanismus, daß Boccaccio für die getragenen Episoden des Buches ein gutes Stück der lateinischen Syntax und viele lateinische Wörter übernommen hatte; später konnten es ihm die Mitglieder der Akademien nicht hoch genug anrechnen, daß er in den komischen Novellen die Sprache des niedrigen Volkes und der Bauern angewandt hatte; und von der Formenschönheit des Stils waren die Anhänger der neuen Richtung ebenso entzückt wie die der alten. Das Dekameron war als klassisches Buch anerkannt.

Daß sich die Kirche nicht damit abfinden mochte, ist klar; der Index des Tridentinischen Konzils vermerkt denn auch „Boccatii Decades sive novellae centum", allerdings mit dem Zusatze: quamdiu expurgatae non prodierint, solange es keine gereinigte Ausgabe gebe. Das Verbot des Dekamerons war für die

Sprachgelehrten Toskanas ein harter Schlag; die Akademie, die später den Namen Crusca angenommen hat, wandte sich an den Großherzog Cosimo mit der Bitte um seine Vermittlung beim Heiligen Stuhle. Die Bemühungen des Großherzogs hatten Erfolg: 1571 traf aus Rom in Florenz ein Exemplar des Dekamerons ein, wo alle auszumerzenden oder zu ändernden Stellen angegeben waren, und man machte sich unverzüglich an die Arbeit. Der Großherzog ernannte vier Abgeordnete, Deputati, die die Reinigung vornehmen sollten; das Resultat ist die berühmte Ausgabe Florenz 1573, die textkritisch einwandfrei, sonst aber eine jämmerliche Verunstaltung des Buches ist. Das, was von den Sittlichkeitsheuchlern der Gegenwart für unzüchtig erklärt wird, ist freilich erhalten geblieben; hingegen wurde jede Anspielung auf Priester, Mönche und Nonnen peinlich unterdrückt: den Deputati kostete es keine geringe Mühe, wenigstens den Pfarrer von Varlungo (in der zweiten Novelle des achten Tages) zu erhalten, der schon sprichwörtlich geworden war. Im übrigen wurden die Äbtissinnen in Edeldamen, die Nonnen in Edelfräulein, die ehebrecherischen Pfaffen in Soldaten und Beamte, die betrügerischen Mönche in Zauberer verwandelt, und eine Novelle, die sechste des ersten Tages, fiel überhaupt aus. Von nun an dauerte es fast ein Jahrhundert, bis wieder eine unverstümmelte Ausgabe des Dekamerons erschien.

Nicht geringer als die Zahl der italienischen Ausgaben ist die der Übersetzungen. Nach Sacchetti,

dem jüngeren Zeitgenossen Boccaccios, war das Dekameron noch im vierzehnten Jahrhundert ins Französische und ins Englische übertragen worden; diese Bücher sind nicht erhalten. Die älteste noch vorhandene französische Übersetzung stammt aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und von Laurens du Premierfait, der sie nach einer von einem Franziskaner verfaßten lateinischen Übersetzung verfertigt hat; sie ist zuerst 1485 in Paris gedruckt. 1545 folgt ihr eine von Antoine le Maçon besorgte, die der Königin von Navarra gewidmet ist. Eine vollständige englische Ausgabe ist erst 1615—1620 erschienen; neunzehn Novellen hatte aber schon 1568 William Painter in seinen Palace of Pleasure eingefügt. Die älteste spanische Übertragung ist 1496 in Sevilla gedruckt. Die erste deutsche Übersetzung, die lange fälschlich Heinrich Steinhövel zugeschrieben worden ist, nach den neuesten Untersuchungen aber von dem Nürnberger Pfarrer Heinrich Leubing verfaßt sein dürfte, ist zu Anfang der siebziger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts in Ulm erschienen; sie ist in diesem und dem nächsten Jahrhundert nicht weniger als achtzehnmal nachgedruckt worden.

Aus diesen Übersetzungen und unmittelbar aus dem Originale sind die Stoffe des Dekamerons in die Schwank- und Novellenliteratur in Vers und Prosa fast aller europäischen Völker übergegangen; das Dekameron ist die Wurzel eines Baumes, der noch heute, nach sechshalbhundert Jahren, blüht und

Früchte trägt. Die Geschichte dieses biologischen Prozesses steht noch immer aus, wenn auch schon hier und dort Ansätze dazu gemacht worden sind. Einige kurze, nur die wichtigsten der Weltliteratur angehörigen Ableitungen betreffende Angaben findet der Leser in den jedem Bande dieser Übersetzung beigegebenen Anmerkungen.

Die Lieder, die am Schlusse jedes Tages gesungen werden, habe ich in der Verdeutschung Hermann Kurzens gegeben und diese nur zuweilen geringfügig geändert; im übrigen habe ich bei der Übertragung alle mir zugänglichen Arbeiten meiner Vorgänger sorgsam verglichen und zu Rate gezogen. Meine Absicht war, dem italienischen Texte so treu wie möglich zu folgen, und ich habe keineswegs Petrarca nachahmen wollen, der die Berechtigung zu einer freiern Übersetzung der Griselda-Novelle aus dem horazischen Verse gefolgert hat:

> Nec verbum verbo curabis reddere fidus
> Interpres.

ES BEGINNT DAS BUCH MIT DEM NAMEN DEKAMERON UND DEM BEINAMEN DER ERZKUPPLER, DAS HUNDERT GESCHICHTEN IN SICH BEGREIFT, DIE VON SIEBEN DAMEN UND DREI JUNGEN MÄNNERN AN ZEHN TAGEN ERZÄHLT WORDEN SIND

VORREDE

IM MENSCHLICHEN WESEN LIEGT ES, Mitleid mit den Unglücklichen zu haben; und obwohl das jedermann wohl ansteht, so wird es doch sonderlich von denen gefordert, die einmal selbst des Trostes bedurften und ihn bei andern gefunden haben: wenn ihn aber je Menschen nötig gehabt oder ihn geschätzt oder Freude von ihm empfangen haben, so bin ich einer von ihnen. Denn von meiner ersten Jugend an bin ich bis zu dieser Zeit in einer hohen und adeligen Liebe über die Maßen entbrannt gewesen, mehr vielleicht, als es, wenn ich davon erzählen wollte, meinem niedrigen Stande angemessen schiene; obwohl ich nun deswegen von den verständigen Männern, die davon Kunde bekommen haben, gelobt wurde und in ihrer Achtung um vieles gestiegen bin, habe ich nichtsdestoweniger dieser Liebe halber gar schwere Pein zu erleiden gehabt, wahrlich nicht, weil die geliebte Dame grausam gegen mich gewesen wäre, sondern wegen der übermäßigen, von einer wenig gezügelten Begierde in meinem Herzen entzündeten Glut, die mir, weil sie mich bei keiner ziemlichen Grenze Befriedigung finden ließ, zu often Malen mehr Leid gebracht hat, als nötig gewesen wäre. In diesem Leide haben mir der freundliche Zuspruch manches Freundes und seine liebenswürdigen Tröstungen eine solche Erquickung verschafft, daß ich völlig überzeugt bin, daß sie es gewesen sind, die mein Leben erhalten haben. Weil es aber Dem

gefallen hat, der in seiner Unendlichkeit das Gesetz gegeben hat, daß alles Irdische ein Ende nehmen muß, so hat sich meine Liebe, die vor jeder andern loderte und die weder durch die Kraft eines Vorsatzes oder eines Ratschlags noch durch die offenkundige Schande oder durch eine Gefahr, die daraus hätte erfolgen können, zu brechen oder zu beugen gewesen wäre, im Verlaufe der Zeit durch sich selbst in einer Weise vermindert, daß sie mir derzeit nichts sonst von sich im Herzen zurückgelassen hat als jene Heiterkeit, die die Liebe denen zu bereiten pflegt, die nicht allzu weit in ihre tiefern Meere hinaussteuern; und so fühle ich denn, daß mir von ihr, die mir sonst zu steter Qual gewesen, jetzt, wo alles Ungemach geschwunden ist, ein süßes Behagen geblieben ist. Obgleich aber die Pein gewichen ist, so ist doch nicht auch die Erinnerung an die empfangenen Wohltaten entflohen, die mir von denen gespendet worden sind, die meine Qualen teilnehmend mit mir gelitten haben; und diese Erinnerung wird, glaube ich, nichts verlöschen als der Tod. Und weil unter den Tugenden, wie ich glaube, sonderlichen Preis die Dankbarkeit verdient, während ihr Gegenteil ebenso verwerflich ist, so habe ich mir, um nicht als undankbar dazustehn, bei mir selbst vorgenommen, jetzt, wo ich mich einen freien Mann nennen darf, zur Vergeltung für das, was ich empfangen habe, zwar nicht denen, die mir geholfen haben, weil es die entweder ihrer Klugheit halber oder wegen ihres guten Glückes nicht brauchen, aber wenigstens denen, bei denen es am Platze ist, nach meinen

schwachen Kräften einige Linderung bringen zu wollen. Und obwohl meine Hilfe oder mein Trost, wie wir es nennen wollen, für die Bedürftigen gar wenig bedeuten kann und bedeutet, dünkt es mich doch, daß dieser Trost um so eher dargeboten werden soll, je größer die Not ist, sowohl weil er dort mehr Nutzen stiften wird, als auch weil er dort mehr erwünscht sein wird. Und wer wird es leugnen, daß er, wie immer er beschaffen sei, viel mehr den holdseligen Frauen als den Männern gespendet werden soll? Voll Furcht und Scham bergen die Frauen die Liebesflammen in ihrem zarten Busen, und daß die mehr Gewalt haben als die unverhohlenen, das wissen die, die es versucht haben; überdies verbringen sie, gezwungen unter den Willen, das Belieben und die Befehle der Väter, der Mütter, der Brüder und der Gatten, die meiste Zeit abgeschlossen in dem kleinen Umkreise ihrer Gemächer und überlegen, schier müßig sitzend, in ein und demselben Augenblicke widerstreitende Gedanken des Wollens und Nichtwollens, die unmöglich immer heiter sein können. Und wenn etwa auf diese Art, von glühender Sehnsucht erregt, eine Schwermut in ihr Herz kommt, so muß sie, ganz zu geschweigen davon, daß die Frauen viel weniger stark im Dulden sind als die Männer, mit schwerer Pein drinnen bleiben, wenn sie nicht von einer neuen Anregung verscheucht wird. Bei den verliebten Männern trifft das nicht zu, wie wir klärlich sehn können. Die haben, wenn sie von einer Schwermut oder von düstern Gedanken befallen werden, viele Mittel, sich

Erleichterung zu verschaffen oder darüber hinwegzukommen; denn ihnen fehlt es, wenn sie wollen, nie an der Gelegenheit zu lustwandeln, vielerlei zu hören oder zu sehn, die Vogelbeize oder die Jagd zu treiben, zu fischen, zu reiten, zu spielen oder Handelsgeschäften nachzugehn. Jegliches von diesen Mitteln ist imstande, den Geist entweder ganz oder teilweise zu fesseln und ihn von den unangenehmen Gedanken abzulenken, wenigstens auf eine Zeitlang; entweder stellt sich dann auf die eine oder andere Weise Trost ein oder die Unannehmlichkeit läßt nach. Auf daß nun der Fehler des Schicksals, daß es gerade dort, wo die Kräfte geringer sind, wie wir das bei den zarten Frauen sehn, viel geiziger mit den Behelfen gewesen ist, einigermaßen durch mich verbessert werde, gedenke ich zur Hilfe und Zuflucht für die liebenden Damen — für die andern genügen die Nadel, die Spindel und der Haspel — hundert Geschichten oder Fabeln oder Parabeln oder Historien, wie wir sie nennen wollen, zu erzählen, welche von einer ehrsamen Gesellschaft von sieben Damen und drei jungen Männern, die sich während der unseligen Zeit des vergangenen Sterbens zusammengefunden haben, an zehn Tagen erzählt worden sind, nebst einigen Liedern, die von den besagten Damen zur allgemeinen Lust gesungen worden sind. In diesen Geschichten werden heitere und ernste Liebesbegebenheiten und andere abenteuerliche Ereignisse ersehn werden, die sich sowohl in neuen als auch in alten Zeiten zugetragen haben; aus ihnen werden die genannten Damen, die

sie lesen werden, gleicherweise Lust an den darin dargelegten kurzweiligen Dingen schöpfen können wie auch nützlichen Rat und die Erkenntnis, was zu fliehen und was zu suchen ist: und das, glaube ich, kann nicht geschehn, ohne daß der Kummer entschwände. Trifft dies zu – und Gott gebe, daß es zutreffe –, so mögen sie Amor danken, der mir, indem er mich aus seinen Banden gelöst hat, das Vermögen gewährt hat, auf ihr Vergnügen bedacht zu sein.

ES BEGINNT DER

ERSTE TAG DES DEKAMERONS

WO NACH EINER VOM VERFASSER GEGEBENEN DARLEGUNG, WIESO ES GESCHEHN IST, DASS SICH DIE SPÄTER AUFTRETENDEN PERSONEN ZUM ERZÄHLEN ZUSAMMENGEFUNDEN HABEN, UNTER DER HERRSCHAFT PAMPINEAS VON DEM GESPROCHEN WIRD, WAS JEDEM BELIEBT

SOOFT ICH, MEINE HOLDSELIGEN Damen, sinnend betrachte, wie mitleidig ihr alle von Natur aus seid, erkenne ich, daß das gegenwärtige Buch nach euerm Urteile einen harten und traurigen Anfang haben wird, weil es an seiner Stirn die schmerzliche Erinnerung an das verwichene große Sterben trägt, das allgemein von jedem verflucht wird, der es miterlebt oder davon erfahren hat. Aber ich will nicht, daß ihr euch dadurch vor dem Weiterlesen abschrecken ließet in der Meinung, ihr würdet beim Lesen schier immer durch Seufzer und Tränen wandeln müssen. Dieser schreckliche Anfang soll euch nichts andres sein, als was den Wanderern ein rauhes und steiles Gebirge ist, hinter dem die schönste und anmutigste Ebene liegt, die sie um so lieblicher dünkt, je beschwerlicher das Erklimmen und Herabsteigen war. Und so wie sich an die äußerste Freude der Schmerz schließt, so wird auch der Jammer von einer hinzutretenden Lust begrenzt. Auf diese kurze Traurigkeit – kurz sage ich, weil sie nur wenige Zeilen einnimmt – folgt alsbald das süße Vergnügen, das ich euch vorhin versprochen habe und das ihr vielleicht bei einem also beschaffenen Eingange ohne ausdrückliche Ankündigung nicht erwartet hättet. Und wahrhaftig, hätte ich euch auf eine anständige Art von einer andern Seite als über diesen also rauhen Pfad dorthin, wo ich wünsche, führen können, so hätte ichs gerne getan; weil es aber ohne diese Erinnerung unmöglich wäre, euch den Anlaß darzulegen,

warum das, was später zu lesen sein wird, geschehn ist, so gehe ich notgedrungen an diese Beschreibung.

Ich sage also, daß seit der heilbringenden Menschwerdung des Gottessohnes eintausenddreihundertachtundvierzig Jahre verstrichen waren, als in die herrliche Stadt Florenz, die alle andern italischen Städte an Schönheit überragt, die todbringende Pest gekommen ist, die, entweder durch die Einwirkung der Himmelskörper oder wegen unsers schlechten Wandels von dem gerechten Zorne Gottes zu unserer Besserung über die Sterblichen geschickt, einige Jahre vorher in den östlichen Ländern begonnen, diese einer unzähligen Menge von Menschen beraubt und sich, unaufhaltsam von Ort zu Ort vordringend, grausam nach Westen verbreitet hat. Umsonst war da alle Klugheit oder menschliche Vorsicht, mit der die Stadt durch dazu bestellte Beamte von vielen Unsauberkeiten gereinigt und jedem Kranken der Eintritt verwehrt und mancher Rat zur Erhaltung der Gesundheit gegeben wurde, und umsonst waren die demütigen Gebete, die nicht einmal, sondern zu often Malen, sowohl in angeordneten Bittgängen als auch in anderer Weise von den Frommen an den Herrgott gerichtet wurden: etwa zu Frühlingsanfang des genannten Jahres begann sie ihre schmerzensreichen Wirkungen auf eine gräßliche und erstaunliche Art zu zeigen. Und das nicht so, wie sie es im Morgenlande getan hatte, wo es für jeden ein offenbares Zeichen des unvermeidlichen Todes war, wenn ihm Blut aus der Nase

drang, sondern es entstanden bei ihrem Beginne, gleicherweise bei Mann und Weib, entweder an den Leisten oder unter den Achseln Geschwülste, die, bei dem einen in größerer, bei dem andern in geringerer Anzahl, zum Teile die Größe eines gewöhnlichen Apfels, zum Teile die eines Eies erreichten und vom Volke Pestbeulen genannt wurden. Von diesen zwei genannten Stellen aus begannen die besagten todbringenden Beulen unterschiedslos überall am Körper zu entstehn und zum Vorschein zu kommen; und dann begann sich das Bild der besagten Krankheit in schwarze oder blauschwarze Flecken zu verändern, die bei vielen an den Armen und an den Lenden, aber auch an jedem andern Körperteile auftraten, bei dem einen groß und in geringer Zahl, bei dem andern klein und zahlreich. Und wie zuerst die Beulen ein sicheres Zeichen des kommenden Todes gewesen waren und noch waren, so waren es nun auch diese Flecken bei jedem, den sie befielen. Zur Heilung dieser Krankheit schien weder ärztlicher Rat noch irgendeine Arznei wirksam zu sein oder zu frommen; ob es nun die Natur der Seuche nicht zuließ, oder ob die Ärzte — deren Zahl außer den studierten Leuten ebenso durch Frauen wie durch Männer, die nie einen Unterricht in der Arzneikunst gehabt hatten, übermäßig groß geworden war — in ihrer Unwissenheit nicht erkannten, woher sie rühre, und folglich nicht die richtigen Mittel anwandten, jedenfalls genasen nur sehr wenige, und schier alle starben binnen drei

Tagen von dem Auftreten der obenerwähnten Zeichen, der eine rascher, der andere langsamer und die meisten ohne irgendein Fieber oder einen sonstigen äußern Anlaß. Und noch schrecklicher war diese Pest dadurch, daß sie von denen, die daran erkrankt waren, durch den Verkehr auf die Gesunden übergriff, nicht anders als wie das Feuer mit trockenen oder fetten Dingen tut, wenn sie in seine nächste Nähe gebracht werden. Aber das war noch nicht das Ärgste; denn nicht nur das Sprechen oder der Umgang mit den Kranken teilte den Gesunden die Krankheit oder den Keim des gemeinsamen Todes mit, sondern es stellte sich auch heraus, daß schon die Berührung der Kleider oder irgendeines andern Gegenstandes, den die Kranken berührt oder gebraucht hatten, den Berührenden mit dieser Krankheit ansteckte. Wundersam ist zu hören, was ich sagen muß; und wenn es nicht die Augen vieler Leute und auch die meinigen gesehn hätten, würde ich mich kaum getrauen, es zu glauben, geschweige denn es niederzuschreiben, und wäre mein Gewährsmann noch so glaubwürdig gewesen. Ich sage, daß die Eigenschaft der Pest, von dem einen auf den andern überzuspringen, von einer solchen Kraft war, daß sie sich nicht nur zwischen Mensch und Mensch zeigte, sondern daß sie auch, wie sie's gar oft augenscheinlich tat, eine andere Kreatur, nicht von der Gattung der Menschen, wenn die etwas von einem an der Pest krank Gewesenen oder Verstorbenen berührt hatte, nicht nur mit der Krank-

heit ansteckte, sondern auch binnen ganz kurzer Zeit tötete. Davon habe ich unter andern Malen eines Tages mit meinen eigenen Augen, wie ich vorhin gesagt habe, folgendes Beispiel gesehn: man hatte die Lumpen eines armen Mannes, der an der Krankheit verstorben war, auf die offene Straße geworfen, und zwei Schweine, die dazukamen, machten sich zuerst mit dem Rüssel und dann mit den Zähnen darüber und wühlten darin herum; und kaum eine Stunde später fielen sie beide, als ob sie Gift bekommen hätten, nach einigen Zukkungen tot auf die Lumpen hin, die sie zu ihrem Unheil zerzaust hatten. Diese und viel andere oder noch ärgere Vorfälle erzeugten bei denen, die am Leben geblieben waren, mancherlei Angst und Einbildungen, und schier alle strebten dem einen, gar grausamen Ziele zu, die Kranken und deren Sachen zu meiden und zu fliehen; und durch diese Handlungsweise glaubte jedermann seine eigene Rettung zu finden. Und da waren manche, die dachten, daß ein mäßiges Leben, wobei man sich vor aller Üppigkeit hüte, die Widerstandskraft erheblich fördere: sie vereinigten sich zu Gesellschaften und lebten sonst von allen abgesondert; und indem sie sich in Häusern, wo kein Kranker war, versammelten und einschlossen, genossen sie die schmackhaftesten Speisen und den besten Wein, aber mit Maß und auf der Hut vor aller Schwelgerei, und verbrachten ihre Zeit mit Saitenspiel und all den Vergnügungen, die sie sich verschaffen konnten, ohne

sich von jemand sprechen zu lassen oder sich um das, was außerhalb ihres Hauses vorging, weder um den Tod noch um die Kranken, zu kümmern. Von einer gegenteiligen Meinung geleitet, behaupteten andere, die sicherste Arznei bei einem solchen Übel sei, reichlich zu trinken, sich gute Tage zu machen, mit Gesang und Scherz umherzuziehen, jeglicher Begierde, wo es nur möglich sei, Genüge zu tun und über das, was kommen werde, zu lachen und zu spotten; und so wie sie sagten, setzten sie es auch nach ihren Kräften ins Werk: bei Tag und Nacht zogen sie, um ohne Maß und Ziel zu trinken, bald in diese, bald in jene Schenke, viel lieber aber noch in fremde Häuser, wenn sie nur dort etwas gemerkt hatten, was ihnen zur Freude und Lust war. Und das konnten sie leichtlich tun, weil jedermann all sein Eigentum geradeso wie sich selber aufgegeben hatte, als ob sein Leben verwirkt gewesen wäre; auf diese Art waren die meisten Häuser Gemeingut geworden, und der Fremde schaltete damit, wenn er nur einmal drinnen war, ebenso wie der eigene Herr getan hätte. Aber samt ihrem viehischen Vorsatze mieden diese Leute die Kranken, soweit sie nur konnten. Und in der also verheerenden Not unserer Stadt war das ehrwürdige Ansehn der Gesetze, der göttlichen wie der menschlichen, schier völlig gesunken und vernichtet, weil ihre Verweser und Vollstrecker so wie die andern entweder tot oder krank waren oder weil es ihnen so an Gehilfen gebrach, daß sie keine Amtshandlung vorneh-

men konnten: aus diesem Grunde war jeglichem erlaubt zu tun, was er wollte. Viele andere schlugen zwischen den zwei obengenannten einen Mittelweg ein, indem sie sich weder eine solche Mäßigkeit im Essen wie die ersten auferlegten, noch im Trinken und in den andern Ausschweifungen so ausarteten wie die zweiten, vielmehr alles reichlich und nach ihrer Lust genossen und sich keineswegs absperrten, sondern umhergingen, wobei der eine Blumen, der andere wohlriechende Kräuter und manche verschiedene Spezereien in den Händen trugen, um sie oft an die Nase zu führen, weil sie meinten, es sei gar gut, das Gehirn mit derartigen Wohlgerüchen zu erquicken, da die ganze Luft von dem Gestanke der Leichname und der Krankheit und der Arzneien dumpf und stinkend geworden war. Andere waren eines grausamern Sinnes – obwohl das vielleicht sicherer war – und sagten, gegen die Pest gäbe es keine bessere oder ebenso gute Arznei als die Flucht: und von diesem Grundsatze geleitet, verließen viele Leute, sowohl Männer als auch Frauen, ohne auf etwas anderes als auf sich selber bedacht zu sein, die Vaterstadt, die eigenen Häuser, ihre Würden und ihre Verwandten und ihr Gut und suchten, wenn nicht gar fremde, so doch die eigenen Landsitze auf, als ob sie der zornige Wille Gottes, die Schlechtigkeit der Menschen mit dieser Pest zu strafen, nicht an jeglichem Orte hätte erreichen können, sondern sich, einmal erregt, hätte darauf beschränken müssen, nur die zu vernichten, die sich innerhalb der Mauern

ihrer Stadt fänden, oder als ob sie der Meinung gewesen wären, in dieser Stadt solle kein Mensch verbleiben und ihre letzte Stunde sei gekommen. Und obwohl diese Leute mit den also verschiedenen Meinungen nicht allesamt starben, kamen doch auch nicht alle davon: vielmehr erkrankten von einer jeden Richtung viele, und die gingen dann überall, da sie zur Zeit ihrer eigenen Gesundheit denen, die auch jetzt noch gesund geblieben waren, das Beispiel gegeben hatten, von allen verlassen elendiglich zugrunde. Schweigen wollen wir davon, daß ein Bürger dem andern aus dem Wege ging und daß sich schier niemand um seinen Nachbar kümmerte und daß die Verwandten einander nur zu seltenen Malen oder nie oder nur von weitem sahen, aber diese Heimsuchung hatte in den Herzen der Männer und der Frauen einen solchen Schauder erregt, daß ein Bruder den andern verließ oder der Oheim den Neffen und die Schwester den Bruder und oft die Frau ihren Gatten; und was gewichtiger und schier unglaublich ist, sogar die Väter und die Mütter scheuten sich, nach ihren Kindern zu sehn und sie zu pflegen, als ob sie nicht die Ihrigen gewesen wären. Aus diesem Grunde blieb der unzähligen Menge derer, die krank wurden, sowohl Männern als auch Frauen, keine andere Hilfe als entweder die Teilnahme der Freunde, und die war selten, oder die Habsucht der Wärter, die sie, durch einen hohen und unverhältnismäßigen Lohn bewogen, warteten, obwohl sich samt alledem nicht viele dazu hergaben, und die, die es taten, Männer und

Frauen von grobem Sinne und zumeist in einer derartigen Dienstleistung unerfahren waren, so daß ihre ganzen Dienste schier darin bestanden, die Sachen zu bringen, die die Kranken verlangten, oder zuzusehn, wann sie starben; indem sie aber derartige Dienste leisteten, fanden sie oft mit dem Gewinne zugleich den Tod. Und daraus, daß die Kranken von den Nachbarn, den Verwandten und den Freunden verlassen wurden und daß Not an Wärtern war, bürgerte sich etwas bis dahin Unbekanntes ein, daß nämlich keine Dame, wie groß auch ihre Lieblichkeit oder Schönheit oder Anmut war, wann sie erkrankte, Bedenken trug, sich von einem Manne, ob er nun jung oder alt war, bedienen zu lassen und vor ihm ohne die mindeste Scham, wenn dies nur die Not der Krankheit erheischte, jeden Teil ihres Körpers zu entblößen, nicht anders als sie bei einer Frau getan hätte: das wurde wohl später bei denen, die genasen, zum Anlasse einer geringern Ehrbarkeit. Überdies starben auch viele, die sich vielleicht, wenn sie bebetreut worden wären, erholt hätten: daher war die Menge derer, die in der Stadt bei Tag und Nacht, sowohl wegen des Mangels einer gehörigen Wartung als auch wegen der Heftigkeit der Pest starben, so groß, daß es gräßlich war, nur davon zu hören, geschweige denn es mitzuerleben. Auf diese Art entstanden unter den Überlebenden schier mit Notwendigkeit Gebräuche, die den früher von den Bürgern beobachteten entgegengesetzt waren. Vorher wars üblich gewesen – und auch heute noch sehn

wirs –, daß sich die Frauen der Verwandtschaft und die Nachbarinnen im Hause des Verstorbenen versammelten und dort mit seinen nächsten weiblichen Angehörigen klagten; vor dem Hause wieder versammelten sich die Nachbarn des Toten und viel andere Bürger mit seinen männlichen Verwandten, und dem Stande des Verstorbenen gemäß kam auch die Geistlichkeit dazu, und nun wurde er auf den Schultern von seinesgleichen mit einem Trauergepränge an Wachskerzen und Gesängen in die von ihm vor seinem Tode bestimmte Kirche getragen. Das alles kam, als die Heftigkeit der Pest überhandzunehmen begann, gänzlich oder zum größern Teile ab, und neue Gebräuche traten an die Stelle der alten. Die Leute starben nämlich, nicht nur ohne daß sie viel Frauen um sich gehabt hätten, sondern es waren auch gar manche, die ohne Zeugen aus diesem Leben schieden, und den wenigsten wurden die mitleidigen Klagen und die bittern Tränen ihrer Verwandten gewährt; dafür gab es nunmehr meistens Gelächter und Scherze und geselligen Jubel, und in diesen Gebrauch hatten sich die Frauen, die zu einem großen Teile das weibliche Mitleid hintansetzten, der eigenen Gesundheit halber trefflich geschickt. Selten kam es vor, daß eine Leiche von mehr als zehn oder zwölf Nachbarn zur Kirche geleitet wurde, und es waren nicht ehrbare und angesehene Bürger, die die Bahre trugen, sondern eine Art Totengräber, die der Hefe des Volkes entstammten und sich Leichenknechte nennen ließen; und diese Leute, die das nur um Geld

taten, trugen den Toten mit hastigen Schritten nicht zu der Kirche, die er vor seinem Tode bestimmt hatte, sondern zur nächstgelegenen, und vier oder sechs Geistliche gingen voraus mit wenig Lichtern und manchmal überhaupt ohne Lichter und ließen den Toten, ohne sich mit einer langen Feierlichkeit zu plagen, von den besagten Leichenknechten in das erste beste Grab legen, das offen stand. Bei den kleinen Leuten und wohl auch bei einem großen Teile des Mittelstands ging es noch viel jämmerlicher zu: da sie entweder von der Hoffnung oder von der Armut in ihren Häusern zurückgehalten wurden und also mit der Nachbarschaft in Berührung blieben, erkrankten sie täglich zu Tausenden; und da sie weder irgendwie bedient noch gepflegt wurden, starben sie alle schier rettungslos dahin. Und nicht wenige waren, die bei Tag oder bei Nacht auf der öffentlichen Straße verschieden; und bei vielen, die in ihren Häusern verschieden waren, erfuhren die Nachbarn erst durch den Gestank ihrer verwesenden Körper, daß sie tot waren: und der Gestank von diesen und den andern, die überall starben, machte sich weit und breit fühlbar. Meistens hielten sich die Nachbarn an dieselbe Maßregel, wozu sie die Furcht, daß ihnen die Verwesung der Leichname schaden könnte, nicht weniger antrieb als die Barmherzigkeit, die sie mit den Toten hatten: sie zogen die Leichname entweder allein oder, wann sie Träger haben konnten, mit deren Hilfe aus den Häusern und legten sie vor die Türen, so daß einer, der dort, sonderlich am Morgen

vorübergegangen wäre, eine Unzahl von Leichen hätte sehn können; dann ließen sie Bahren kommen oder legten sie auch, wenn es an diesen gebrach, auf irgendein Brett. Und es war nichts Außergewöhnliches, daß eine Bahre zwei oder drei auf einmal trug, und es geschah nicht etwa nur einmal, sondern man hätte eine Menge Bahren zählen können, wo Frau und Mann, zwei oder drei Brüder oder Vater und Sohn oder dergleichen beisammen lagen. Und unzählige Male geschah es, daß sich, wenn zwei Priester mit einem Kreuze einen holten, drei oder vier Bahren, die von Trägern getragen wurden, anschlossen; und hatten die Priester einen zu begraben geglaubt, so hatten sie nun sechs oder acht und bisweilen noch mehr. Freilich wurden diese weder durch eine Träne noch durch Lichter noch durch ein Geleite geehrt, vielmehr war es so weit gekommen, daß man sich um die Menschen, welche starben, nicht anders kümmerte, als man es heute bei Ziegen täte; daraus erhellt denn klärlich, daß etwas, was kein Weiser aus dem natürlichen Laufe der Dinge mit seinem kleinen und seltenen Ungemach gleichmütig zu ertragen lernt, bei einer gewissen Größe des Unheils auch von den Einfältigen mit gelassener Achtlosigkeit hingenommen wird. Da für die geschilderte große Menge Leichname, die alltäglich und schier allstündlich zu jeder Kirche gebracht wurden, die geweihte Erde nicht ausreichte, sonderlich nicht, wenn nach dem alten Gebrauche jedem hätte sein eigenes Grab gegeben werden sollen, wurden als Ersatz für die Kirch-

höfe, die allenthalben voll waren, große Gruben gemacht und die neu Hinzukommenden zu Hunderten hineingelegt; dort wurden sie, wie im Schiffsraume die Waren, Schicht auf Schicht übereinandergeschlichtet und mit wenig Erde bedeckt, bis die Grube bis zum Rande voll war. Um aber unserm vergangenen Jammer, der über die Stadt gekommen ist, nicht länger bis in jede Einzelheit nahzugehn, sage ich, daß die schweren Zeitläufte, die über sie dahingingen, doch deswegen keineswegs das umliegende Land verschonten; abgesehn von den Burgflecken, wo es in kleinerm Maßstabe ebenso war wie in der Stadt, starben auch in den zerstreuten Weilern und in den Dörfern die elenden, armen Bauern und ihre Familien, ohne daß sich ein Arzt um sie bemüht oder ihnen ein Wärter beigestanden hätte, auf den Wegen und auf ihren Feldern und in den Häusern bei Tag und Nacht unterschiedslos hin, nicht wie Menschen, sondern fast wie Tiere. Darum wurden sie geradeso wie die Städter in ihren Sitten ausschweifend und kümmerten sich nicht mehr um ihr Eigentum oder ihre Arbeit; anstatt wegen der künftigen Frucht, ihres Viehs und ihrer Äcker und ihrer frühern Mühe nach dem Rechten zu sehn, trachteten sie, als ob sie an jedem Tage, den sie anbrechen sahen, den Tod erwartet hätten, mit allen ihren Sinnen, alles zu verzehren, was sie vorfanden. So geschah es denn, daß sich die Rinder, die Esel, die Schafe, die Ziegen, die Schweine und die Hühner, ja selbst die Hunde, die doch den Menschen so treu sind, aus den Häusern, wohin sie

gehörten, verjagt, nach ihrem Belieben in den Feldern herumtrieben, wo noch das Getreide stand, das nicht geschnitten, geschweige denn geerntet war. Und viele von diesen Tieren kamen, nachdem sie am Tage trefflich geweidet hatten, des Nachts, schier wie vernünftige Wesen, ohne Führung eines Hirten gesättigt zu den Häusern zurück. Was ließe sich – um das Land zu lassen und uns wieder zur Stadt zu wenden – mehr sagen, als daß die Grausamkeit des Himmels und vielleicht auch teilweise die der Menschen so groß war, daß die Zahl der menschlichen Geschöpfe, die durch die Heftigkeit der Pestseuche und dadurch, daß viele Kranke wegen der Angst, die die Gesunden hatten, schlecht gewartet oder in ihrer Not verlassen wurden, zwischen dem März und dem Juli desselben Jahres innerhalb der Mauern der Stadt Florenz aus dem Leben gerafft worden sind, auf mehr als hunderttausend geschätzt wird, wo man doch vor der todbringenden Heimsuchung nicht einmal so viele Einwohner angenommen hätte. Wie viele stolze Paläste, wie viele prächtige Häuser, wie viele adelige Wohnsitze, einst voll von Gesinde und Herren und Damen, standen nun leer bis auf den letzten Knecht! Wie viele altangesehne Geschlechter, wie viele reiche Erbschaften, wie viele berühmte Reichtümer blieben ohne einen rechtmäßigen Nachfolger! Wie viele wackere Männer, wie viele schöne Frauen, wie viele anmutige Jünglinge, denen, von andern zu schweigen, sogar Galenus, Hippokrates und Äskulap das Zeugnis einer blühenden Gesundheit ausgestellt hätten, hatten am

Morgen mit ihren Verwandten, Gesellen und Freunden gespeist, um an dem Abende desselben Tages in der andern Welt mit ihren Vorfahren zu essen!

Mich widert es an, so lange durch einen solchen Jammer hin und wider zu wandern; indem ich darum den Teil, wo es füglich zulässig ist, übergehe, sage ich, daß es, als es mit unserer Stadt, die schier ohne Bewohner war, an diesem Ende stand, geschah, daß sich, wie ich von jemand Glaubwürdigem vernommen habe, an einem Dienstagmorgen sieben junge Damen, die einander entweder als Freundinnen oder als Nachbarinnen oder als Verwandte nahe standen, in der ehrwürdigen Kirche von Santa Maria Novella trafen, wo sie fast als einzige Besucher dem Gottesdienste in Trauerkleidern, wie es die Zeit erheischte, beigewohnt hatten; keine von ihnen hatte das achtundzwanzigste Jahr überschritten und keine war jünger als achtzehn, und jede war klug und aus edelm Geblüte und schön von Ansehn und gefällig im Betragen und von ehrsamer Liebenswürdigkeit. Ich würde ihre wirklichen Namen angeben, wenn mich nicht ein triftiger Grund abhielte, sie zu nennen, daß ich nämlich nicht will, daß sich eine von ihnen wegen der folgenden Dinge, die sie erzählt oder angehört haben, in der Zukunft zu schämen haben sollte, weil heute dem Vergnügen viel engere Schranken gezogen sind als damals, wo sie aus den oben dargelegten Ursachen nicht nur für ihr Alter, sondern auch für ein viel reiferes gar weit waren; auch will ich den hämischen Leuten, die an jedem

lobenswerten Lebenswandel zu nörgeln bereit sind, keine Gelegenheit geben, die Ehrbarkeit der trefflichen Damen irgendwie durch garstige Reden zu schmälern. Damit aber im folgenden das, was jede gesagt hat, ohne Verwirrung verstanden werden kann, gedenke ich ihnen Namen beizulegen, die dem Wesen einer jeden entweder völlig oder teilweise entsprechen. Die erste und älteste wollen wir Pampinea nennen, die zweite Fiammetta, Filomena die dritte und die vierte Emilia, Lauretta soll die fünfte und Neifile die sechste heißen und der letzten wollen wir nicht ohne Grund den Namen Elisa geben. Diese sieben waren, nicht vielleicht einer Verabredung halber, sondern von ungefähr in einer Ecke der Kirche zusammengekommen: sie setzten sich im Kreise nieder und begannen, da sie verzichtet hatten, Vaterunser zu beten, nach mehreren Seufzern viel und mancherlei miteinander über die Art der Zeitläufte zu reden, und nach einer Weile begann Pampinea, als die andern alle schwiegen, also zu sprechen:

„Ihr werdet, meine lieben Damen, ebenso wie ich zu often Malen gehört haben, daß wer sein Recht auf ziemliche Art benutzt, niemand unrecht tut. Nun ist es ein gutes Recht eines jeden, der hienieden geboren wird, sein Leben nach Kräften zu fördern und zu erhalten und zu verteidigen; und das wird so weit zugestanden, daß es schon manchmal geschehn ist, daß einer um seines Lebens willen einen andern ungestraft getötet hat. Und wenn dies die Gesetze zugestehn, zu deren Obliegenheiten es gehört, dafür

zu sorgen, daß jeder Sterbliche schlecht und recht leben kann, um wieviel mehr muß es uns und allen andern gestattet sein, zur Erhaltung unsers Lebens ohne Kränkung für irgend jemand die Mittel zu ergreifen, über die wir verfügen? Je öfter ich unser Verhalten am heutigen Morgen und auch das an den vergangenen recht betrachte und je öfter ich bedenke, von was für einer Art unsere Gespräche sind, desto mehr ersehe ich, und ihr werdet es ebenso ersehn, daß jede von uns für sich selber bangt; darüber wundere ich mich auch keineswegs, wohl aber wundere ich mich baß, daß wir uns nicht, wo doch jede von uns weiblich empfindet, für das, was jede billig fürchtet, irgendwie entschädigen. Meiner Meinung nach bleiben wir nicht anders hier, als wollten oder sollten wir Zeugen sein, wie viele Leichen zu Grabe getragen werden, oder achtgeben, ob die Brüder dieses Klosters, deren Zahl fast auf nichts zusammengeschmolzen ist, ihre Offizien zur richtigen Stunde singen, oder als sollten wir jedem, der uns trifft, durch unsere Kleider zeigen, wie groß und wie geartet unser Elend ist. Und wenn wir aus dieser Kirche hinaustreten, so sehn wir Leichname oder Kranke herumtragen oder wir sehn die ihrer Verbrechen wegen von den Gesetzen Verbannten schier zum Spotte für diese Gesetze, deren Vollstrecker sie tot oder erkrankt wissen, mit abscheulichem Trotze durch die Stadt streifen, oder wir sehn den Abschaum unserer Stadt, erhitzt von unserm Blute, unter dem Namen von Leichenknechten uns zuleide überall reiten und

streifen, wobei sie uns unser Unglück mit schändlichen Liedern vorwerfen. Und wir hören auch nichts andres als ‚die und die sind gestorben' und ‚die und die liegen im Sterben'; und überall würden wir schmerzlich klagen hören, wenn es Leute gäbe, die das täten. Und kehren wir in unsere Häuser zurück – ich weiß nicht, ob es euch ebenso geht wie mir, aber mich befällt Angst, wenn ich von dem zahlreichen Gesinde niemand mehr finde als mein Mädchen, und ich fühle, wie sich mir die Haare zu Berge sträuben; und wo ich im Hause gehe und stehe, glaube ich die Schatten der Verblichenen zu sehn, und nicht mit ihren gewohnten Gesichtern, sondern sie erschrecken mich mit einem entsetzlichen Aussehn, von dem ich nicht weiß, wieso es ihnen auf einmal gekommen ist. Dieser Dinge wegen fühle ich mich hier und draußen und zu Hause unglücklich, und das um so mehr, je mehr ich daran denke, daß außer uns schier niemand, dem es möglich ist, sich zu entfernen, und der auch einen Ort hat, wohin er gehn könnte, wie es bei uns zutrifft, hiergeblieben ist. Und sind wirklich noch einige hier, so habe ich zu mehrern Malen vernommen und gehört, daß diese, ohne einen Unterschied zwischen ehrbar und unehrbar zu machen, wenn es nur ihre Begierde heischt, sowohl allein als auch in Gesellschaft, bei Tag wie bei Nacht das tun, was ihnen am meisten Vergnügen macht. Und nicht nur die freien Leute, sondern auch die in den Klöstern eingeschlossen sind, weil sie sich eingeredet haben, was den andern nicht

verwehrt sei, zieme auch ihnen, ausschweifend und zügellos geworden, indem sie die Gesetze gebrochen und sich in der Meinung, sich also zu retten, der Fleischeslust ergeben haben. Und wenn das so ist – und daß es so ist, sieht man offenkundig –, was machen wir hier? worauf warten wir? was träumen wir? Warum sind wir, wo es sich um unser Heil handelt, träger und saumseliger als alle andern Bürger? Halten wir uns für geringer als die andern Frauen? oder glauben wir, daß unser Leben mit einer festern Kette an den Körper gefesselt sei als das der andern, so daß wir uns um nichts zu kümmern brauchten, was die Kraft hat, ihm zu schaden? Wir irren, wir täuschen uns: wie töricht sind wir, wenn wir so etwas glauben! Sooft wir uns erinnern wollen, wie viele und was für Frauen und junge Männer von der grausamen Pest überwunden worden sind, sehn wir den offenbarsten Beweis. Damit wir nun nicht aus Kleinmut oder aus Leichtsinn in ein Unglück fallen, dem wir vielleicht, wenn wir wollen, auf irgendeine Art entrinnen können – ich weiß nicht, ob ihr darin derselben Meinung seid wie ich –, würde ichs für das beste halten, wenn wir, wie wir hier sind, so wie es viele vor uns getan haben und noch tun, diese Stadt verließen und uns, das unehrbare Beispiel der andern wie den Tod fliehend, in ehrbarer Weise auf unsere Landgüter, deren jede von uns die Menge hat, begäben und uns dort Freude, Annehmlichkeit und Lust, wie wir nur könnten, verschafften, ohne die Grenze der Billigkeit irgendwie zu überschreiten.

Dort hört man die Vöglein singen, dort sieht man die Hügel und die Ebenen grünen und die vollen Kornfelder nicht anders wogen als das Meer und sieht tausenderlei Bäume und sieht den Himmel offener, der, wenn er auch ergrimmt ist, doch seine ewige Schönheit nicht verleugnet, deren Anblick viel schöner ist als der der leeren Mauern unserer Stadt. Und die Luft ist dort weit frischer, und alles, was man in dieser Zeit zum Leben braucht, ist dort in größerer Menge und die Trübsal ist kleiner; denn obwohl die Bauern geradeso sterben wie die Städter, so gibt es dort um so viel weniger Widerwärtigkeiten, wie die Häuser und die Bewohner schütterer sind als in der Stadt. Andererseits verlassen wir hier, wenn ich recht zusehe, keinen Menschen, sondern wir können in Wahrheit sagen, daß eher wir verlassen sind; unsere Angehörigen haben uns ja, indem sie entweder gestorben oder geflohen sind, allein unserm Ungemach überlassen, als ob wir sie gar nichts angegangen wären. Kein Tadel kann also auf uns fallen, wenn wir diesem Rate folgen; folgen wir ihm nicht, so haben wir Schmerzen und Elend und vielleicht den Tod zu gewärtigen. Wenn es euch daher recht wäre, so würde ich meinen, daß es wohlgetan wäre, wenn wir uns heute an diesem Orte und morgen an jenem, wohin uns unsere Mägde, die wir mitnehmen würden, mit den notwendigen Dingen nachkommen müßten, alle Freude und Lust verschafften, die diese Zeit bieten kann, und damit so lange fortführen, bis wir, wenn uns nicht früher der Tod überrascht, inne würden,

daß der Himmel diesem Unheil ein Ende vorgesehn hat. Und ich mache euch darauf aufmerksam, daß es uns nicht weniger ziemt, in Ehrbarkeit zu gehn, als einem großen Teile der andern Frauen in Unehrbarkeit zu bleiben."

Die andern Damen lobten nicht nur den Rat Pampineas, sondern hatten auch schon, voll Begierde, ihn zu befolgen, einzeln untereinander über die Ausführung zu sprechen begonnen, als ob sie sich sofort, wann sie von ihren Sitzen aufgestanden wären, hätten auf den Weg machen sollen. Aber Filomena, die gar verständig war, sagte: „Meine Damen, obwohl das, was Pampinea spricht, wohlgesagt ist, so ist doch keine solche Eile nötig, wie ihr vorzuhaben scheint. Ich erinnere euch daran, daß wir allesamt Frauen sind, und keine von uns ist so kindisch, daß sie nicht einsehn könnte, wie klug die Frauen alle miteinander sind und wie sie sich ohne männlichen Vorbedacht einzurichten verstehn. Wir sind unbeständig, eigensinnig, argwöhnisch, kleinmütig und ängstlich: dieser Eigenschaften wegen fürchte ich sehr, daß sich unsere Gesellschaft, wenn wir uns niemand andern zum Führer nehmen als uns, sehr bald auflösen wird, und das mit weniger Ehre für uns, als gerade notwendig wäre; und darum ist es gut, deswegen Vorsorge zu treffen, bevor wir anfangen." Nun sagte Elisa: „Freilich sind die Männer das Haupt der Frauen und ohne ihre Anordnungen gedeiht selten eine Unternehmung von uns zu einem lobenswerten Ende; aber woher sollten wir Männer nehmen? Jede von uns

weiß, daß ihre Angehörigen zum größten Teile tot sind, und die Überlebenden trachten, der eine dort, der andere da, in verschiedenen Gesellschaften, ohne daß wir wüßten wo, eben dem zu entfliehen, dem wir zu entfliehen trachten; und Fremde zu bitten, wäre nicht schicklich: denn wenn wir unserm Heile nachgehn wollen, müssen wir es auf eine solche Weise zu veranstalten wissen, daß für uns weder Verdruß noch Ärgernis erfolgt, wo wir uns Lust und Ruhe holen wollen."

Dieses Gespräch war noch immer unter den Damen im Gange, als plötzlich drei junge Männer in die Kirche traten, freilich nicht so jung, daß der Jüngste von ihnen unter fünfundzwanzig Jahren gewesen wäre, deren Liebe weder die Widrigkeit der Zeit noch der Verlust der Freunde und Verwandten noch die Furcht um das eigene Leben hatte abkühlen, geschweige denn auslöschen können. Der eine hieß Panfilo, Filostrato der zweite und der dritte Dioneo, und alle drei waren anmutige Leute von guter Lebensart; und sie waren eben auf dem Wege, um als höchsten Trost in so großer Wirrsal den Anblick ihrer Damen zu suchen, die zufällig alle drei unter den besagten sieben waren, wie auch von den übrigen die eine oder die andere mit dem einen oder dem andern von ihnen verwandt war. Die Damen wurden ihrer früher ansichtig, als sie von ihnen gesehn wurden; darum begann Pampinea lächelnd also: „Seht, das Glück ist unserm Beginnen hold und hat uns verständige, wackere junge Männer geschickt, die uns willig

sowohl Führer als auch Diener sein werden, wenn wir es nicht verschmähen, sie zu diesem Amte zu nehmen.“ Nun sagte Neifile, die vor Scham im ganzen Gesichte rot geworden war, weil sie von einem von den dreien geliebt wurde: „Um Gottes willen, Pampinea, bedenke doch, was du sagst! Ich bin ja völlig überzeugt, daß man von keinem von ihnen irgendwie andres als Gutes sagen könnte, und glaube, daß sie zu viel höhern Dingen als zu diesem taugten, und bin auch der Meinung, sie würden, von uns nicht erst zu reden, aber viel schönern und trefflichern Damen als uns eine gute und ehrbare Gesellschaft leisten; weil es aber allbekannt ist, daß sie in einige von den hier anwesenden Damen verliebt sind, so fürchte ich, daß uns ohne unsere und ihre Schuld Schande und Tadel erwachsen könnten, wenn wir sie mitnähmen.“ Nun sagte Filomena: „Das hat nichts auf sich: wenn ich ehrbar lebe und mir mein Gewissen nichts vorwirft, so mag, wer da will, das Gegenteil sprechen; Gott und die Wahrheit werden für mich zu den Waffen greifen. Wären sie nur schon entschlossen, mitzugehn, damit wir wirklich, wie Pampinea gesagt hat, sagen könnten, daß das Glück unserm Ausfluge hold ist.“ Als die andern Filomena also sprechen hörten, hatten sie nicht nur nichts dagegen, sondern sagten auch mit einmütiger Zustimmung, die jungen Männer sollten gerufen, mit ihrer Absicht bekannt gemacht und gebeten werden, daß sie es sich gefallen ließen, ihnen bei diesem Ausfluge Gesellschaft zu leisten. Ohne darum weiter etwas zu reden, erhob

sich Pampinea, begab sich zu ihnen, die in dem Anblicke der Damen versunken dastanden, grüßte sie heitern Antlitzes, tat ihnen ihr Vorhaben kund und bat sie in aller Namen, sie möchten sich entschließen, ihnen mit reinem, brüderlichem Sinne Gesellschaft zu leisten. Anfänglich glaubten die jungen Männer, sie würden zum besten gehalten; als sie aber dann sahen, daß die Dame im Ernste sprach, antworteten sie freudig, sie seien bereit dazu, und sie trafen auch, ohne mit der Ausführung zu verziehen, noch bevor sie die Kirche verließen, Verabredung, wie sie der Abreise halber zu tun hätten. Nachdem sie dann alles Notwendige hatten besorgen lassen und es dorthin, wohin sie zu gehn gedachten, vorausgeschickt hatten, verließen die Damen mit etlichen ihrer Mädchen und die drei jungen Männer mit drei Dienern von ihnen am nächsten Morgen, nämlich am Mittwoch bei Tagesanbruch die Stadt, um sich auf den Weg zu machen; und sie waren kaum zwei Meilen von der Stadt entfernt, als sie zu dem Landsitze kamen, den sie zuerst verabredet hatten. Dieser Landsitz war auf einem von unsern Straßen nach jeder Richtung ziemlich abseits gelegenen Hügel, der über und über bewachsen war mit mancherlei Bäumen und Sträuchern, alle grünbelaubt und lieblich anzusehn. Auf dem Gipfel des Hügels war ein Palast mit einem schönen, großen Hofe in der Mitte und mit Säulengängen und Sälen, mit Gemächern, deren jedes sowohl an sich sehr schön, als auch wegen seines Schmuckes durch heitere Gemälde ansehnlich war,

und mit Wiesen rundherum und mit wundersamen Gärten und mit Brunnen eisfrischen Wassers und mit Kellern, voll des köstlichsten Weines, wie er lüsternen Trinkern mehr getaugt hätte als enthaltsamen, züchtigen Damen. Den Palast fand die ankommende Gesellschaft zu ihrem größten Vergnügen völlig gesäubert; in den Gemächern waren die Betten gemacht und an allen Ecken und Enden waren Blumen, wie sie die Jahreszeit bot, und der Fußboden war überall mit Binsen bestreut. Und nachdem sie sich sofort nach ihrer Ankunft gesetzt hatten, sagte Dioneo, der an Frohsinn und Witz nicht seinesgleichen hatte: „Es war nicht so sehr unsere Erwägung, meine Damen, die uns hieher geleitet hat, sondern Euere Klugheit: was nun Ihr mit Euern Sorgen zu machen gedenkt, das weiß ich nicht, die meinigen habe ich auf der andern Seite des Stadttors gelassen, als ich vor kurzem mit Euch herausgegangen bin: darum entschließt Euch entweder allesamt mit mir zu scherzen und zu lachen und zu singen – so viel, sage ich, wie sich mit Eurer Ehrbarkeit verträgt – oder beurlaubt mich, auf daß ich zu meinen Sorgen zurückkehre und in der schwer heimgesuchten Stadt verweile.“ Fröhlich antwortete ihm Pampinea, nicht anders als ob sie ebenso die ihrigen von sich getan hätte: „Gar trefflich sprichst du, Dioneo; jetzt gilt es, vergnügt zu leben: hat uns doch kein anderer Grund vor dem Jammer fliehen lassen. Weil aber nichts Ungeregeltes lange währen kann, so spreche ich, die ich als die Urheberin des Gespräches, dem diese schöne Gesell-

schaft ihr Dasein verdankt, darauf bedacht bin, daß unsere Freude von Dauer sei, die Meinung aus, es sei notwendig, daß wir uns unter uns auf einen Gebieter einigen, dem wir als unserm Oberhaupte Ehre erweisen und gehorchen wollen und der alle Sorge auf sich nehmen soll, unser Leben heiter zu gestalten. Und damit jeder die Bürde der Pflicht zugleich mit dem Vergnügen der Macht versuche und damit demnach niemand, der es nicht versucht hätte, die sowohl aus euch Männern als auch von uns Frauen Gewählten irgendwie beneiden könnte, sage ich, daß jedem einen Tag lang die Bürde sowohl als auch die Ehre zuteil werden möge; und wer von uns der erste sein soll, das möge von uns allen durch die Wahl bestimmt werden: den Nachfolger oder die Nachfolgerin möge dann immer der jeweilige Herr oder die jeweilige Herrin des ablaufenden Tages ernennen; und der soll dann, solange seine Herrschaft währt, nach seinem Gutdünken anordnen und verfügen, wo und wie wir leben sollen."

Diese Worte fanden lebhaften Beifall, und Pampinea wurde einstimmig zur Königin des ersten Tages erwählt; und Filomena, die gar oft gehört hatte, was für einer Ehre das Laub des Lorbeers würdig ist und wie ehrwürdig es den macht, der verdienterweise damit gekrönt worden ist, lief alsbald zu einem Lorbeer, pflückte einige Zweiglein und wand einen hübschen, ansehnlichen Kranz: der wurde Pampinea aufs Haupt gesetzt und war dann, solange die Gesellschaft beisammenblieb, bei jedem das

sichtbare Zeichen der königlichen Herrschaft und Hoheit.

Als Königin befahl Pampinea, nachdem sie die Mädchen der Damen, vier an der Zahl, und die Diener der jungen Männer hatte vor sich rufen lassen, jedermann Stillschweigen und sagte, als alle schwiegen: „Um zuerst euch Damen allen ein Beispiel zu geben, wie unsere Gesellschaft mit stetem Fortschritte vom Guten zum Bessern in Ordnung und mit Lust und ohne jegliche Schande so lange leben und währen kann, wie uns beliebt, ernenne ich zuvörderst Parmeno, den Diener Dioneos, zu meinem Seneschall und übertrage ihm die Aufsicht über das ganze Gesinde und die Sorge für die ganze Wirtschaft. Sirisco, der Diener Panfilos, soll unser Zahlmeister und Säckelverweser sein und den Befehlen Parmenos unterstehn. Tindaro soll Filostrato und ebenso den beiden andern in ihren Kammern aufwarten, wenn ihnen die andern, durch ihre Obliegenheiten verhindert, nicht aufwarten können. Mein Mädchen Misia und Filomenas Licisca sollen alleweile in der Küche sein und die Gerichte, die ihnen Parmeno anordnen wird, sorgfältig bereiten. Laurettas Chimera und Fiammettas Stratilia haben nach unserm Willen die Gemächer der Damen aufzuräumen und dort, wo wir alle verweilen werden, für Sauberkeit zu sorgen. Und weiter wollen und befehlen wir, daß sich allgemein jeglicher, wenn ihm unsere Gnade lieb ist, wo immer er gehe, von wo immer er komme, was immer er sehe oder höre, wohl in acht nehme, uns

von draußen eine andere Zeitung als eine fröhliche zu bringen.“ Und nachdem Pampinea diese Anordnungen, die den Beifall aller fanden, bündig erteilt hatte, stand sie fröhlich auf und sagte: „Hier sind Gärten, hier sind Wiesen, hier sind viel andere liebliche Plätze, und so möge sich jeder nach seinem Belieben ergötzen gehn, wann aber die dritte Morgenstunde schlägt, wieder da sein, damit wir zur kühlen Zeit speisen.“

Da also die fröhliche Gesellschaft von der neuen Königin beurlaubt worden war, begaben sich die jungen Männer mit den schönen Damen unter heitern Gesprächen langsamen Schrittes in einen Garten, um schöne Kränze aus mancherlei Laub zu winden und Liebeslieder zu singen. Und nachdem sie dort so lange geblieben waren, wie ihnen die Königin Zeit gegeben hatte, gingen sie zurück zum Hause, und da fanden sie, daß Parmeno sein Amt mit Eifer angetreten hatte; denn in einem Saale des Erdgeschosses, den sie betraten, sahen sie die Tische mit schneeweißen Tüchern gedeckt und Gläser hingesetzt, die wie Silber blinkten, und überall Ginsterblüten gestreut: darum setzten sie sich alle, nachdem auf den Befehl der Königin das Wasser für die Hände herumgegeben worden war, in der von Parmeno bestimmten Ordnung. Die köstlich bereiteten Gerichte wurden aufgetragen und der trefflichste Wein stand bereit, und alsbald begannen die drei Diener geräuschlos bei den Tischen aufzuwarten. Weil alles schön und in Ordnung war, freuten sich alle und aßen vergnügt

bei scherzenden Worten. Und als die Tische weggenommen waren, ließ die Königin, da sich alle Damen ebenso wie die jungen Männer auf den Reigen verstanden und einige von ihnen trefflich zu spielen und zu singen wußten, die Instrumente bringen; und auf ihren Befehl nahm Dioneo eine Laute und Fiammetta eine Geige, um in süßen Weisen einen Tanz zu spielen. Sogleich stellte sich die Königin mit den andern Damen und den zwei jungen Männern zum Reigen an – das Gesinde war schon vorher weggeschickt worden –, und sie begannen langsamen Schrittes zu tanzen; und nach dem Reigen stimmten sie liebliche und fröhliche Lieder an. So verweilten sie, bis es endlich der Königin Schlafenszeit schien; als sie daher alle entlassen hatte, gingen die drei jungen Männer in ihre Gemächer, die von denen der Damen getrennt waren, und dort fanden sie wohlgemachte Betten und alles wie im Saale mit Blumen bestreut, und ebenso war es in denen der Damen: sie entkleideten sich denn alle und gingen zur Ruhe.

Die dritte Stunde des Nachmittags hatte noch nicht lange geschlagen, als die Königin aufstand und alle andern Damen und ebenso die jungen Männer aufstehn hieß, weil es, wie sie beteuerte, schädlich sei, bei Tage viel zu schlafen; und nun gingen sie auf eine Wiese mit hohem, grünem Grase, die vor der Sonne völlig geschützt war. Dort, wo ein lindes Lüftchen wehte, setzten sie sich alle nach dem Wunsche ihrer Königin ins grüne Gras, und sie sprach also zu ihnen:

„Wie Ihr seht, steht die Sonne hoch und die Hitze

ist groß und man hört nichts sonst als die Heuvögel auf den Oliven; ohne Zweifel wäre es daher eine Torheit, jetzt anderswohin zu gehn. Hier ist es schön und kühl und, wie Ihr seht, sind Brett- und Schachspiele hier und jedermann kann sich nach seinem Belieben unterhalten. Wenn Ihr aber darin meiner Meinung folgen wolltet, so würden wir uns diese heiße Tageszeit nicht mit Spielen vertreiben, wobei der eine Teil verdrießlich wird, ohne daß der andere oder die Zuseher eine besondere Freude hätten, sondern mit Geschichtenerzählen, was der ganzen Gesellschaft, die dem einen Erzähler zuhört, Vergnügen bringen kann. Ihr werdet noch nicht jeder mit seinem einen Geschichtchen fertig sein, so wird sich die Sonne geneigt haben und die Hitze wird vergangen sein, und wir werden lustwandeln können, wohin es Euch belieben wird: wenn Euch daher gefällt, was ich sage – ich bin ja bereit, mich darin Euerm Gefallen zu fügen – so wollen wir es tun; gefällt es Euch nicht, so mag jedes bis zur Abendstunde tun, was ihm gefällt.“ Die Damen und gleicherweise die Männer entschieden sich alle fürs Geschichtenerzählen. „Also,“ sagte die Königin, „wenn Euch das gefällt, so will ich, daß es an diesem ersten Tage jedem freistehe, von dem zu sprechen, was ihm beliebt.“ Und indem sie sich zu Panfilo kehrte, der ihr zur Rechten saß, sagte sie ihm freundlich, er solle mit einer seiner Geschichten den Anfang machen. Panfilo beeilte sich, dem Befehle nachzukommen, und begann, während ihm alle zuhörten, in folgender Weise:

ERSTE GESCHICHTE

Ser Chapelet täuscht einen frommen Bruder mit einer falschen Beichte und stirbt; obwohl er bei Lebzeiten ein ganz ruchloser Mensch gewesen ist, gilt er nun im Tode als Heiliger und wird St. Chapelet genannt.

Es ziemt sich, meine liebwerten Damen, daß alles, was der Mensch tut, mit dem erhabenen, heiligen Namen Dessen begonnen werde, der der Schöpfer von allem ist. Da ich also unser Geschichtenerzählen anfangen soll, gedenke ich den Anfang mit einer von seinen wundersamen Fügungen zu machen, damit sich in uns, wenn wir davon gehört haben, die Hoffnung auf ihn in seiner Unwandelbarkeit festige und sein Name stets von uns gepriesen werde. Es ist männiglich bekannt, daß alle zeitlichen Dinge ebensowohl vergänglich und hinfällig als auch nach innen und nach außen reich an Ungemach und Angst und Beschwerlichkeit sind und unzähligen Gefahren unterliegen, die wir, weil wir mitten unter den zeitlichen Dingen leben und ein Teil von ihnen sind, weder zu ertragen noch abzuwehren vermöchten, wenn uns nicht Gottes besondere Gnade Kraft und Vorbedacht liehe. Man darf aber nicht glauben, daß sich diese Gnade etwa unserer Verdienste halber auf uns oder in uns niedersenke, sondern sie geht von Gottes Güte aus und wird durch die Bitten derer erlangt, die sterblich waren so wie wir, und nun, weil sie zur Zeit ihres Lebens seinem Willen folgten, mit ihm ewig und selig geworden sind; ihnen als unsern

Fürsprechern, die von unserer Gebrechlichkeit aus Erfahrung Kenntnis haben, bringen wir in dem, was uns für uns nützlich scheint, unsere Bitten vor, die wir vielleicht im Angesichte eines so erhabenen Richters nicht vorzubringen wagen würden. Und noch mehr ersehn wir, daß er voll mitleidiger Güte für uns ist, wann es, weil der Scharfblick des sterblichen Auges auf keinerlei Weise in die Geheimnisse des göttlichen Sinnes dringen kann, hin und wieder vorkommt, daß wir, von unserm Wahne betrogen, vor seine Majestät einen Fürsprecher schicken, der aus ihrem Anblicke mit ewiger Verbannung verjagt worden ist; denn nichtsdestoweniger sieht er, dem nichts verborgen ist, mehr auf die Lauterkeit des Bittstellers als auf seine Unwissenheit oder auf die Verbannung des Gebetenen und erhört die Bittenden ebenso, als ob der Fürsprecher selig wäre in seinem Anblicke. Das wird aus der Geschichte, die ich zu erzählen gedenke, offenbar erhellen: offenbar sage ich, indem ich mich nicht auf das Urteil Gottes, sondern auf das der Menschen berufe.

Von Musciatto Franzesi, der aus einem großen und gar reichen Kaufherrn ein Edelmann geworden ist, heißt es, daß er, als er mit Herrn Karl ohne Land, dem Bruder des Königs von Frankreich, den der Papst Bonifaz gerufen und zu kommen eingeladen hat, habe nach Toskana reiten wollen, daran gedacht habe, seine Geschäfte, die er, wie es bei Kaufleuten oft zutrifft, hier und dort sehr verwickelt gefunden habe, mehrern Personen anzuvertrauen, weil er außer-

stande gewesen sei, sie leicht oder auf der Stelle abzuwickeln; und für alles habe er Rat gewußt und sei nur darin unschlüssig geblieben, wem er es füglich überlassen könne, seine Guthaben bei mehrern Burgundern einzutreiben. Und unschlüssig war er deshalb, weil er die Burgunder als händelsüchtige und unredliche und doppelzüngige Menschen kannte; und ihm wollte niemand einfallen, der ein so arglistiger Mann gewesen wäre, daß er irgendwelche Zuversicht hätte haben können, er werde ihrer Arglist gewachsen sein. Und nachdem er darüber lange nachgedacht hatte, fiel ihm ein gewisser Ser Ceppa-rello aus Prato ein, der viel in seinem Hause in Paris verkehrte. Diesen, der ein kleines und gar geschniegeltes Männchen war, nannten die Franzosen, weil sie nicht wußten, was Cepparello heißt, sondern glaubten, es solle Cappello oder in ihrer Sprache Chapeau bedeuten, zwar nicht Cappello, aber, weil er, wie wir gesagt haben, klein war, Chapelet; und als Chapelet war er überall bekannt, während ihn wenige als Ser Cepparello kannten. Und das Leben dieses Chapelet war also: in seiner Eigenschaft als Notar hätte er es für die größte Schande gehalten, wenn eine seiner Urkunden, obwohl er deren wenige machte, anders als falsch erfunden worden wäre; solche falsche würde er so viele gemacht haben, wie verlangt worden wäre, und williger umsonst, als eine andere um schweren Lohn. Falsches Zeugnis legte er auf Verlangen oder ohne Verlangen mit dem größten Vergnügen ab; und da damals in Frankreich viel

auf Eide gegeben wurde, gewann er, weil er sich nicht darum scherte, einen falschen zu schwören, arglistigerweise jeden Rechtshandel, bei dem man von ihm den Schwur verlangt hatte, daß er auf sein Gewissen die Wahrheit sagen werde. Eine außerordentliche Freude machte es ihm und er verwandte viel Mühe darauf, zwischen Freunden oder Verwandten oder andern Leuten Unheil und Feindschaften und Ärgernis zu stiften, und je größer das Unheil war, das er daraus erfolgen sah, desto größer war seine Lust. Wurde er zu einem Morde oder zu einer andern Verruchtheit aufgefordert, so weigerte er sich nie, sondern ging herzlich gern daran; und zu mehrern Malen hatte er sich willig finden lassen, mit eigener Hand zuzustoßen und Leute umzubringen. Im Lästern Gottes und der Heiligen war er groß, auch schon um jeder Kleinigkeit willen, weil er an Jähzorn nicht seinesgleichen hatte. Die Kirche betrat er nie und ihre Sakramente verspottete er mit den abscheulichsten Worten als Plunder; dafür suchte er die Schenken und die verrufenen Häuser gern und häufig auf. Nach den Frauen gelüstete es ihn wie den Hund nach Prügeln; an dem Entgegengesetzten aber tat er sich mehr als irgendein Schandbube gütlich. Gestohlen und geraubt hätte er mit derselben Seelenruhe, mit der ein Frommer Almosen spendet; im Essen und Trinken übernahm er sich so, daß ihm dann und wann auf eine ekelhafte Art übel wurde, und wenn er spielte, tat er es nur mit falschen Würfeln. Aber warum ergehe ich mich in so viel

Worten? Er war vielleicht der schlechteste Mensch, der je geboren worden ist. Seine Bösartigkeit war lange durch den Einfluß und das Ansehn Messer Musciattos unterstützt worden, weil er diesem Manne zuliebe zu often Malen sowohl von Privatleuten, gegen die er sich häufig unbillig benahm, als auch von der Behörde, der er das immer tat, verschont geblieben war. Als nun dieser Ser Cepparello Messer Musciatto in den Sinn kam, dachte der, weil er sein Leben genau kannte, er werde der Mann sein, den die Arglist der Burgunder erheische; darum ließ er ihn rufen und sprach also zu ihm: „Ser Chapelet, wie du weißt, stehe ich im Begriffe, ganz von hier wegzuziehen; und weil ich unter andern auch mit Burgundern zu tun habe, die voller Trug stecken, so weiß ich niemand, dem ich es füglicher als dir überlassen könnte, das Meinige von ihnen einzutreiben: willst du dich, weil du jetzt sonst nichts zu tun hast, dieser Sache annehmen, so will ich dir die Unterstützung der Behörde verschaffen und dir einen angemessenen Teil von dem geben, was du eintreiben wirst.“ Ser Chapelet, der sich unbeschäftigt und mit irdischem Gute schlecht versorgt wußte und überdies sah, daß nun der, der lange sein Unterhalt und Rückhalt gewesen war, wegging, faßte seinen Entschluß ohne viel Zaudern, schier notgedrungen, und sagte, das tue er gern. Sie trafen also ihre Abrede, und Ser Chapelet, der die Vollmacht Messer Musciattos und Empfehlungsbriefe des Königs erhielt, begab sich, nachdem Messer Musciatto abgereist war, nach Bur-

gund, wo ihn schier niemand kannte; und dort begann er, ganz gegen seine Natur, damit, daß er die Schulden gütig und gelind eintrieb, als ob er sich die Bosheit auf zuletzt aufgespart hätte. Seine Wohnung hatte er bei zwei Brüdern aus Florenz genommen, die dort Geld auf Wucherzinsen liehen, und die erwiesen ihm Messer Musciatto zuliebe viele Aufmerksamkeiten. Er war noch immer mit dem beschäftigt, weswegen er gekommen war, als es geschah, daß er erkrankte; da ließen ihm die zwei Brüder auf der Stelle Ärzte kommen und Diener, die ihn pflegten, und beschafften alles, was seine Genesung hätte fördern können. Aber aller Beistand war umsonst; denn mit dem guten Manne, der schon alt war und unordentlich gelebt hatte, ging es, wie die Ärzte sagten, von Tag zu Tag schlimmer, weil er den Tod im Leibe hatte. Darüber waren die zwei Brüder arg bekümmert, und eines Tages fingen sie ganz nahe bei der Kammer, wo Ser Chapelet auf dem Krankenbette lag, miteinander zu reden an und der eine sagte zum andern: „Was sollen wir denn mit ihm tun? Daß wir ihn hier haben, ist eine mißliche Sache, weil es jetzt, wo er so krank ist, eine große Schande und ein offenbarer Beweis von Torheit wäre, ihn aus dem Hause zu schaffen; den Leuten, die es ja gesehn haben, daß wir ihn zuerst aufgenommen und dann also eifrig für seine Wartung und Pflege gesorgt haben, müßte es doch auffallen, wenn wir ihn, obwohl er uns keinen Anlaß zur Unzufriedenheit hat geben können, jetzt, wo er todkrank ist, auf einmal aus unserm Hause

entfernten. Andererseits ist er ein so ruchloser Mensch, daß er weder beichten noch ein Sakrament wird empfangen wollen; und stirbt er ohne Beichte, so wird keine Kirche seinen Leichnam nehmen wollen, und er wird wie ein Hund verscharrt werden. Beichtet er aber wirklich, so sind seine Missetaten so groß und so entsetzlich, daß dasselbe erfolgen wird, weil es keinen Mönch oder Priester geben wird, der ihn lossprechen wollte oder könnte; und ohne Lossprechung wird er auch verscharrt werden. Und geschieht das, und das Volk dieser Stadt sieht es, so wird es sich, sowohl wegen unsers Gewerbes, das sie verwerflich dünkt und ihnen Anlaß gibt, uns den ganzen Tag zu beschimpfen, als auch wegen ihrer Lust, uns auszuplündern, zum Aufruhr erheben und schreien: ‚Diese italienischen Hunde, die keine Kirche nehmen will, wir wollen sie nicht länger mehr leiden'; und sie werden unser Haus stürmen und uns vielleicht nicht nur unser Gut rauben, sondern uns etwa auch den Garaus machen: so sind wir also auf jeden Fall übel daran, wenn er stirbt." Ser Chapelet, der, wie wir gesagt haben, ganz nahe bei dem Orte lag, wo sie sich also besprachen, hatte mit dem feinen Gehöre, das man bei den Kranken zumeist findet, alles gehört, was sie von ihm gesagt hatten. Darum ließ er sie rufen und sagte zu ihnen: „Ich will nicht, daß ihr meinetwegen unruhig seiet oder daß ihr Angst habet, durch mich einen Schaden zu erleiden; ich habe gehört, was ihr über mich gesprochen habt, und ich bin völlig überzeugt, daß es so kommen würde,

wie ihr gesagt habt, wenn die Sache so vor sich ginge, wie ihr euch vorstellt; aber sie wird anders vor sich gehn. Ich habe dem Herrgott mein Lebtag so viele Unbilden angetan, daß es gar nichts ausmachen wird, wenn ich ihm jetzt auf meinem Totenbette noch eine antue. Darum seht zu, daß ihr mir einen trefflichen Mönch verschafft, den frömmsten, den ihr haben könnt, wenn dergleichen hier sind, und laßt mich machen; dann werde ich wahrhaftig eure Angelegenheiten und die meinigen in einer Weise ordnen, daß alles gut sein wird und ihr zufrieden sein sollt." Obwohl die zwei Brüder daraus nicht viel Hoffnung schöpften, gingen sie doch zu einem Mönchskloster und verlangten einen frommen und weisen Mann, der einem Italiener, der in ihrem Hause krank sei, die Beichte hören solle; und sie erhielten einen alten Mönch, der als großer Schriftgelehrter und gar ehrwürdiger Mann und wegen seines frommen, makellosen Lebenswandels in der ganzen Stadt der Gegenstand einer sonderlich großen Verehrung war, und den führten sie zu dem Kranken. Als er in die Kammer, wo Ser Chapelet lag, gekommen war und sich an seine Seite gesetzt hatte, begann er damit, daß er ihm gütig Trost zusprach, und dann fragte er ihn, wie lange es sei, daß er das letztemal gebeichtet habe. Und Ser Chapelet, der niemals gebeichtet hatte, antwortete: „Ich habe die Gewohnheit, Vater, wöchentlich wenigstens einmal zu beichten, aber nicht, daß es nicht häufig vorkäme, daß ich auch öfter beichte; seitdem ich freilich krank geworden bin, was etwa

acht Tage her ist, habe ich nicht gebeichtet: so arg hat mich die Krankheit mitgenommen.“ Nun sagte der Mönch: „Du hast recht getan, mein Sohn, und so sollst du es auch weiterhin halten; ich sehe schon, ich werde, da du so oft beichtest, wenig Mühe haben, dich anzuhören oder dich zu fragen.“ Ser Chapelet sagte: „Sagt das nicht, ehrwürdiger Bruder; ich habe nie so oft und so häufig gebeichtet, daß ich nicht stets eine Generalbeichte aller meiner Sünden, deren ich mich von dem Tage meiner Geburt bis zum Tage der Beichte entsann, hätte ablegen wollen. Und darum bitte ich Euch, mein guter Vater, befragt mich nur geradeso haarklein über alles, als ob ich nie gebeichtet hätte; auf meine Krankheit nehmt keine Rücksicht, weil es mir lieber ist, ich plage dieses Fleisch, als daß ich, indem ich ihm Ruhe gäbe, etwas täte, was meiner Seele, die mein Heiland mit seinem kostbaren Blute losgekauft hat, zum Verderben gereichen könnte.“ Diese Worte gefielen dem frommen Manne sehr, und er nahm sie als Zeichen eines wohlbestellten Herzens; und nachdem er ihm dieses Verhalten höchlich gelobt hatte, begann er mit der Frage, ob er jemals mit einem Weibe in Wollust gesündigt habe. Und Ser Chapelet antwortete ihm seufzend: „Darin, Vater, schäme ich mich Euch die Wahrheit zu sagen, weil ich die Sünde des eiteln Selbstlobs fürchte.“ Und der fromme Bruder sagte zu ihm: „Sage es nur ruhig; wer die Wahrheit sagt, sündigt nie, weder in der Beichte noch bei einem sonstigen Anlasse.“ Nun sagte Ser Chapelet: „Da Ihr mich dar-

über beruhigt habt, so will ichs Euch sagen: ich bin noch so unbefleckt, wie ich aus dem Mutterleibe gekommen bin.“ „Gesegnet seist du von Gott,“ sagte der Mönch, „wie trefflich hast du getan! Und indem du so getan hast, ist dein Verdienst um so viel größer, wie du, wenn es dein Wille gewesen wäre, mehr Freiheit, das Gegenteil zu tun, gehabt hättest, als wir und alle andern, die von einer Ordensregel gebunden sind.“ Und hierauf fragte er ihn, ob er Gott durch die Sünde der Völlerei mißfällig geworden sei. Da antwortete Ser Chapelet mit einem Seufzer, das habe er getan und zu often Malen; denn weil er außer den vierzigtägigen Fasten, die von den Frommen im Jahre gehalten werden, gewöhnlich noch in jeder Woche wenigstens drei Tage bei Wasser und Brot gefastet habe, habe er das Wasser, sonderlich nach den Anstrengungen des Gebetes oder einer Pilgerreise, mit einer solchen Gier und Lust getrunken, wie die Säufer den Wein, und oftmals habe es ihn nach so einem Kräutersalat gelüstet, wie ihn die Frauen machen, wann sie auf dem Lande sind, und zuweilen habe ihm das Essen besser geschmeckt, als es seiner Meinung nach einem, der aus Frömmigkeit fastet, wie das bei ihm der Fall gewesen sei, hätte schmecken dürfen. Und der Mönch sagte zu ihm: „Diese Sünden, mein Sohn, liegen in der menschlichen Natur und sind geringfügig; und ich möchte nicht, daß du dir damit dein Gewissen mehr beschwertest, als nötig ist. Es geschieht jedem Menschen, wie fromm er auch sei, daß ihm nach langem Fasten das Essen gut

schmeckt und nach einer großen Anstrengung das Trinken.“ „Ach, Vater,“ sagte Ser Chapelet, „sagt mir das nicht, auch nicht um mich zu trösten: Ihr sollt wissen, daß ich weiß, daß alles, was man tut, um Gott zu dienen, lautern und völlig unbefleckten Sinnes getan werden soll; und wer anders tut, sündigt.“ Wohl zufrieden sagte der Mönch: „Ich bin zufrieden, daß du so darüber denkst, und es gefällt mir sehr, daß dein Gewissen darin rein und gut ist. Aber sage mir, hast du die Sünde des Geizes begangen, indem du mehr, als ziemlich gewesen wäre, begehrt oder etwas behalten hast, was du nicht hättest behalten sollen?“ Und Ser Chapelet sagte: „Vater, ich möchte nicht, daß Ihr so etwas deswegen dächtet, weil ich im Hause dieser Wucherer bin: ich habe nichts damit zu tun, sondern bin nur hergekommen, um sie zu ermahnen und zu schelten und von diesem abscheulichen Erwerbe abzubringen, und das, glaube ich, wäre mir auch gelungen, wenn mich nicht Gott also heimgesucht hätte. Aber Ihr sollt wissen, daß mir mein Vater ein großes Vermögen hinterlassen hat, und davon habe ich den größten Teil um Gott hingegeben; dann habe ich, um mein Leben zu erhalten und um den Armen Christi beistehn zu können, meine kleinen Geschäfte getrieben und darin nach Gewinn getrachtet, und den Gewinn habe ich immer mit den Armen Gottes zu gleichen Teilen geteilt, indem ich meine Hälfte für meine Notdurft verwandt und die andere ihnen gegeben habe: und dabei ist mir der Schöpfer so wohl beigestanden, daß sich meine

Umstände zusehends gebessert haben.“ „Da hast du recht getan,“ sagte der Mönch; „aber bist du oft zornig geworden?“ „Ach,“ sagte Ser Chapelet, „das, ich sage es Euch frei, habe ich gar oft getan. Wer könnte denn an sich halten, wenn er tagtäglich sieht, wie garstig es die Menschen treiben, wie sie die Gebote Gottes nicht beobachten, wie sie sein Gericht nicht fürchten! Es ist zu often Malen am Tage vorgekommen, daß ich viel lieber tot gewesen wäre als lebendig, wenn ich die Jünglinge habe den Eitelkeiten nachgehn sehn, wenn ich gesehn habe, wie sie fluchen und aberfluchen, in die Schenken laufen, die Kirchen meiden und mehr auf den Wegen der Welt wandeln als auf dem Wege Gottes.“ Nun sagte der Mönch: „Das ist ein gerechter Zorn, mein Sohn, und was mich betrifft, so bin ich außerstande, dir dafür eine Buße aufzulegen. Aber sollte es nicht von ungefähr geschehn sein, daß dich der Zorn dazu verleitet hätte, etwa einen Totschlag zu begehn oder jemand zu beschimpfen oder irgendwie ein andres Unrecht zu tun?“ Und Ser Chapelet antwortete: „O weh, Herr, wie könnt Ihr denn, der Ihr mir doch ein Mann Gottes scheint, solche Worte reden? wenn ich nur den kleinsten Gedanken gehabt hätte, etwas von dem, was Ihr sagt, zu tun, glaubt Ihr, daß ich glauben würde, daß mich Gott so lange erhalten hätte? Das sind Dinge, wie sie die Meuchelmörder und Ruchlosen tun, und jedesmal, wann ich so einen gesehn habe, habe ich gesagt: geh, daß dich Gott bekehre.“ Nun sagte der Mönch: „Jetzt sage mir, mein Sohn,

daß dich Gott segne, hast du jemals ein falsches Zeugnis gegen jemand abgelegt oder von andern schlecht gesprochen oder fremdes Gut genommen, ohne daß der Eigentümer einverstanden gewesen wäre?“ „Ja, Herr, freilich,“ antwortete Ser Chapelet, „ich habe von andern schlecht gesprochen; einmal habe ich nämlich einen Nachbar gehabt, der mit der größten Ungerechtigkeit der Welt nichts sonst tat als seine Frau prügeln, so daß ich einmal zu den Verwandten der Frau schlecht von ihm gesprochen habe: so groß war mein Mitleid mit der Armen, die er jedesmal, wann er zuviel getrunken hatte, auf die schändlichste Art zurichtete.“ „Nun gut,“ sagte der Mönch, „du hast mir gesagt, daß du Kaufmann gewesen bist: hast du nie jemand betrogen, wie es die Kaufleute tun?“ „Meiner Treu, ja, Herr,“ sagte Ser Chapelet, „aber ich weiß nicht, wer er war, nur daß er mir eine Summe Geldes gebracht hat, die er mir für Tuch, das ich ihm verkauft hatte, schuldig war, und ich legte es ungezählt in einen Kasten, und gut nach einem Monate fand ich, daß vier Heller zu viel waren: weil ich ihn aber nie mehr sah, gab ich sie, nachdem ich sie gut ein Jahr aufbewahrt hatte, um sie ihm zurückzustellen, um Gottes willen den Armen.“ Der Mönch sagte: „Das ist etwas Geringes; und du hast gut daran getan, zu tun, was du getan hast.“ Und außer um diese Dinge fragte ihn der fromme Mönch noch um viele andere, und stets erhielt er solche Antworten. Und schon wollte er an die Absolution gehn, als Ser Chapelet sagte:

„Noch eine Sünde habe ich, Herr, die ich nicht gesagt habe.“ Der Mönch fragte ihn darum, und er sagte: „Mir ist eingefallen, daß ich an einem Samstage nach dem Abendgebete meinen Diener habe das Haus kehren lassen und also den Sonntag nicht so geheiligt habe, wie ich hätte tun sollen.“ „Ach, mein Sohn,“ sagte der Mönch, „das ist eine Kleinigkeit.“ „O nein,“ sagte Ser Chapelet, „nennt es keine Kleinigkeit; denn der Sonntag soll sonderlich geheiligt werden, weil es an einem solchen Tage war, daß unser Herr vom Tode auferstanden ist.“ Nun sagte der Mönch: „Hast du sonst noch etwas getan?“ „Ja, Herr,“ antwortete Ser Chapelet; „ich habe einmal unversehens in der Kirche ausgespuckt.“ Der Mönch lachte und sagte: „Das ist etwas, worüber du dir keine Sorgen zu machen brauchst; wir Ordensbrüder spucken den ganzen Tag in der Kirche aus.“ Nun sagte Ser Chapelet: „Da tut Ihr etwas sehr Unziemliches; denn nichts soll so sauber gehalten werden wie der heilige Tempel, wo dem Herrn geopfert wird.“ Kurzum, derlei Sachen sagte er ihm noch viele, und schließlich begann er zu seufzen und dann heftig zu weinen; das traf er nämlich sehr gut, sooft er nur wollte. Der fromme Mönch sagte: „Was hast du denn, mein Sohn?“ Ser Chapelet antwortete: „O weh, Herr, noch eine Sünde habe ich, und die habe ich nie gebeichtet, so sehr habe ich mich sie zu sagen geschämt; und jedesmal, wann ich mich ihrer erinnere, weine ich, wie Ihr seht, und ich halte es für eine ausgemachte Sache, daß mir Gott um dieser

Sünde willen nie barmherzig sein wird.“ Nun sagte der fromme Mönch: „Aber, aber, Sohn, was sagst du da? Wenn alle Sünden, welche jemals von allen Menschen begangen worden sind oder welche von allen Menschen, solange die Welt dauern wird, werden begangen werden, wenn die alle in einem einzigen Menschen wären und er hätte Reue und Leid erweckt, wie ich sehe, daß du getan hast, so ist die Güte und Barmherzigkeit Gottes so groß, daß er ihm, wenn er beichtete, großmütig verzeihen würde; und darum sage sie nur ruhig.“ Nun sagte Ser Chapelet, immerfort heftig weinend: „Ach, Vater, die meinige ist eine zu große Sünde, und kaum kann ich glauben, daß sie mir Gott je vergibt, wenn das nicht Euere Gebete bewirken.“ Und der Mönch sagte: „Sage sie nur ruhig; denn ich verspreche dir, den Herrn für dich zu bitten.“ Ser Chapelet weinte immerzu und sagte sie nicht; und der Mönch redete ihm weiter zu, sie zu sagen. Nachdem Ser Chapelet den Mönch durch seinen Tränenstrom eine hübsche Weile hingehalten hatte, stieß er einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Da Ihr mir, Vater, versprecht, Gott für mich zu bitten, will ich sie Euch sagen: wisset denn, daß ich, als ich noch ein kleines Kind war, meine Mutter geschmäht habe;“ und nach diesen Worten begann er von neuem heftig zu weinen. Und der Mönch sagte: „Ach, mein Sohn, das also dünkt dich eine gar so große Sünde? Die Menschen schmähen den Herrgott den ganzen lieben Tag, und er verzeiht jedem willig, der es bereut, ihn geschmäht zu haben;

und du glaubst, er werde dir das nicht verzeihen? Weine nicht, fasse Mut; denn wahrlich, wärest du auch einer von denen gewesen, die ihn ans Kreuz geschlagen haben, und hättest du die Reue, die ich an dir sehe, so würde er dir verzeihen.“ Nun sagte Ser Chapelet: „Ach, Vater, was sagt Ihr da? Meine süße Mutter, die mich neun Monate lang Tag und Nacht im Leibe getragen hat und mich mehr als hundertmal auf dem Arme getragen hat, die zu schmähen, das ist zu schlecht getan und ist eine allzu große Sünde; und wenn Ihr nicht Gott für mich bittet, so wird sie mir nicht verziehen werden.“ Als der Mönch sah, daß Ser Chapelet nichts mehr zu sagen hatte, sprach er ihn los und gab ihm seinen Segen; und er hielt ihn für einen gar frommen Mann, weil er alles, was Ser Chapelet gesagt hatte, für lautere Wahrheit nahm. Und wer hätte es nicht geglaubt, wenn er einen Menschen hätte auf dem Totenbette also sprechen hören? Und nach alledem sagte er zu ihm: „Ser Chapelet, mit Gottes Hilfe werdet Ihr ja bald gesund sein; wenn es aber doch geschähe, daß Gott Euere gesegnete und wohlbestellte Seele zu sich riefe, wäret Ihr es zufrieden, daß Euer Leib in unserm Kloster begraben würde?“ Und Ser Chapelet antwortete: „O ja, Herr: ich möchte gar nicht anderswo liegen, weil Ihr mir doch versprochen habt, Gott für mich zu bitten; und abgesehn davon, habe ich für Euern Orden immer eine sonderliche Verehrung gehabt. Und darum bitte ich Euch, daß Ihr, sobald Ihr in Euerm Kloster seid, Sorge

traget, daß mir der wahrhaftige Leib Christi, den Ihr am Morgen auf dem Altare weiht, gebracht werde; obgleich ich nicht würdig bin, gedenke ich ihn doch mit Euerer Erlaubnis zu empfangen und dann auch die heilige letzte Ölung, auf daß ich, wenn ich schon als Sünder gelebt habe, wenigstens als Christ sterbe.“ Der fromme Mann sagte, das habe seinen Beifall und sei wohl gesprochen, und er werde sorgen, daß sein Wunsch alsbald erfüllt werde; und so geschah es. Die zwei Brüder, die sehr gefürchtet hatten, von Ser Chapelet hintergangen zu werden, hatten sich, um zu lauschen, an eine Bretterwand gestellt gehabt, die die Kammer, wo Ser Chapelet lag, von einer andern trennte, und hatten also alles, was Ser Chapelet dem Mönche gesagt hatte, leichtlich gehört und verstanden; und bei manchen Sünden, die er dem Mönche beichtete, hatten sie eine so große Lust zu lachen gehabt, daß sie bald geplatzt wären, und dann sagten sie zueinander: „Was ist das für ein Mensch, den weder Alter noch Krankheit noch die Furcht vor dem Tode, dem er sich nahe sieht, noch die vor Gott, vor dessen Gerichte er in einer kleinen Weile zu stehn erwartet, von seiner Ruchlosigkeit hat abbringen oder ihm den Willen, anders zu sterben, als er gelebt, hat eingeben können?“ Da sie aber hörten, er werde ein Begräbnis in der Kirche erhalten, scherten sie sich um das übrige nicht. Kurz darauf kommunizierte Ser Chapelet, und weil es immer schlechter mit ihm wurde, bekam er auch die letzte Ölung; und bald nach der Vesper desselbigen Tages, wo er seine

hübsche Beichte abgelegt hatte, starb er. Nachdem ihm die zwei Brüder aus seinem Hab und Gut ein ehrliches Begräbnis bestellt hatten und im Kloster hatten sagen lassen, die Mönche sollten am Abende kommen, um nach dem Gebrauche die Vigilie zu halten, und am Morgen den Leichnam abholen, ordneten sie alles in der gehörigen Weise an. Der fromme Mönch, der sein Beichtiger gewesen war, ging, als er gehört hatte, er sei verschieden, zum Prior seines Klosters, damit zum Kapitel geläutet werde; dann legte er den versammelten Mönchen dar, Ser Chapelet sei nach dem, was er aus seiner Beichte entnommen habe, ein heiliger Mann gewesen. Und in der Hoffnung, daß Gott durch ihn viele Wunder tun werde, überredete er sie, sein Leichnam müsse mit der größten Verehrung und Andacht eingeholt werden. Der Prior und die andern leichtgläubigen Mönche waren einverstanden; und so gingen sie allesamt am Abende dorthin, wo Ser Chapelets Leichnam lag, um ihm eine große, feierliche Vigilie zu halten, und am Morgen gingen sie, alle in Chorhemden und Mänteln, mit Büchern in den Händen und die Kreuze voran, singend den Leichnam holen und schafften ihn mit großem Gepränge und feierlich in ihre Kirche, und ihnen folgte schier das ganze Volk der Stadt, Männer und Frauen. Und nachdem sie ihn in der Kirche niedergesetzt hatten, stieg der Mönch, der sein Beichtiger gewesen war, auf die Kanzel und begann von seinem Leben, seinen Fasten und seiner Unbeflecktheit und von seiner Einfalt

und Unschuld und Heiligkeit wundersame Dinge zu predigen, indem er unter anderm erzählte, was ihm Ser Chapelet als seine größte Sünde gebeichtet hatte und wie er ihn kaum habe überreden können, daß sie ihm Gott verzeihen werde, und dann ging er dazu über, das Volk, das ihm zuhörte, zu schelten und ihm zu sagen: „Und ihr, ihr Gottvermaledeiten, um jedes Strohhalms willen, der euch unter die Füße kommt, lästert ihr Gott und die Jungfrau und alle Heiligen des Paradieses!“ Und außerdem sagte er noch vielerlei von seiner Rechtschaffenheit und Lauterkeit; und kurzum, mit seinen Worten, denen die Gemeinde vollen Glauben schenkte, legte er allen, die dort waren, so viel Verehrung in Herz und Sinn, daß nach Beendigung der Feier alle in hellen Haufen hinliefen, um dem Toten Hände und Füße zu küssen und ihm die Kleider vom Leibe zu reißen, weil sich jedermann glücklich schätzte, wenn er ein Stückchen davon haben konnte: er mußte auch den ganzen Tag also ausgestellt bleiben, damit ihn alle sehn und besuchen konnten. In der folgenden Nacht wurde er in einem marmornen Sarge ehrenvoll in einer Kapelle bestattet, und schon am nächsten Tage begannen die Leute hinzugehn und Lichter anzuzünden und ihn zu verehren, und mit der Zeit gelobten sie ihm Opfergaben und hingen ihm, ihrem Versprechen gemäß, Wachsbilder auf. Und so sehr wuchsen der Ruf seiner Heiligkeit und seine Verehrung, daß schier niemand mehr in irgendeiner Widerwärtigkeit einen andern Heiligen als ihn anrief, und sie nannten

und nennen ihn St. Chapelet; und sie bewähren, daß Gott durch ihn viele Wunder getan habe und alltäglich jedem tue, der sich diesem Heiligen frommen Sinnes befehle. So also lebte und starb Ser Cepparello aus Prato und ist ein Heiliger geworden, wie Ihr gehört habt. Ich will die Möglichkeit nicht leugnen, daß er selig sei im Anschauen Gottes, weil er, so verworfen und ruchlos auch sein Leben gewesen ist, doch in seinen letzten Augenblicken eine solche Zerknirschung gefühlt haben mag, daß vielleicht Gott Barmherzigkeit mit ihm gehabt und ihn in sein Reich aufgenommen hat; weil das aber dunkel ist, so spreche ich nach dem, was wahrscheinlich ist, und sage, daß er viel eher in den Krallen des Teufels in der Verdammnis als im Paradiese sein dürfte. Und wenn das so ist, so kann man daraus erkennen, wie groß die Güte Gottes für uns ist, der nicht auf unsern Irrtum, sondern auf die Lauterkeit unsers Glaubens sieht und uns, wenn wir einen Feind Gottes, den wir für seinen Freund halten, zum Mittler nehmen, geradeso erhört, als wenn wir uns an einen wirklich Heiligen als Mittler zwischen uns und seiner Gnade gewandt hätten. Und damit wir durch seine Gnade in der gegenwärtigen Trübsal und in dieser also heitern Gesellschaft heil und gesund bleiben, wollen wir uns ihm mit ehrfürchtigen Lobpreisungen seines Namens, in dem wir diese Gesellschaft begonnen haben, in allen unsern Nöten befehlen, mit der sichern Gewähr, erhört zu werden. Und hier schwieg Panfilo.

ZWEITE GESCHICHTE

Der Jude Abraham zieht, weil Jeannot von Sevigné in ihn dringt, an den Hof von Rom; und als er die Lasterhaftigkeit der Geistlichen sieht, kehrt er heim nach Paris und wird Christ.

DIE Geschichte Panfilos, die von den Damen bei einzelnen Stellen sehr belacht worden war und im ganzen ihren Beifall gefunden hatte, war bis zu ihrem Ende aufmerksam angehört worden; nun befahl die Königin, daß Neifile, die neben ihr saß, eine erzähle und also der angefangenen Unterhaltung einen Fortgang gebe. Neifile, der ihre Liebenswürdigkeit zu einem nicht geringern Schmucke gereichte als ihre Schönheit, antwortete heiter, das tue sie gern, und begann in folgender Weise: Panfilo hat in seiner Geschichte gezeigt, daß die Güte Gottes unsere Irrtümer nicht in Betracht zieht, wenn sie aus etwas hervorgehen, was wir nicht ersehn können; und ich gedenke Euch in der meinigen darzulegen, wie sich dieselbe Güte dadurch, daß sie die Sünden derer erträgt, die, anstatt, wie sie sollten, sowohl in Worten als auch in Werken Zeugnis von ihr abzulegen, das Gegenteil tun, untrüglich offenbart, auf daß wir dem, was wir glauben, festern Sinnes nachkommen.

Wie ich mir habe erzählen lassen, meine lieblichen Damen, war in Paris ein großer Kaufherr und Biedermann, Jeannot von Sevigné mit Namen, der in aller Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit einen gro-

ßen Tuchhandel trieb; ihn verband eine sonderliche Freundschaft mit einem sehr reichen Juden, Abraham genannt, der ebenso Kaufmann und ein gar rechtschaffener und ehrlicher Mann war. Wegen dieser Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit des Juden ging es Jeannot sehr zu Herzen, daß die Seele eines so wackeren und weisen und guten Mannes verdammt werden sollte, weil er des Glaubens ermangelte. Und darum begann er ihn freundschaftlich zu bitten, er solle die Irrlehren des jüdischen Glaubens lassen und sich zur christlichen Wahrheit bekehren, die ja, wie er sehn könne, als eine heilige und gute immer gedeihe und wachse, während er im Gegenteile unterscheiden könne, daß sein Glaube abnehme und dem Ende entgegengehe. Der Jude antwortete, er halte sonst keinen Glauben für heilig oder gut, als den jüdischen, und in dem sei er geboren und in dem gedenke er zu leben und zu sterben; und es gäbe nichts, was ihn je davon abbringen könnte. Jeannot ließ sich durch diese Antwort nicht abhalten, nach Verlauf einiger Tage mit ähnlichen Worten darauf zurückzukommen, indem er ihm recht und schlecht, wie es die Mehrzahl der Kaufleute versteht, darlegte, warum unser Glaube besser ist als der jüdische. Ob es nun die große Freundschaft bewirkte, die ihn mit Jeannot verband, oder ob der Anlaß vielleicht die Worte waren, die der Heilige Geist auf die Zunge des einfältigen Mannes legte, jedenfalls begann der Jude, obwohl er ein trefflicher Gelehrter im jüdischen Gesetze war, an den

Darlegungen Jeannots großen Gefallen zu finden; trotzdem aber ließ er sich, starrsinnig auf seinem Glauben beharrend, nicht überreden. Obgleich er aber hartnäckig blieb, ließ Jeannot nicht ab, in ihn zu dringen, bis endlich der Jude, von einer solchen Ausdauer überwunden, sagte: „Schau, Jeannot, du willst, daß ich Christ werde, und ich bin bereit dazu, mit dem Vorbehalte jedoch, daß ich vorerst nach Rom ziehen will, um dort den, den du Gottes Stellvertreter auf Erden nennst, zu sehn und seinen Lebenswandel ebenso wie den seiner Brüder, der Kardinäle, zu beobachten: und ist dem so, daß ich daraus im Zusammenhange mit deinen Worten entnehmen kann, daß euer Glaube, wie du dich mir zu beweisen bemüht hast, besser ist als der meine, so werde ich tun, was ich dir gesagt habe; trifft das aber nicht zu, so werde ich Jude bleiben, wie ich es bin.“ Als das Jeannot hörte, war er über die Maßen betrübt und sagte sich im stillen: „Nun ist all die Mühe verloren, die ich in der Meinung, ihn bekehrt zu haben, für gut angebracht gehalten habe; denn kommt er an den Hof nach Rom und sieht er das verworfene, zügellose Leben der Geistlichen, so wird er niemals aus einem Juden ein Christ werden, ja wenn er schon Christ geworden wäre, würde er ohne Fehl zum Judentum zurückkehren.“ Und zu Abraham gewandt, sagte er: „Ach, Freund, warum willst du eine solche Beschwerlichkeit und so große Kosten auf dich nehmen, wie sie für dich mit einer Reise nach Rom verbunden wären? abgesehn davon, daß für einen reichen Mann,

wie du einer bist, zu Wasser und zu Lande alles voll Gefahren ist. Glaubst du denn hier niemand zu finden, der dir die Taufe spendete? Und wenn du etwa über den Glauben, den ich dir dargelegt habe, noch einige Zweifel hast, wo gäbe es größere Gelehrte und weisere Männer als hier, die dich über das, was du wolltest oder verlangtest, aufklären könnten? Aus diesen Gründen ist diese Reise meiner Meinung nach überflüssig. Bedenke, daß die Prälaten dort geradeso sind, wie du sie hier sehen kannst, und um so besser, je näher sie dem obersten Hirten sind. Darum wirst du dir, wenn du auf meinen Rat hörst, diese Beschwerlichkeit auf ein andermal aufheben, etwa auf einen Ablaß, wo ich dich dann vielleicht begleiten werde.“ Und der Jude antwortete ihm: „Ich glaube ja, Jeannot, daß es so ist, wie du sagst; um aber alles mit einem Worte zu sagen, ich bin, wenn du willst, daß ich das tue, worum du mich so sehr gebeten hast, entschlossen, hinzureisen, und anderswie werde ich es niemals tun.“ Als Jeannot seinen festen Willen sah, sagte er: „So geh denn in Gottes Namen.“ Und bei sich dachte er, Abraham werde, wenn er den römischen Hof gesehn habe, wohl niemals Christ werden; weil er aber nichts dabei verlor, so ließ er es damit bewenden. Der Jude stieg zu Pferde und begab sich, so rasch er nur konnte, nach Rom, und als er angelangt war, wurde er von seinen Juden mit Ehren empfangen: er blieb dort und begann, ohne jemand etwas über den Zweck seiner Reise zu sagen, aufmerksam das Betragen des

Papstes und der Kardinäle und der andern Prälaten und aller Höflinge zu beobachten; und aus dem, was er als gar scharfsichtiger Mann selbst wahrnahm, und ebenso aus dem, worüber er von andern unterrichtet wurde, fand er, daß sie alle miteinander, vom obersten bis zum niedrigsten, in der schändlichsten Art der Wollust fröhnten, nicht nur der natürlichen, sondern auch der sodomitischen, ohne Gewissensbisse oder Schamgefühl, so daß der Einfluß der Dirnen und der Knaben für jeden, der etwas Wichtiges erlangen wollte, von nicht geringer Bedeutung war. Überdies erkannte er offenbar, daß sie allesamt Schwelger, Säufer und Trunkenbolde und, wie die unvernünftigen Tiere, nächst der Wollust am meisten dem Bauche untertan waren. Und indem er weiter beobachtete, sah er sie alle so geizig und habgierig, daß sie Menschenblut, ja Christenblut ebenso wie kirchliche Dinge, wie immer die beschaffen waren, ob sie den Gottesdienst oder Pfründen betrafen, um Geld verkauften und einhandelten, daß das Gefeilsche darum ärger und die Zahl der Makler größer war als in Paris beim Tuchhandel oder in einem andern Geschäfte, und daß sie die offenbare Simonie Prokuration nannten und die Völlerei Refektion, als ob Gott, von der Bedeutung der Worte zu schweigen, aber die Meinung der verworfenen Herzen nicht erkennte und sich wie die Menschen durch die Namen der Dinge täuschen ließe. Alles das und noch viel andres, was verschwiegen bleiben soll, mißfiel dem Juden, der ein enthaltsamer, schlichter Mann war,

über die Maßen; und da er genug gesehn zu haben glaubte, beschloß er, nach Paris zurückzukehren, und so tat er. Als Jeannot erfuhr, daß er angekommen war, ging er, obwohl er nichts weniger hoffte, als daß er werde Christ werden, zu ihm, und sie begrüßten einander mit herzlicher Freude; und nachdem Abraham etliche Tage der Ruhe gepflegt hatte, fragte ihn Jeannot, was ihn über den heiligen Vater und die Kardinäle und die Höflinge bedünke. Und der Jude antwortete auf der Stelle: „Nichts Gutes, und das möge Gott ihnen bescheren, so viele ihrer sind: und ich sage dir, daß ich, wenn ich gut zu beobachten verstanden habe, keine Frömmigkeit, keine Andacht, kein gutes Werk, kein gutes Beispiel oder sonst etwas dergleichen an irgendeinem Geistlichen gesehn habe; aber Wollust, Geiz und Völlerei und ähnliche Laster und ärgere, wenn sie noch irgendwie ärger sein können, habe ich bei allen so im Schwange gesehn, daß ich diese Stadt eher für eine Werkstatt teuflischen als göttlichen Wesens halte. Und meine Ansicht geht dahin, daß euer Hirte und, so wie er, jeder andere mit allem Eifer und allem Scharfsinn und aller List danach trachten, die christliche Religion, deren Grundfesten und Stützen sie doch sein sollten, zu vertilgen und aus der Welt zu verjagen. Und weil ich denn sehe, daß das, wonach sie trachten, nicht eintrifft, sondern daß euere Religion stets wächst und an Glanz und Herrlichkeit gewinnt, glaube ich wahrhaftig schließen zu können, daß sie als die wahrste und heiligste von allen den Heiligen Geist zur Grund-

feste und Stütze hat. Und darum sage ich dir, so starr und hart ich auch gegen deinen Zuspruch war und so wenig ich Christ werden wollte, jetzt frei und offen, daß mich nichts auf der Welt abhalten könnte, Christ zu werden. Gehn wir also in die Kirche und dort laß mich nach dem schuldigen Gebrauche euers heiligen Glaubens taufen!“ Jeannot, der das gerade Widerspiel dieses Schlusses erwartet hatte, war, als er ihn so reden hörte, der zufriedenste Mensch, den es je gegeben hat. Und er ging mit ihm zur Frauenkirche in Paris und ersuchte die Geistlichen, Abraham die Taufe zu spenden. Als die hörten, was er verlangte, taten sie es auf der Stelle: und Jeannot hob ihn aus dem heiligen Quell und nannte ihn Johannes. Hierauf ließ er ihn von wackern Männern gründlich in unserm Glauben unterweisen; der Bekehrte lernte alles rasch und führte dann als guter, wackerer Mann einen frommen Wandel.

DRITTE GESCHICHTE

Der Jude Melchisedech entgeht durch eine Geschichte von drei Ringen einer großen Gefahr, die ihm Saladin bereitet hat.

ALS Neifile, deren Geschichte den Beifall aller fand, schwieg, begann auf den Wunsch der Königin Filomena und sprach also: Neifiles Geschichte bringt mir eine verfängliche Begebenheit ins Gedächtnis, die einmal einem Juden zugestoßen ist: weil es nun bei dem Umstande, daß von Gott und von der

Wahrheit unsers Glaubens schon viel Gutes gesagt worden ist, nicht unschicklich sein wird, zu den Erlebnissen und Handlungen der Menschen hinabzusteigen, will ich Euch diese Geschichte erzählen, die Euch vielleicht, wann Ihr sie gehört haben werdet, in den Antworten auf die Fragen, die Euch gestellt werden, vorsichtiger machen wird. Ihr müßt, meine liebenswürdigen Gesellinnen, wissen, daß so, wie einen die Torheit zu often Malen aus dem Glücke reißt und in das größte Elend stürzt, die Klugheit den Weisen aus den größten Gefahren reißt und ihn in völlige, geruhige Sicherheit bringt. Und daß es wahr ist, daß einen die Torheit aus dem Glücke ins Elend führt, das ersieht man aus vielen Beispielen, die wir nicht erst zu erzählen brauchen, weil uns ja alltäglich ihrer tausend sichtbarlich vorkommen; daß aber die Klugheit ein Ungemach zu stillen vermag, das werde ich Euch, meinem Versprechen gemäß, in einem Geschichtchen kurz darlegen.

Saladin, dessen Trefflichkeit so groß war, daß sie ihn nicht nur aus einem geringen Manne zum Sultan von Babylon gemacht hat, sondern ihn auch viele Siege über sarazenische und christliche Könige hat erringen lassen, hatte in verschiedenen Kriegen und durch seine außerordentliche Prachtliebe seinen ganzen Schatz erschöpft, so daß er, als er aus irgendeinem Anlasse eine hübsche Summe Geldes nötig hatte, nicht so schnell, wie es nötig gewesen wäre, wußte, woher sie nehmen, bis er sich eines reichen Juden, Melchisedech mit Namen, erinnerte, der in Alexandrien auf

Zinsen borgte und, seiner Meinung nach, wenn er gewollt hätte, wohl imstande gewesen wäre, ihm zu dienen. Der Jude war aber so geizig, daß er es freiwillig nimmer getan hätte, und Gewalt wollte er nicht brauchen; da nun die Not drängte, richtete er seinen ganzen Sinn darauf, ein Mittel zu finden, wie ihm der Jude dienen müßte, und entschloß sich endlich, ihm unter einigem Scheine von Recht Gewalt anzutun. Und er ließ sich ihn rufen, empfing ihn freundlich und hieß ihn an seiner Seite niedersitzen und sagte dann zu ihm: „Ich habe, guter Mann, von mehrern Leuten vernommen, daß du gar weise bist und trefflich Bescheid weißt in göttlichen Dingen; und darum möcht ich gern von dir wissen, welches von den drei Gesetzen du für das wahre hältst, das jüdische oder das sarazenische oder das christliche.“ Der Jude, der wirklich weise war, erriet sofort, daß ihn Saladin in seinen Worten fangen wollte, um ihn in einen schlimmen Handel zu verwickeln, und besann sich, daß er keines von den dreien würde vor den andern loben können, ohne daß Saladin seinen Zweck erreicht hätte. Weil er also einsah, daß er eine unverfängliche Antwort brauchte, nahm er seinen ganzen Scharfsinn zusammen, und schon fiel ihm auch ein, was er zu sagen hatte, und er sagte: „Herr, die Frage, die Ihr mir gestellt habt, ist schön, und um Euch zu sagen, was ich darüber denke, muß ich Euch eine Geschichte erzählen, die Ihr anhören möget. Wenn ich nicht irre, so erinnere ich mich, zu often Malen gehört zu haben, daß einmal ein gar

reicher Mann gelebt hat, der in seinem Schatze neben andern Kleinodien auch einen herrlichen, kostbaren Ring hatte; weil es nun wegen des Wertes und der Schönheit dieses Ringes sein Wunsch war, daß er in Ehren gehalten werde und immer bei seinen Nachkommen verbleibe, ordnete er an, daß der Sohn von ihm, bei dem sich der Ring als sein Vermächtnis finden werde, als sein Erbe gelten und von allen andern als ihr Oberhaupt Ehre und Ehrfurcht genießen solle. Der, dem er ihn hinterließ, hielt es ebenso mit seinen Kindern und tat so wie sein Vorgänger: kurz der Ring ging mit der Zeit an viele aus seinem Geschlechte über, bis er schließlich in die Hände eines Mannes kam, der drei schöne, wackere Söhne hatte, die ihm aufs Wort gehorchten, weshalb er sie denn alle drei gleichmäßig liebte. Die Jünglinge wußten, was es für eine Bewandtnis mit dem Ringe hatte, und darum bat jeder, begierig nach Ehre vor den andern, einzeln den Vater, der schon alt war, daß er den Ring, wann es mit ihm ans Sterben gehe, ihm hinterlasse. Der wackere Mann, der sie alle gleichmäßig liebte und sich selber nicht klar werden konnte, wem er ihn lieber hinterlassen wollte, versprach ihn allen dreien und gedachte alle drei zufriedenzustellen: darum ließ er heimlich von einem tüchtigen Meister zwei andere machen, die dem ersten so ähnlich waren, daß selbst der, der sie verfertigt hatte, kaum erkannte, welcher der richtige war. Und als es mit ihm ans Sterben ging, gab er jedem Sohne den seinigen; da daher nach dem Tode

des Vaters alle drei die Erbschaft und die Ehre beanspruchten und es einer dem andern verweigerte, zeigte endlich jeder zum Beweise, daß er im Rechte sei, seinen Ring vor. Und weil sich nun ergab, daß die Ringe einander so ähnlich waren, daß man den richtigen nicht erkennen konnte, blieb die Frage, wer der wahre Erbe des Vaters sei, in Schwebe und schwebt noch heute. Und so sage ich Euch, Herr, auch von den drei Gesetzen, die Gott, der Vater, den drei Völkern gegeben hat und derentwegen Ihr die Frage aufgeworfen habt: jedes Volk glaubt seine Erbschaft, nämlich sein wahres Gesetz zu haben und seine Gebote befolgen zu müssen; wer sie aber hat, diese Frage ist so wie bei den Ringen noch immer in Schwebe.“ Saladin erkannte, daß es der Jude gar trefflich verstanden hatte, den Schlingen auszuweichen, die er ihm vor die Füße gespannt hatte; darum entschloß er sich, ihm seine Not kundzutun und zu sehn, ob er ihm dienen wolle: und so tat er, indem er ihm auch eröffnete, was seine Absicht gewesen wäre, wenn er ihm nicht so verständig geantwortet hätte, wie er getan hatte. Nun diente ihm der Jude bereitwillig mit jeder Summe, die er verlangte; und Saladin erstattete ihm alles treulich wieder und begabte ihn überdies mit ansehnlichen Geschenken und behielt ihn für alle Zeit mit großer Auszeichnung als Freund in seiner Nähe.

VIERTE GESCHICHTE

Ein Mönch, der in eine Sünde gefallen ist, befreit sich von der schweren Strafe, die er dafür verdient hätte, indem er seinem Abte dasselbe Vergehn vorhält.

KAUM schwieg Filomena am Ende ihrer Geschichte, als Dioneo, der, weil er neben ihr saß, erkannte, daß nunmehr, der begonnenen Ordnung gemäß die Reihe ihn traf, ohne auf einen Befehl der Königin zu warten, also zu sprechen begann: Wenn ich die Absicht von Euch allen, meine liebenswürdigen Damen, richtig erfaßt habe, so sind wir hier, um uns mit Geschichtenerzählen zu unterhalten; wenn daher nichts gegen diese Absicht geschieht, so meine ich, daß es jedem erlaubt sein muß – und die Königin hat es erst vorhin gesagt, daß es erlaubt ist –, die Geschichte zu erzählen, die seinem Dafürhalten nach am meisten ergötzen kann: da wir nun gehört haben, wie Abraham durch den guten Rat Jeannots von Sevignè sein Seelenheil gefunden hat und wie Melchisedech seine Reichtümer durch seine Klugheit vor den Nachstellungen Saladins verteidigt hat, so glaube ich von Euch keinen Tadel besorgen zu müssen, wenn ich Euch kurz erzähle, wie verschmitzt es ein Mönch angestellt hat, um sich von einer schweren Leibesstrafe zu befreien.

In der Lunigiana, einer nicht weit von hier gelegenen Landschaft, ist ein Kloster, wo einst mehr Frömmigkeit und mehr Mönche anzutreffen waren als heute; dort war unter andern auch ein junger Mönch, dessen

strotzender Jugendkraft weder Fasten noch Nachtwachen etwas anhaben konnten. Als der eines Tages um die Mittagsstunde, wo die andern Mönche alle schliefen, von ungefähr ganz allein bei ihrer Kirche, die an einem gar einsamen Orte lag, umherging, bekam er ein sehr hübsches junges Mädchen zu Gesicht, die die Tochter eines Bauern aus der Gegend sein mochte und auf den Feldern Kräuter sammelte: und kaum hatte er sie gesehn, so überfiel ihn auch schon brünstig die fleischliche Begierde. Er trat zu ihr und fing mit ihr zu sprechen an und ein Wort gab das andere, bis er mit ihr einig war und sie, von jedermann ungesehn, mit sich in seine Zelle nahm. Während er nun, von übergroßer Lüsternheit entflammt, wenig vorsichtig mit ihr scherzte, geschah es, daß der Abt, der sich vom Schlafe erhoben hatte und leise bei der Zelle vorbeikam, das Geräusch vernahm, das sie miteinander machten; und um die Stimmen besser unterscheiden zu können, trat er still an die Tür der Zelle und lauschte, und da erkannte er deutlich, daß ein Weib drinnen war. Schon fühlte er sich versucht, sich öffnen zu lassen; dann aber gedachte er sein Verhalten anders einzurichten und ging auf seine Kammer, um zu warten, bis der Mönch herauskommen werde. Obwohl den die große Lust und Freude mit dem Mädchen vollauf beschäftigt hatte, war er doch allwege unruhig gewesen; und da es ihn gedeucht hatte, er vernehme im Schlafhause ein Geräusch von Tritten, hatte er sein Auge an eine Ritze gelegt und den Abt unverkennbar dastehn und lauschen sehn,

woraus er denn leichtlich begriff, daß es der Abt innegeworden sein dürfte, daß das Mädchen in seiner Zelle war. Weil er wußte, daß darauf eine strenge Strafe stand, war er über die Maßen betrübt: immerhin begann er alsbald, ohne das Mädchen seinen Mißmut merken zu lassen, hin und her zu überlegen, ob er ein Rettungsmittel finden könnte; schließlich fiel ihm eine verschmitzte Bosheit ein, die geradeswegs auf das Ziel, das er im Sinne hatte, hinauslief. Er sagte nämlich zu dem Mädchen, als ob er der Meinung gewesen wäre, lange genug mit ihr verweilt zu haben: „Ich will gehn und mich kümmern, wie du ungesehn von hier hinauskommen kannst; darum verhalte dich still, bis ich zurückkomme.“ Und nachdem er die Zelle verlassen und abgesperrt hatte, ging er schnurstracks in die Kammer des Abtes, übergab ihm den Schlüssel, wie es jeder Mönch tat, wann er ausging, und sagte unbefangenen Gesichtes: „Herr, ich habe heute morgen nicht alles Holz, das ich habe machen lassen, herschaffen können, und deswegen will ich mit Eurer Erlaubnis in den Wald gehn und es herschaffen.“ In der Meinung, der Mönch habe es nicht bemerkt, daß er ihn belauscht hatte, war der Abt, dem viel daran lag, über das Vergehn des Mönches volle Klarheit zu bekommen, ob dieser Wendung sehr erfreut und nahm den Schlüssel gern in Empfang und erteilte ihm gerne Urlaub. Und als er sah, daß der Mönch weggegangen war, begann er nachzudenken, wie er die Sache anfangen solle: ob er entweder seine Zelle vor allen Mönchen öffnen lassen und ihnen seine

Verfehlung zeigen sollte, damit er ihnen also jeden Anlaß nähme, wider ihn, wenn er den Mönch bestrafen würde, zu murren, oder ob es besser wäre, wenn er sich zuerst von dem Frauenzimmer den Hergang des Handels erzählen ließe. Und weil er bei sich dachte, sie könnte am Ende eine solche Frau oder die Tochter eines solchen Mannes sein, daß es ihm vielleicht lieber wäre, er hätte ihr die Schande, sie von allen Mönchen betrachten zu lassen, nicht angetan, so beschloß er, vor allem zu sehn, wer sie sei, und sich erst dann endgültig zu entscheiden; und er ging leise zu der Zelle, öffnete sie und trat ein und schloß die Tür hinter sich zu. Als das Mädchen den Abt kommen sah, begann sie bestürzt und aus Furcht vor Schande zu weinen. Da sie aber der Herr Abt, als er sie anblickte, hübsch und frisch fand, fühlte er plötzlich, obwohl er ein Greis war, den Stachel des Fleisches nicht minder brennen als der junge Mönch und begann sich selber zu sagen: ‚Warum sollte ich mir nicht ein Vergnügen gönnen, wenn ich es haben kann? Mißvergnügen und Ärger warten sowieso öfter auf mich, als mir lieb wäre. Da ist ein hübsches junges Mädchen, und sie ist hier, ohne daß es ein Mensch auf der Welt wüßte; wenn ich sie dazu bringen könnte, daß sie mir zu Willen wäre, so wüßte ich nicht, warum ich es nicht tun sollte: wer wird es denn erfahren? Niemand wird es erfahren, und eine heimliche Sünde ist halb vergeben: so eine Gelegenheit wird sich mir vielleicht nie wieder bieten; ich meine, es ist nur vernünftig, das Gute zu nehmen,

wann es einem der Himmel schickt.' Da er mit diesen Worten die Absicht, womit er gekommen war, völlig geändert hatte, machte er sich an das Mädchen heran und begann ihr leise Trost zuzusprechen und sie zu bitten, daß sie aufhöre zu weinen; und indem ein Wort das andere brachte, kam er endlich dazu, ihr sein Begehren zu eröffnen. Das Mädchen, das weder aus Eisen noch aus Diamant war, schickte sich gar willig in die Wünsche des Abtes: nachdem er sie mehrere Male umarmt und geküßt hatte, legte er sich auf das Bett des Mönchs, wo er dann, vielleicht aus Rücksicht auf die Würde, die auf ihm lastete, oder auf das zarte Alter des Mädchens, vielleicht auch, um ihr nicht durch seine allzu große Gewichtigkeit beschwerlich zu fallen, nicht auf sie stieg, sondern sie auf sich zog und sich eine lange Weile mit ihr ergötzte. Der Mönch, der getan hatte, als ginge er in den Wald, sich aber im Schlafhause versteckt hatte, war sofort, als er den Abt hatte allein in seine Kammer gehn sehn, ganz ruhig geworden, daß sein Anschlag gelingen werde; und als er ihn hatte die Tür verschließen sehn, war auch sein letzter Zweifel geschwunden. Er verließ sein Versteck und ging leise zu einer Spalte, und dort hörte und sah er denn alles, was der Abt tat oder sagte. Als der Abt lange genug bei dem Mädchen verweilt zu haben glaubte, schloß er sie in der Zelle ein und kehrte in seine Kammer zurück: und da er, als er bald darauf den Mönch hörte, der Meinung war, der sei aus dem Walde zurückgekommen, nahm er sich vor, ihm einen

tüchtigen Verweis zu geben und ihn, damit er der alleinige Besitzer der gewonnenen Beute bleibe, gefangensetzen zu lassen; nachdem er ihn darum hatte rufen lassen, gab er ihm mit bösem Gesichte einen derben Verweis und befahl, ihn ins Gefängnis zu werfen. Der Mönch aber antwortete augenblicklich: „Herr, ich bin noch nicht so lange im Orden des heiligen Benedikt, daß ich schon alle seine Eigentümlichkeiten hätte lernen können; und Ihr habt mir noch nicht gezeigt gehabt, daß die Mönche die Frauen geradeso auf sich nehmen sollen wie die Fasten und die Nachtwachen: weil Ihr es mir aber nun gezeigt habt, verspreche ich Euch, wenn Ihr mir für dieses Mal verzeiht, darin nie wieder zu sündigen, vielmehr will ich so tun, wie ich Euch habe tun sehn.“ Der Abt, der ein gescheiter Mann war, erkannte auf der Stelle, daß der Mönch die Sache nicht nur besser als er getroffen, sondern ihn auch bei seinem Tun beobachtet hatte. Da ihn daher seine eigene Schuld drückte, scheute er sich, dem Mönche etwas zu tun, was er selber ebenso verdient hätte. Und er vergab ihm und trug ihm auf, Stillschweigen über das Geschehene zu halten; das Mädchen schafften sie recht und schlecht hinaus, und es ist wohl glaublich, daß sie sie zu mehreren Malen haben wiederkommen lassen.

FÜNFTE GESCHICHTE

Die Markgräfin von Montferrat wehrt der tollen Liebe des Königs von Frankreich zu ihr durch eine Mahlzeit von Hühnergerichten und durch ein paar hübsche Worte.

DIE Geschichte Dioneos hatte im Anfange die Herzen der zuhörenden Damen mit ein wenig Scham erfüllt, und davon hatte die ehrbare Röte, die auf ihre Gesichter getreten war, Zeugnis gegeben: später jedoch hatten sie sich, eine die andere ansehend, kaum des Lachens enthalten können und mit heitern Mienen zugehört. Als sie aber zu Ende war, verwiesen sie ihm mit neckenden Worten die Ungehörigkeit, solche Geschichten vor Damen zu erzählen, bis sich die Königin zu Fiammetta, die neben ihr im Grase saß, wandte und ihr befahl, in der Reihe fortzufahren. Die begann anmutig und mit frohem Gesichte: Sowohl deswegen, weil es mir lieb ist, daß wir dabei angelangt sind, mit unsern Geschichten zu zeigen, was eine hübsche, schlagfertige Antwort vermag, als auch weil geradeso, wie es bei einem Manne Hochsinn beweist, wenn er die Liebe einer Dame, die höher steht als er, sucht, die Damen gar wohlweislich handeln, wenn sie sich davor hüten, von der Liebe zu Männern, die vornehmer sind als sie, erfaßt zu werden – aus diesen beiden Gründen also, meine schönen Damen, ist es mir eingefallen, Euch in der Geschichte, die ich zu erzählen habe, darzulegen, wie sich eine edle Dame durch Wort und Tat davor gehütet und den Mann umgestimmt hat.

Der Markgraf von Montferrat, ein Mann von hoher Tapferkeit und Bannerherr der Kirche, war mit einem Kreuzzuge übers Meer gezogen. Als nun am Hofe König Philipps des Einäugigen, der sich eben, um an demselben Kreuzzuge teilzunehmen, anschickte, Frankreich zu verlassen, von seiner Tapferkeit die Rede war, sagte ein Ritter, unter der Sonne gäbe es kein Paar, das dem Markgrafen und seiner Dame gliche; denn so wie der Markgraf in jeder Tüchtigkeit unter den Rittern wohlberufen sei, so sei die Dame die schönste und sittsamste von allen Frauen der Welt. Diese Worte machten auf das Herz des Königs einen solchen Eindruck, daß er die Dame, ohne sie je gesehn zu haben, glühend zu lieben begann und sich vornahm, sich zu dem Kreuzzuge, in den er zog, nirgends anderswo einzuschiffen als in Genua; die Landreise dorthin, meinte er, werde ihm einen schicklichen Grund zu einem Besuche der Markgräfin bieten, und er dachte, daß es ihm bei der Abwesenheit des Markgrafen gelingen könnte, ans Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Und wie er sichs vorgenommen hatte, so setzte er es auch ins Werk: nachdem er alle seine Leute vorausgeschickt hatte, machte er sich mit einem kleinen Gefolge von Rittern auf den Weg, und als er sich dem Lande des Markgrafen näherte, ließ er der Dame einen Tag vorher sagen, sie möge ihn am nächsten Morgen zum Essen erwarten. In ihrer Klugheit und Besonnenheit antwortete die Dame wohlgemut, das werde ihr eine sonderliche Gnade sein, und er sei ihr

willkommen. Dann aber sann sie nach, was das bedeuten solle, daß sie ein so großer König zu einer Zeit, wo ihr Gatte nicht daheim sei, besuchen komme: und die Vermutung, auf die sie kam, daß ihn nämlich der Ruf ihrer Schönheit hergeführt habe, betrog sie nicht. Nichtsdestoweniger entschloß sie sich als hochsinnige Frau, ihn mit Ehren zu empfangen: sie ließ die Edelleute, die zu Hause geblieben waren, rufen und traf alle Anordnungen nach ihrem Rate; die Besorgung des Mahles aber und der Gerichte behielt sie sich allein vor. Und nachdem sie unverzüglich hatte alle Hennen, so viele nur in der Gegend waren, zusammenbringen lassen, befahl sie ihren Köchen, aus ihnen allein verschiedene Gerichte für die königliche Tafel zu bereiten. Der König kam an dem bestimmten Tage und wurde von der Dame mit festlichem Gepränge und ehrenvoll empfangen. Als er sie sah, schien sie ihm weit schöner und liebenswürdiger, als er nach den Worten des Ritters erwartet hätte, und voll hellen Staunens und hoher Lobpreisungen entflammte er sich in seiner Leidenschaft um so höher, je mehr er seine Meinung von ihr durch die Wirklichkeit übertroffen fand. Und nachdem er in prächtigen Gemächern, die mit allem zum Empfange eines so erhabenen Königs Nötigen geziert waren, eine Weile der Ruhe gepflegt hatte, setzten sich er und die Markgräfin, als die Essensstunde gekommen war, an einen Tisch, und die andern wurden je nach ihrem Range an andern Tischen bewirtet. Nun wurde der König nach und nach mit verschie-

denen Schüsseln und mit den köstlichsten Weingattungen bedient; aber ein größers Vergnügen war es für ihn, daß er sich zuweilen an dem Anblicke der schönen Markgräfin weiden durfte. Als aber eine Schüssel nach der andern kam, begann sich der König baß zu verwundern, weil er, obwohl die Gerichte verschiedener Art waren, doch erkannte, daß sie allesamt aus nichts anderm als aus Hennen bereitet waren. Und obgleich der König wußte, daß es in der Gegend, wo er war, Wildbret in Hülle und Fülle gab, und obwohl der Dame dadurch, daß er ihr seine Ankunft früher angezeigt hatte, reichlich Zeit geblieben sein mußte, um jagen zu lassen, wollte er doch, wie verwundert er auch darüber war, nichts sonst als Anlaß zu einem Gespräche mit ihr nehmen, als ihre Hennen, und wandte sich mit heiterm Gesichte zu ihr und sagte: „Meine Dame, gibt es denn hierzulande nur Hennen und gar keinen Hahn?“ Die Markgräfin, die die Frage wohl verstand und der Meinung war, Gott habe ihr eine Gelegenheit geschickt, ihm ihre Gesinnung kundzutun, blickte den König freimütig an und sagte: „Nein, gnädiger Herr, aber die Frauen sind hier, wenn sie sich auch durch Kleidung und Schmuck von den andern unterscheiden, dennoch ebenso beschaffen wie anderswo.“ Als der König diese Worte hörte, begriff er gar gut den Zweck der Hennenmahlzeit und den in den Worten verborgenen Sinn; und weil er merkte, daß es umsonst wäre, an eine solche Dame Worte zu verschwenden, und weil von Gewalt keine Rede sein

konnte, so verlöschte er um seiner Ehre willen das zu einem schlechten Ende genährte Feuer ebenso weislich, wie er es unbesonnen entzündet hatte. Und ohne weitere anzügliche Reden zu führen, weil er ihre Antworten fürchtete, wartete er, aller Hoffnung beraubt, auf das Ende des Mahles; um dann die Unehrbarkeit, die ihn hingeführt hatte, durch eine rasche Abreise zu bemänteln, machte er sich, nachdem er ihr für die empfangene Ehre gedankt und sie Gott befohlen hatte, auf den Weg nach Genua.

SECHSTE GESCHICHTE

Ein wackerer Mann beschämt mit einem hübschen Worte die schändliche Heuchelei der Mönche.

NACHDEM alle Damen die Rechtschaffenheit der Markgräfin und ihre artige Zurechtweisung des Königs von Frankreich gelobt hatten, begann Emilia, die neben Fiammetta saß, dem Wunsche ihrer Königin gemäß, herzhaft also zu sprechen: Ich wieder sehe keinen Grund, Euch einen beißenden Tadel zu verschweigen, den ein wackerer Mann einem habgierigen Mönche mit einem nicht minder lustigen als lobenswerten Worte ausgesprochen hat.

Es war also, meine teuern jungen Damen, vor nicht gar langer Zeit in unserer Stadt ein Barfüßermönch Inquisitor der ketzerischen Schändlichkeit, der trotz seinem Trachten, als frommer und dem christlichen Glauben herzlich ergebener Mann dazustehn, doch, ebenso wie es alle machen, nicht weniger einem

vollen Beutel als einem Mangel an Glauben nachspürte. Bei diesem Eifer traf er einmal auf einen Biedermann, der mehr Geld hatte als Vorsicht; dem war eines Tages, nicht daß es ihm an Glauben gebrochen hätte, sondern in aller Einfalt, als er etwa vom Weine oder von übermäßiger Fröhlichkeit erhitzt war, zu seiner Gesellschaft die Äußerung entschlüpft, er habe einen Wein, der so gut sei, daß ihn Christus trinken würde. Das wurde dem Inquisitor hinterbracht, und der, der wußte, daß sein Grundbesitz groß war und sein Beutel prall, hatte nichts eiliger zu tun, als ihm cum gladiis et fustibus einen schweren Prozeß an den Hals zu hängen, woraus er sich nicht so sehr eine Behebung des Irrglaubens des Inquisiten als eine Füllung der eigenen Hände mit Gold versprach. Und er ließ ihn vorladen und fragte ihn, ob das wahr sei, was von ihm erzählt worden sei. Der Biedermann antwortete mit Ja und erzählte den Hergang. Nun sagte der fromme Inquisitor und Verehrer des heiligen Johannes Chrisostomus oder Goldmund: „Du hast also Christus zu einem Säufer gemacht, den es nach gutem Weine gelüstete, als ob er Cinciglione wäre oder ein anderer von euch Trunkenbolden und Wirtshausbrüdern! und jetzt redest du demütig daher und möchtest die Sache als harmlos hinstellen; aber sie ist nicht so, wie du meinst: du hast den Scheiterhaufen verdient, wenn wir mit dir so verfahren wollen, wie wir sollen.“ Und diese und viele andere Worte brachte er mit einer so drohenden Miene heraus, als ob Epikur selber, der Leug-

ner der Unsterblichkeit der Seele, vor ihm gestanden hätte. Kurz er jagte dem Biedermann eine solche Angst ein, daß ihm der, um von ihm barmherzig behandelt zu werden, durch Mittelspersonen die Hände mit einer hübschen Menge der Salbe des heiligen Johannes Goldmund schmieren ließ, die bei der schwärenden Habsucht der Geistlichkeit, sonderlich der Barfüßer, die sich kein Geld anzurühren getrauen, wesentliche Dienste tut. Und diese Salbung wandte er ihrer sonderlichen Kraft wegen, die sie trotz Galenus hat, der nirgends in seinen medizinischen Schriften davon spricht, so gut und reichlich an, daß sich der ihm angedrohte Scheiterhaufen in ein Bußkreuz verwandelte, das er auf dem Rocke tragen mußte; und als ob er hätte in einen Kreuzzug ziehen sollen, machte es ihm der Inquisitor zur größern Schönheit des Banners gelb auf schwarzem Grunde. Und überdies behielt er ihn, als er schon das Geld hatte, noch einige Tage bei sich und legte ihm die Buße auf, jeden Morgen in Santa Croce eine Messe zu hören und sich um die Essensstunde bei ihm einzustellen, worauf er den Rest des Tages tun durfte, was ihm beliebte. Das tat er denn gar gewissenhaft, bis es eines Morgens geschah, daß er bei der Messe ein Evangelium hörte, worin gesungen wurde: ‚Ihr werdets hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben‘; und diese Worte behielt er fest im Gedächtnis. Als er nun dem erhaltenen Befehle gemäß zur Essensstunde vor den Inquisitor kam, fragte ihn der, der eben speiste, ob er an diesem Tage die Messe

gehört habe. Und er antwortete sofort: „Ja, Herr.“ Und der Inquisitor sagte zu ihm: „Hast du dabei nichts gehört, worüber du im Zweifel wärest oder fragen wolltest?“ „O nein“ antwortete der Biedermann, „ich bin über nichts, was ich gehört habe, im Zweifel, sondern glaube, daß alles völlig wahr ist. Wohl aber habe ich etwas gehört, weswegen ich mit Euch und Euern Brüdern bei dem Gedanken, wie schlimm es Euch in der andern Welt ergehn wird, herzliches Mitleid gefühlt habe und fühle.“ Nun sagte der Inquisitor: „Und was ist das für ein Wort, das dich zu diesem Mitleid mit uns bewegt hat?“ Der Biedermann sagte: „Herr, das ist das Wort des Evangeliums, das da sagt: ‚Ihr werdets hundertfältig nehmen‘.“ Der Inquisitor sagte: „Das ist richtig; aber wieso hat dich dieses Wort zu Mitleid bewegt?“ „Herr,“ antwortete der Biedermann, „ich wills Euch sagen: seitdem ich hier bin, habe ich alltäglich gesehn, daß den armen Leuten einmal ein und manchmal zwei große Kessel mit Suppe hinausgegeben werden, die den Brüdern dieses Klosters und Euch gehört, aber überschüssig ist; wenn Ihr nun dort für jede Suppe hundert wiederbekommt, so wird es so viel werden, daß ihr alle miteinander werdet drinnen ertrinken müssen.“ Obwohl alle, die am Tische des Inquisitors waren, darüber lachten, war doch der Inquisitor heftig erbost, weil er merkte, daß ihre Suppenheuchelei getroffen war; und hätte er nicht schon des ersten Prozesses halber genug Mißbilligung erfahren, so hätte er ihm wegen des für ihn und die

andern Taugenichtse so beißenden Witzwortes noch einen zweiten angehängt: so aber befahl er ihm ärgerlich, sich nicht mehr vor ihm sehn zu lassen und zu tun, was er wolle.

SIEBENTE GESCHICHTE

Bergamino hänselt Messer Cane della Scala wegen einer plötzlichen Anwandlung von Geiz, indem er ihm eine Geschichte von Primas und dem Abte von Clugny erzählt.

DIE drollige Geschichte Emilias gab der Königin und allen andern genug Anlaß, zu lachen und den heitern Einfall des Kreuzträgers zu loben. Als aber das Gelächter vorüber war und sich alle beruhigt hatten, begann Filostrato, an dem die Reihe war, folgendermaßen zu reden: Es ist ja eine schöne Sache, meine trefflichen Damen, ein Ziel zu treffen, das unbeweglich ist, aber bewundernswürdig ist es, wenn etwas Außergewöhnliches, das sich plötzlich zeigt, ebenso plötzlich von einem Schützen getroffen wird. Der lasterhafte und schändliche Lebenswandel der Geistlichen macht es in mancher Beziehung, sozusagen als ein in Verworfenheit stetiges Ziel, dem, der Lust dazu hat, nicht allzu schwer, ihn zu bereden, ihn zu bespötteln und ihn zu tadeln; obwohl es darum von dem wackern Manne wohlgetan war, daß er den Inquisitor wegen der geheuchelten Mildtätigkeit der Mönche, die den Armen das geben, was sie wegwerfen oder den Schweinen geben sollten, gehänselt hat, so glaube ich doch, daß der, von dem

ich, durch die vorige Geschichte angeregt, erzählen will, mehr Lob verdient: er hat nämlich Messer Cane della Scala, den hochherzigen Herrn, wegen einer bei ihm unerhörten plötzlichen Anwandlung von Geiz mit einer Geschichte gehänselt, worin er auf andere das übertrug, was er über sich und ihn zu sagen gedachte, und die Geschichte ist die:

Wie es ein glänzender Ruhm schier in der ganzen Welt verkündet, war Messer Cane della Scala, dem das Glück in gar vielen Dingen hold war, einer der preislichsten und hochherzigsten Herren, die man seit Kaiser Friedrich dem Andern in Italien gekannt hat. Da er einmal beschlossen hatte, in Verona ein prächtiges, wundersames Fest zu geben, kamen aus allen Himmelsrichtungen eine Menge Leute dorthin, sonderlich Hofgänger jeder Gattung; plötzlich aber stand er, was immer der Grund gewesen sein mag, von seinem Vorhaben ab und beschenkte fast alle, die gekommen waren, und beurlaubte sie. Nur einer von ihnen, Bergamino geheißen, ein weit schlagfertigerer und zierlicherer Redner, als man, ohne ihn gehört zu haben, hätte glauben wollen, erhielt weder irgendein Geschenk noch Urlaub, blieb aber noch weiter dort, weil er hoffte, daß ihm dies noch einmal zu seinem Vorteile ausschlagen werde. Aber Messer Cane hatte sich in den Kopf gesetzt, daß alles, was er ihm gäbe, schlechter angewandt wäre, als wenn ers ins Feuer geworfen hätte; und darüber sagte er ihm weder selbst etwas noch ließ er ihm etwas sagen. Als Bergamino nach etlichen Tagen sah, daß man ihn weder

rief noch eine Probe seiner Kunst von ihm forderte, begann er, zumal da die Rechnung in der Herberge für ihn und für seine Pferde und Knechte immer mehr anwuchs, mißmutig zu werden; trotzdem wartete er, weil er es nicht für ratsam hielt, abzureisen. Er hatte, um bei dem Feste anständig auftreten zu können, drei schöne, reiche Kleider mitgebracht, die er von anderen Herren zum Geschenke erhalten hatte: als nun sein Wirt bezahlt sein wollte, gab er ihm zuerst eines davon, mußte ihm aber bald, da er noch länger verweilte, auch das zweite geben, wenn er sich mit ihm verhalten wollte; als er dann an dem dritten zu zehren anfing, entschloß er sich, noch so lange zuzusehn, wie dieses vorhalte, und hierauf abzureisen. In dieser Zeit nun, wo er an dem dritten Kleide zehrte, geschah es, daß er eines Tages mit trübseligem Gesichte vor Messer Cane stand, der eben speiste. Als ihn Messer Cane sah, sagte er, mehr um ihn zu hänseln, als um sich von ihm unterhalten zu lassen: „Bergamino, was hast du? Du stehst so mißmutig da, erzähle uns doch etwas.“ Ohne nur im geringsten nachzudenken, erzählte Bergamino auf der Stelle, als ob er seit langem darauf vorbereitet gewesen wäre, folgende Geschichte, um seiner Sache einen Fortgang zu geben: „Ihr müßt wissen, Herr, daß Primas gar tüchtig in der lateinischen Sprache war und schöner und flinker Verse zu machen verstand als jeder andere: wegen dieser Fähigkeiten war er so beliebt und wohlberufen, daß es, wenn er auch nicht überall von Angesicht bekannt war, doch schier

niemand gab, der nicht nach Namen und Ruf gewußt hätte, wer Primas war. Als er einmal in Paris in dürftigen Umständen war, was bei ihm zumeist zutraf, weil seine Trefflichkeit bei den Hochmögenden nicht viel Anerkennung fand, geschah es, daß er von dem Abte von Clugny sprechen hörte, der nach dem Papste das reichste Einkommen haben soll unter allen Prälaten der Kirche Gottes; und von ihm hörte er wundersame und großartige Dinge sagen, wie er immer Hof halte und wie noch keinem, der zu ihm gekommen sei, Speise und Trank verweigert worden wäre, wenn er es nur zu der Zeit, wo der Abt beim Essen gewesen sei, verlangt habe. Als das Primas hörte, dem es eine Lust war, treffliche Männer und Herren kennen zu lernen, beschloß er, sich aufzumachen, um die Hochherzigkeit dieses Abtes zu sehn, und fragte, wie weit es von Paris zu seinem dermaligen Aufenthaltsorte sei. Ihm wurde die Antwort, bis zu diesem Landgute von ihm seien es etwa sechs Meilen; darum gedachte Primas, er könne, wenn er am Morgen beizeiten aufbreche, zur Essensstunde dort sein. Weil er keinen Gefährten fand, ließ er sich den Weg zeigen; immerhin fürchtete er, er könnte ihn verfehlen und sich irgendwohin verirren, wo er nicht so bald etwas zu essen fände; damit er nun, wenn das einträte, nicht Hunger leiden müßte, beschloß er, drei Brote mitzunehmen, während er Wasser, an dem ihm übrigens wenig lag, überall zu finden hoffte. Er steckte also die Brote zu sich und machte sich auf den Weg und kam

glücklich vor der Essensstunde dort an, wo der Abt war. Und nachdem er eingetreten war, ging er, um alles zu betrachten, im ganzen Hause herum, und als er die große Menge der aufgestellten Tische und die Vorbereitungen in der Küche und die andern Zurüstungen zum Mahle sah, sagte er sich selber: ‚Wahrlich, es ist alles richtig, was die Leute sagen.' Noch war seine Aufmerksamkeit also beschäftigt, als der Seneschall des Abtes, weil es Essenszeit war, befahl, das Wasser für die Hände herumzugeben; und nachdem das Wasser herumgegeben war, wies er jedem seinen Platz bei Tische an. Und durch Zufall geschah es, daß Primas just gegenüber der Tür zu sitzen kam, wo der Abt herauskommen mußte, um in den Speisesaal zu gelangen. An diesem Hofe war es Gebrauch, weder Wein noch Brot noch sonst Speise oder Trank aufzutragen, bevor sich der Abt zu Tische gesetzt hatte. Als nun der Seneschall alles in Ordnung sah, ließ er dem Abte sagen, das Essen sei, wann es ihm belieben werde, bereit. Der Abt ließ die Tür öffnen, um in den Saal zu treten, und weil er beim Gehn geradeaus sah, so war von ungefähr der erste Mensch, der ihm in die Augen fiel, Primas, dessen Kleidung ziemlich armselig war und den er nicht vom Sehn kannte; und kaum hatte er ihn gesehn, so fuhr ihm ein niedriger und ihm sonst fremder Gedanke in den Sinn und er sagte bei sich: ‚Schau einmal, wem ich da zu essen gebe.' Und er kehrte wieder um, ließ das Gemach abschließen und fragte seine Umgebung, ob einer den Strolch

kenne, der gegenüber der Tür seines Gemaches an einem Tische sitze. Alle antworteten mit nein. Primas, den, weil er den Weg gemacht hatte und weil er nicht gewohnt war zu fasten, hungerte, zog nach einigem Warten, als der Abt nicht kam, eins von seinen drei Broten hervor und begann zu essen. Nach einer Weile befahl der Abt einem seiner Diener, nachzusehn, ob Primas weggegangen sei. Der Diener antwortete: ‚Nein, Herr, vielmehr ißt er Brot, das er sich mitgebracht zu haben scheint.' Nun sagte der Abt: ‚Soll er denn von dem seinigen essen, wenn er etwas hat; von dem meinigen wird er heute nichts essen.' Dem Abte wäre es aber lieber gewesen, wenn Primas von selber gegangen wäre, weil es ihm nicht wohlgetan schien, ihn wegzuschicken. Als nun Primas ein Brot gegessen hatte und der Abt noch nicht kam, begann er das zweite zu essen: das wurde ebenso dem Abte berichtet, der wieder hatte nachsehn lassen, ob er schon gegangen sei. Endlich begann Primas, da auch das zweite gegessen war und der Abt noch immer nicht kam, auch das dritte zu essen; auch dies wurde dem Abte berichtet und da begann der bei sich nachzudenken und sich zu sagen: ‚Was ist mir denn heute auf einmal in den Sinn gekommen? was für ein Geiz? was für ein Ärger? und wessentwegen? Ich habe doch, lange Jahre sinds her, jedem, der es begehrt hat, zu essen gegeben, ohne Rücksicht, ob er ein Edelmann oder ein Bauer, ein Kaufmann oder ein Betrüger gewesen ist, und unzählige Strolche habe ich mit meinen Augen

schlemmen sehn, aber nie ist mir ein solcher Gedanke in den Sinn gekommen wie heute; wahrlich, das kann kein unbedeutender Mensch sein, um dessentwillen sich der Geiz meiner bemeistert hat: an dem Manne, der mir ein Strolch scheint, muß etwas Besonderes sein, weil er meinen Sinn also widerspenstig gemacht hat, ihn zu bewirten.‘ Und nachdem er so zu sich gesprochen hatte, wollte er wissen, wer er sei, und als er erfuhr, daß es Primas sei, der gekommen sei, um seine Hochherzigkeit zu sehn, von der er gehört habe, schämte er sich, weil er ihn schon seit langem als trefflichen Mann gekannt hatte; und voll Verlangen, seinen Fehler wieder gutzumachen, trachtete er, ihn auf mancherlei Weise zu ehren und ließ ihn nach dem Essen adelig kleiden, wie es dem berühmten Primas zukam, und beschenkte ihn mit Geld und einem Rosse und überließ es seinem Gutdünken, zu ziehen oder zu bleiben: glücklich darüber stattete ihm Primas den größtmöglichen Dank ab und kehrte nach Paris, von wo er zu Fuß gekommen war, zu Pferde zurück.“ Messer Cane, der ein verständiger Mann war, verstand ohne jedwede Erläuterung sehr wohl, was Bergamino hatte sagen wollen, und sagte lächelnd zu ihm: „Bergamino, gar füglich hast du mir deine Not und deine Trefflichkeit und meinen Geiz und was du von mir begehrst dargelegt: und wahrlich, noch nie sonst, als jetzt um deinetwillen hat sich der Geiz meiner bemeistert; aber ich will ihn mit dem Stocke verjagen, den du mir beschrieben hast.“ Und er ließ den Wirt Bergaminos

bezahlen und stellte es Bergamino, nachdem er ihm eins seiner fürstlichen Kleider und Geld und ein Roß geschenkt hatte, für dieses Mal frei, zu gehn oder zu bleiben.

ACHTE GESCHICHTE

Guiglielmo Borsiere geißelt mit einem witzigen Worte den Geiz Messer Erminos de' Grimaldi.

NACHDEM Lauretta, die neben Filostrato saß, das Lob, das der Findigkeit Bergaminos gespendet worden war, angehört hatte, begann sie, weil sie wußte, daß die Reihe an ihr war, ohne auf einen Befehl zu warten, also zu sprechen: Die eben erzählte Geschichte veranlaßt mich, Euch, meine lieben Gesellinnen, sagen zu wollen, wie ein wackerer Mann, auch ein Hofgänger, auf eine ähnliche Art und nicht vergebens einen schwerreichen Kaufmann der Habsucht geziehen hat; läuft auch diese Geschichte auf dasselbe Ende hinaus wie die vorige, so wird sie Euch deswegen doch nicht weniger lieb sein dürfen, zumal da sie gut ausgegangen ist.

Es war vor geraumer Zeit in Genua ein Edelmann, Messer Ermino de' Grimaldi mit Namen, der, wie es allgemein hieß, an großem Grundbesitze und an Geld den Reichtum aller andern reichen Leute, die man damals in Italien kannte, weit übertraf; und so wie ers an Reichtum jedem Italiener zuvortat, so überbot er an Geiz und Knauserei den ärgsten Knauser und Geizhals, den es auf der Welt gab, in un-

erhörter Weise: denn er hielt nicht nur dann, wann es gegolten hätte, jemand zu bewirten, den Beutel knapp, sondern tat sich auch selber, ganz gegen die allgemeine Gewohnheit der Genueser, die sich prächtig zu kleiden pflegen, in allem, was sein Äußeres betraf, um nur nichts ausgeben zu müssen, Abbruch und ebenso im Essen und im Trinken. Aus diesem Grunde war sein Zuname de' Grimaldi in Vergessenheit geraten und bei allen hieß er nur Messer Ermino Avarizia, das ist Herr Ermino Geizhals. Zu dieser Zeit, wo er sein Vermögen dadurch, daß er nichts ausgab, vervielfältigte, geschah es, daß ein wackerer, anständiger und wohlberedter Mann, Guiglielmo Borsiere mit Namen, nach Genua kam, ein Hofgänger, der aber keineswegs den heutigen Leuten dieser Gattung glich, die zur größten Schande aller derer, die jetzt als Edelleute und Herren geachtet und so genannt werden wollen, keinen andern Namen verdienen als den von Eseln, die mehr in dem Schmutze aller Niedertracht des menschlichen Gesindels als an den Höfen aufgewachsen sind: denn während zur damaligen Zeit ihre Hauptbeschäftigung darin bestand, daß sie alle Mühe aufboten, um Frieden zu stiften, wo Krieg oder Zwietracht zwischen Edelleuten entstanden war, oder um Ehen, Verwandtschaften und Freundschaften zu stiften, und daß sie die Gemüter der Verdrießlichen mit hübscher Scherzrede erquickten und die Höfe erheiterten und daß sie auf väterliche Art die Fehler der Schlechten mit scharfem Tadel geißelten, und das alles um ge-

ringen Lohn, so trachten sie heute ihre Zeit darauf zu verwenden, dem einen vom andern Böses zu hinterbringen, Zwistigkeiten zu säen, Abscheulichkeiten zu sagen und, was schlimmer ist, vor den Leuten zu tun, sich untereinander Schlechtigkeiten, Schande und Schmach, ob wahr oder nicht wahr, vorzuwerfen und die Edelleute mit falscher Wohldienerei zu niedrigen und ruchlosen Handlungen zu verleiten; und je größere Gemeinheiten einer sagt oder tut, um so mehr gilt er und um so mehr wird er von elenden, entarteten Herren geehrt und mit hohem Lohne ausgezeichnet; wahrlich eine große, sträfliche Schande der heutigen Welt und ein augenscheinlicher Beweis, daß die Tugenden von hienieden verschwunden sind und die elenden Sterblichen im Unflat der Laster gelassen haben. Um aber auf das zurückzukommen, was ich begonnen habe und wovon mich ein gerechter Unwille weiter abgelenkt hat, als ich gedacht hätte, sage ich, daß der besagte Guiglielmo von allen Edelleuten Genuas geehrt und gern gesehn wurde. Als er sich nun etliche Tage in der Stadt aufgehalten und viel von der Knauserei und dem Geize Messer Erminos gehört hatte, wollte er ihn sehn. Messer Ermino hatte schon erfahren, was für ein trefflicher Mann Guiglielmo Borsiere war, und so empfing er ihn, weil er trotz seinem Geize doch ein Fünkchen Höflichkeit in sich hatte, mit gar freundlichen Worten und heiterm Gesichte und sprach mit ihm von vielen und verschiedenen Dingen und führte ihn dabei zugleich mit einigen

Genuesern, die mitgekommen waren, in ein ihm gehöriges neues Haus, das er sehr schön hatte einrichten lassen; und nachdem er ihm dort alles gezeigt hatte, sagte er zu ihm: „Nun, Messer Guiglielmo, wißt Ihr mir, der Ihr so viel gesehn und gehört habt, etwas noch nie Gesehnes anzugeben, was ich in den Saal meines Hauses da malen lassen könnte?“ Und Guiglielmo antwortete auf diese Frage, deren Unangemessenheit ihm nicht entging: „Messer, etwas noch nie Gesehnes wüßte ich Euch nicht anzugeben, außer etwa ein gemaltes Niesen oder dergleichen; wenn es Euch aber recht ist, so werde ich Euch etwas angeben, was wenigstens Ihr, wie ich glaube, noch nie gesehn habt.“ Messer Ermino, der nicht erwartete, die Antwort zu bekommen, die er bekommen sollte, sagte: „Ach, ich bitte Euch, sagt mir, was das ist.“ Und Guiglielmo sagte auf der Stelle: „Laßt die Freigebigkeit malen.“ Als Messer Ermino diese Rede hörte, kam im Augenblicke eine solche Scham über ihn, daß sie die Kraft hatte, seinen Sinn schier in das Gegenteil von dem umzuwandeln, was er bisher gewesen war, und er sagte: „Messer Guiglielmo, ich werde sie auf eine Weise malen lassen, daß fortan weder Ihr noch sonst jemand wird sagen dürfen, ich hätte sie weder gesehn noch gekannt.“ Und von Stund an war er – eine solche Kraft hatte das Wort Guiglielmos – der freigebigste und huldreichste Edelmann, und niemand von allen, die zu seiner Zeit in Genua lebten, erwies Fremden und Bürgern mehr Aufmerksamkeiten als er.

NEUNTE GESCHICHTE

Der Hohn einer Dame aus der Gascogne verwandelt den Kleinmut des Königs von Zypern in Entschlossenheit.

DER letzte Befehl der Königin war für Elisa verblieben und die begann, ohne ihn zu erwarten, wohlgemut also: Gar oft ist es schon geschehn, meine jungen Damen, daß das, was mancherlei Tadel und viele Strafen bei dem also Zurechtgewiesenen nicht auszurichten vermocht hatten, ein einziges, manchmal gar nicht absichtlich, sondern nur zufällig gesagtes Wort ausgerichtet hat. Das erhellt gar wohl aus der Geschichte, die Lauretta erzählt hat, und auch ich gedenke es Euch mit einer ganz kurzen zu beweisen; denn gute Geschichten müssen, weil sie stets nützen können, aufmerksamen Sinnes aufgenommen werden, wer immer der Erzähler ist.

Ich sage also, daß es zu den Zeiten des ersten Königs von Zypern, nach der Eroberung des Heiligen Landes durch Gottfried von Bouillon, geschehn ist, daß eine Edeldame aus der Gascogne, die eine Pilgerfahrt zum Heiligen Grabe unternommen hatte, auf der Rückreise nach ihrer Ankunft in Zypern von einigen verworfenen Leuten in niederträchtiger Weise beschimpft wurde; empört darüber, weil ihr keine Genugtuung ward, gedachte sie vom Könige Gerechtigkeit zu heischen, aber man sagte ihr, daß ihre Mühe verloren wäre, weil der König so schwach und kleinmütig sei, daß er, weit entfernt, die einem andern angetane Schmach nach dem Gesetze zu ahn-

den, sogar unzählige Male die niederträchtigsten Beleidigungen seiner eigenen Person ruhig hingenommen habe, so daß jedermann dem Ärger, den er etwa habe, dadurch Luft mache, daß er ihm irgendwie Schimpf und Schande antue. Da die Dame, als sie das hörte, an einer Ahndung verzweifelte, beschloß sie, den König, um ihrem Zorne einige Erleichterung zu verschaffen, seiner Jämmerlichkeit halber zu höhnen; darum trat sie weinend vor ihn und sagte: „Herr, ich komme nicht zu dir wegen einer Rache, die ich für die Unbill, die mir geschehn ist, erwartete, sondern ich bitte dich, daß du mir statt einer Genugtuung für sie lehrest, wie du es anfängst, die Unbilden, die dir, wie ich höre, angetan werden, zu ertragen, auf daß ich, von dir unterrichtet, die meinigen geduldig leiden könne, die ich, weiß Gott, wenn es möglich wäre, gern dir schenken würde, weil du ein so trefflicher Dulder bist.“ Der König, der bis dahin träg und schlaff gewesen war, begann, als ob er vom Schlafe erwacht wäre, mit der dieser Dame zugefügten Unbill, die er bitter rächte, und wurde nun ein gar harter Verfolger eines jeden, der sich fortan irgendwie gegen die Ehre seiner Krone verging.

ZEHNTE GESCHICHTE

Meister Alberto von Bologna beschämt eine Dame, die ihn wegen seiner Liebe zu ihr hat beschämen wollen.

ALS Elisa schwieg, blieb die letzte Mühe des Erzählens der Königin und die begann mit frauenhaftem Anstande also zu reden: So wie in hellen Nächten die Sterne der Schmuck des Himmels sind und im Frühling die Blumen der Schmuck des grünen Angers, so ist, meine trefflichen jungen Damen, das gefällige Witzwort die Zier lieblicher Sitten und anmutiger Reden. Und weil das Witzwort kurz ist, so schickt es sich um so besser für die Frauen als für die Männer, je mehr das viele Reden, wenn es nicht unbedingt nötig ist, den Frauen vor den Männern übel ansteht, obwohl es heute nur wenig Frauen oder vielleicht gar keine gibt, die ein Witzwort verständen, oder wenn sie es schon verstehn, zu beantworten wüßten: und das ist eine große Schande für uns und für alle Frauen, die jetzt leben. Denn die Fähigkeiten, die in dem Geiste der Frauen von einst waren, haben die gegenwärtigen auf die Zier des Leibes verwandt; und je bunter und mehr mit Putz überladen das Kleid ist, womit sich eine angetan sieht, desto mehr glaubt sie vorzustellen und desto mehr Ehre vor den andern beanspruchen zu können, ohne zu bedenken, daß ein Esel, wenn sich jemand fände, der ihm diese Dinge auf- oder umlegte, viel mehr davon trüge als irgendeine von ihnen, deswegen aber noch immer nicht mehr Ehre verdiente als ein Esel. Ich

schäme mich ja, es zu sagen, weil ich nichts gegen die andern sagen kann, was ich nicht auch gegen mich sagen würde, aber diese geputzten, diese gemalten, diese buntscheckigen Frauen stehn entweder stumm und verständnislos da wie Steinbilder, oder sie antworten, wenn sie gefragt werden, so, daß es viel besser wäre, sie hätten geschwiegen; und dabei wollen sie sich einreden, es komme von der Reinheit der Seele, daß sie weder unter Frauen noch mit wackern Männern zu reden verstehn, und ihrer Unbeholfenheit haben sie den Namen Ehrbarkeit gegeben, als ob nur die ehrbar wäre, die sich mit der Magd oder mit der Wäscherin oder mit ihrer Bäckerin unterhielte: wäre das die Absicht der Natur gewesen, wie sie sich einreden wollen, so hätte sie dem Geschwätze andere Grenzen gesetzt. Freilich heißt es beim Witzworte so wie bei andern Dingen achthaben auf die Zeit und auf den Ort und mit wem man spricht; denn zuweilen geschieht es, daß eine Frau oder ein Mann, die der Meinung gewesen sind, jemand mit einem scherzenden Worte zum Erröten zu bringen, diese Röte, die sie dem andern zugedacht haben, auf sich selber zurückfallen fühlen, weil sie ihre Kräfte nicht richtig gegen die des andern abgemessen haben. Auf daß Ihr Euch nun davor zu hüten wisset und auf daß auf Euch überdies das Sprichwort keine Anwendung finde, das man gemeiniglich hört, daß nämlich die Frauen in allen Dingen stets den kürzern ziehen, will ich, daß Euch diese letzte der heutigen Geschichten, die mich zu erzählen trifft,

zur Witzigung diene, damit Ihr Euch, ebenso wie Ihr Euch durch den Adel des Geistes von den andern Frauen unterscheidet, auch durch die Vollkommenheit der Sitte vor ihnen auszeichnet.

Es sind noch nicht viele Jahre verstrichen, daß in Bologna ein großer und wohl in der ganzen Welt berühmter Arzt war – vielleicht lebt er auch noch heute –, Meister Alberto mit Namen, der von so adeligem Geiste war, daß er es auch als Greis von fast siebenzig Jahren, als schon alle natürliche Wärme aus seinem Körper gewichen war, nicht verschmähte, die Flammen der Liebe in sich aufzunehmen; denn als er bei einem Feste eine sehr schöne verwitwete Dame, die, wie einige sagen, Madonna Malgherida de' Ghisolieri hieß, gesehn und an ihr ein überaus großes Gefallen gefunden hatte, nahm er diese Flammen nicht anders als wie ein Jüngling in sein altes Herz auf, so sehr, daß er keine Nacht ruhig schlafen zu können glaubte, wenn er nicht am vorhergehenden Tage das reizende, zarte Gesicht der schönen Dame gesehn hatte. Und darum begann er sich tagtäglich, bald zu Fuß und bald zu Pferde, wie es sich ihm eben schickte, vor ihrem Hause zu zeigen. Auf diese Weise wurde sowohl sie als auch viele andere Damen inne, was der Anlaß seines Vorbeikommens war, und nun machten sie sich zu mehrern Malen darüber lustig, daß ein Mann, so alt an Jahren und an Verstand, verliebt sei, als ob sie geglaubt hätten, daß die wonnige Leidenschaft der Liebe nur in den törichten Herzen der jungen Männer und nirgends

anderswo einkehre und hause. Da Meister Alberto seiner neuen Gewohnheit treu blieb, geschah es an einem Festtage, daß er von ihr und vielen andern Damen, die vor ihrer Haustür saßen, bei seinem Kommen von weitem bemerkt wurde und daß sich deshalb die Damen, die seinige miteingeschlossen, miteinander verabredeten, ihn willkommen zu heißen und ihm Ehre zu erweisen und ihn dann seiner Liebe wegen zu hänseln; und das taten sie auch: sie erhoben sich allesamt, luden ihn ein und führten ihn in einen kühlen Hof und ließen köstlichen Wein und Konfekt bringen; und zum Schlusse fragten sie ihn mit hübschen lustigen Worten, wie es denn sein könne, daß er sich in diese schöne Dame verliebt habe, wo er doch wisse, daß sie von vielen schönen adeligen Jünglingen geliebt werde. Der Meister, der merkte, daß er auf eine gar höfliche Weise zum besten gehalten wurde, machte ein heiteres Gesicht und antwortete: „Madonna, daß ich liebe, das darf keinen gescheiten Menschen wundernehmen, und daß ich Euch liebe, erst recht nicht, weil Ihr es verdient. Obgleich nämlich den alten Männern natürlicherweise die Kräfte genommen sind, die das Liebesspiel erheischen würde, so ist ihnen deswegen nicht auch der gute Wille genommen und nicht die Erkenntnis, was liebenswürdig ist, und darin vermögen sie um so viel besser zu urteilen, wie sie mehr Verstand haben als die jungen. Die Hoffnung, die mich als alten Mann verleitete, Euch zu lieben, die Ihr von vielen jungen geliebt werdet, ist die: ich bin zu mehreren Malen

dabei gewesen, wann die Damen zum Imbiß Feigbohnen und Lauch aßen; ist nun schon am Lauch überhaupt nichts Gutes, so ist doch das am wenigsten Widerliche und dem Munde Angenehmste sein Kopf: Ihr aber nehmt alle miteinander, von einer verkehrten Lust geleitet, den Kopf in die Hand und eßt die Blätter, die nicht nur nichts wert sind, sondern auch noch garstig schmecken. Weiß ich es denn, Madonna, ob Ihr nicht bei der Wahl Euerer Geliebten ebenso tut? und tätet Ihr so, so wäre ich der, den Ihr erwählen würdet, und die andern hätten das Nachsehn.“ Die Edeldame, die sich ebenso wie die andern ein wenig schämte, sagte: „Meister, Ihr habt uns sehr gut und höflich für unsern Übermut gezüchtigt; allwege aber ist mir die Liebe eines so weisen und wackern Mannes, wie Ihr seid, teuer, und darum mögt Ihr, soweit es meine Ehre erlaubt, ruhig über mich wie über Euer Eigentum nach Euerm Belieben verfügen.“ Der Meister erhob sich mit seinen Begleitern, dankte der Dame, nahm lächelnd in herzlicher Weise Abschied von ihr und entfernte sich. So wurde die Dame, die zu siegen glaubte, besiegt, weil sie nicht acht hatte, wen sie hänselte; davor werdet Ihr Euch, wenn Ihr klug sein werdet, trefflich in acht nehmen.

Die Sonne hatte sich schon gegen Abend geneigt, und die Hitze war zum großen Teile vorüber, als die Geschichten der jungen Damen und der drei jungen Männer zu Ende waren. Darum sagte die Königin in liebenswürdiger Weise: „Nun, meine

teuern Gesellinnen, bleibt meiner Herrschaft für den heutigen Tag nichts mehr zu tun übrig, als Euch eine neue Königin zu geben, die für den morgigen Tag ihr und unser Verhalten nach ihrem Gutdünken zu ehrbarer Lust bestimmen mag; und obwohl es richtig ist, daß der Tag erst mit dem Einbruche der Nacht endet, so meine ich doch, daß die folgenden Tage zu dieser Stunde beginnen sollen, einmal, weil es nicht gut möglich scheint, daß jemand, dem nicht vorher einige Zeit bleibt, gute Anordnungen für später treffen könne, und dann auch, damit das, was die neue Königin als nötig für den nächsten Tag erachten wird, vorbereitet werden könne. So soll denn zur Ehre Dessen, durch den alle Wesen leben, und zu unserer Freude am morgigen Tage Filomena, die verständige Dame, in unserm Reiche herrschen.“ Und nach diesen Worten stand sie auf, nahm den Lorbeerkranz von ihrem Haupte und setzte ihn ehrerbietig auf das Filomenas, die nun zuerst von ihr und dann von allen andern Damen und ebenso von den jungen Männern als Königin begrüßt wurde und die Versicherung ihres Gehorsams empfing. Filomena war ein wenig vor Scham errötet, als sie sich mit der Herrschaft gekrönt sah; da sie sich aber der kurz vorhin von Pampinea gesprochenen Worte erinnerte, legte sie, um nicht unbeholfen zu scheinen, ihre Scheu ab, bestätigte zuerst alle von Pampinea verliehenen Ämter und ordnete dann, ohne den Aufenthaltsort der Gesellschaft wechseln zu wollen, alles für das Frühmahl und das Abendessen des

nächsten Tages an und begann hierauf also zu sprechen:

„Meine teuern Gesellinnen, obwohl mich Pampinea, mehr in ihrer Güte als wegen meiner Verdienste, zur Königin über Euch alle gemacht hat, bin ich doch keineswegs gesonnen, in der Art, wie wir leben werden, lediglich meinem Gutdünken zu folgen, sondern Euerm zugleich mit dem meinigen; und damit Ihr erfahret, was meiner Meinung nach geschehn soll, und damit Ihr also nach Euerm Belieben etwas hinzufügen oder etwas ablehnen könnet, will ich Euch in kurzen Worten sagen, was ich beabsichtige. Wenn ich die ganze Art und Weise, die Pampinea eingehalten hat, gut beobachtet habe, so glaube ich sie gleicherweise löblich und ergötzlich gefunden zu haben; darum gedenke ich sie nicht früher zu ändern, als bis sie uns entweder wegen zu langer Dauer oder aus einem andern Grunde lästig geworden ist. Wann also bestimmt sein wird, wie wir das Angefangene fortsetzen werden, wollen wir uns erheben und ein wenig lustwandeln und, wann die Sonne untergehn will, im Kühlen speisen, und dann wird es nach einigen Liedchen und anderer Kurzweil wohlgetan sein, zur Ruhe zu gehn. Morgen wollen wir, nachdem wir noch zur kühlen Zeit aufgestanden sind, unserer Lust nachgehn, wie es jedem belieben wird; und so, wie wir es heute getan haben, werden wir zur schicklichen Stunde zum Essen heimkehren, tanzen und nach dem Schlafen, so wie heute, hieherkommen, um uns Geschichten zu erzählen, worin wir nach meiner

Meinung hauptsächlich sowohl Vergnügen als auch Nutzen finden. Allerdings will ich mit etwas beginnen, was Pampinea, weil sie zu spät zur Herrschaft gewählt worden ist, nicht hat tun können, nämlich das, wovon wir erzählen sollen, in eine gewisse Grenze einzuschränken und Euch diese vorher bekanntzugeben, damit jedes Zeit habe, sich auf eine hübsche Geschichte zu diesem Gegenstande zu besinnen, und dieser Gegenstand soll, wenn es Euch recht ist, der sein: da die Menschen seit dem Anbeginne dieser Welt den Wechselfällen des Schicksals unterworfen gewesen sind und bis an ihr Ende unterworfen bleiben werden, so soll jeder von Menschen sprechen, die nach mancherlei Ungemach wider alle Hoffnung ein glückliches Ziel erreicht haben.“ Alle Damen und Herren lobten diese Anordnung gleicherweise und sagten, sie würden sie befolgen; nur Dioneo sagte, als alle andern schwiegen: „So wie alle andern, Madonna, gesagt haben, so sage auch ich, daß diese von Euch getroffene Anordnung hübsch und lobenswert ist; trotzdem heische ich von Euch als besondere Gnade ein Geschenk, das ich für die ganze Zeit, die unsere Gesellschaft dauern wird, bestätigt haben möchte, daß ich nämlich durch dieses Gesetz nicht gezwungen sei, eine Geschichte zu dem bestimmten Gegenstande zu erzählen, wenn ich nicht will, sondern daß ich die erzählen dürfe, die mir beliebt. Und damit niemand glaube, ich wünschte diese Gnade, weil ich keine Geschichten bei der Hand hätte, so erkläre ich, daß ich von Stund an zufrieden

bin, immer der letzte Erzähler zu sein.“ Die Königin, die ihn als einen lustigen und kurzweiligen Mann kannte und gar wohl erriet, daß er das aus keinem andern Grunde heischte, als um die Gesellschaft, wenn sie des ernsten Erzählens müde sei, mit einer zum Lachen reizenden Geschichte wieder aufzuheitern, gewährte ihm mit der Einwilligung der andern freudig diese Gunst. Nachdem sie sich nun von ihrem Sitze erhoben hatte, gingen sie langsamen Schrittes zu einem klaren Bache, der von der Höhe eines Hügels zwischen Felsen und grünen Kräutern in ein von vielen Bäumen beschattetes Tal herabfloß. In seinem Wasser plätscherten sie barfuß und mit nackten Armen herum und belustigten sich untereinander auf mancherlei Art. Und als dann die Stunde des Abendessens kam, kehrten sie in den Palast zurück und aßen mit Lust. Nach dem Essen ließ die Königin die Instrumente bringen und befahl der Gesellschaft, sich zu einem Tanze aufzustellen, den Lauretta führen sollte, während Emilia, von Dioneos Laute begleitet, ein Lied zu singen hatte. Auf diesen Befehl begann Lauretta einen Tanz und führte ihn, und Emilia sang dazu mit innigem Gefühle folgendes Lied:

Ich bin in meine Schönheit so versunken,
Daß andre Liebe nie
Mich finden wird von ihrem Reize trunken.

Sie spiegelt mir ein stilles Herzensglück,
In dessen Anschaun alle Wünsche schweigen,
Und ob ich vorwärts schaue ob zurück,

Dies holde Gut bleibt unentwegt mein eigen.
Was also kann die Welt mir Schönes zeigen,
Um mich zu wandeln? Nie
Wird dieses Herz von neuer Flamme trunken.

Dies Glück flieht niemals, kommt die Lust mich an,
In seinem Bild mein Sehnen zu vergnügen:
Gefällig schwebt es da zu mir heran,
So hold, daß sich umsonst die Worte fügen,
Es auszusprechen; es zu fassen gnügen
Sterbliche Sinne nie,
Die nicht vom gleichen Zauberkelch getrunken.

Und ich, die stündlich mehr entzündet bin,
Je mehr es meine Augen in sich trinken,
Ich geb ihm voll, ich geb ihm ganz mich hin,
Schon kostend, was es mir verheißt; doch winken
Noch höhre Wonnen mir, in die zu sinken
So süß ist, daß noch nie
Ein Wesen war von solcher Schönheit trunken.

Obwohl dieses Lied, dessen Endreime alle freudig wiederholt hatten, manchen viel zu denken gab, gedachte die Königin, als es zu Ende war, nach ein paar andern Tänzen den ersten Tag zu beschließen, weil schon ein Teil der kurzen Nacht verstrichen war; und nachdem die Fackeln angezündet worden waren, befahl sie allen, bis zum Morgen zur Ruhe zu gehn: darum kehrte jedes auf sein Gemach zurück und tat nach ihren Worten.

ES ENDET DER ERSTE TAG DES DEKAMERONS

ES BEGINNT DER

ZWEITE TAG DES DEKAMERONS

WO UNTER DER HERRSCHAFT FILOMENAS VON MENSCHEN ERZÄHLT WIRD, DIE NACH MANCHERLEI UNGEMACH WIDER ALLE HOFFNUNG EIN GLÜCKLICHES ZIEL ERREICHT HABEN

SCHON HATTE DIE SONNE ÜBERALL-hin mit ihrem Lichte den neuen Tag gebracht, und die Vöglein, die auf den grünen Zweigen süße Weisen sangen, gaben davon den Ohren Kunde, als alle Damen und auch die drei jungen Männer aufstanden und in die Gärten gingen, um langsamen Schrittes durch das tauige Gras stapfend, hier und dort zu lustwandeln und schöne Kränze zu winden. Und so wie sie am vergangenen Tage getan hatten, taten sie auch heute: nachdem sie noch zur kühlen Zeit gegessen hatten, gingen sie nach einigen Tänzen zur Ruhe, standen nach der dritten Stunde des Nachmittags wieder auf, kamen dann, wie es der Königin beliebte, auf der frischen Wiese zusammen und setzten sich in der Runde um die Königin. Nachdem diese, die schön von Gestalt und gar lieblich von Antlitz war und die Krone ihres Lorbeerkranzes trug, eine Weile nachdenklich geschwiegen und die ganze Gesellschaft ins Auge gefaßt hatte, befahl sie, daß Neifile mit einer Erzählung den Anfang mache; und die begann, ohne eine Entschuldigung vorzubringen, heiter also zu sprechen:

ERSTE GESCHICHTE

Martellino, der den Krüppel gespielt hat, tut so, als ob er auf dem Leichname des heiligen Heinrich geheilt worden wäre; da sein Trug entdeckt wird, wird er geprügelt und gegriffen und ist in der Gefahr, gehenkt zu werden, kommt aber schließlich los.

ZU often Malen, meine teuern Damen, ist es geschehn, daß einer, der seinen Spott zu üben trachtete, sonderlich wenn es sich um verehrungswürdige Dinge handelte, den Spott, und dann und wann auch den Schaden dazu, für sich allein behalten hat. Um nun dem Befehle der Königin zu gehorchen und die Geschichten über den uns gestellten Vorwurf mit der meinigen in Gang zu bringen, gedenke ich Euch in diesem Sinne zu erzählen, wie einem Mitbürger von uns ein zuerst mißlicher Handel wider all sein Erwarten glücklich verlaufen ist.

Es ist noch nicht lange her, daß in Treviso ein Deutscher war, Heinrich mit Namen, der als armer Mann jedem, der es verlangte, als Lastträger diente; und samt dem galt er bei allen als ein Mann von frommem und rechtschaffenem Lebenswandel. Als es darum mit ihm zum Sterben ging, geschah es, wie die Trevisaner, ob wahr oder unwahr, behaupten, daß in seiner Todesstunde alle Glocken der Domkirche von Treviso zu läuten begannen, ohne von jemand gezogen worden zu sein. Das wurde allgemein für so viel wie ein Wunder gehalten, und jedermann sagte, daß Heinrich ein Heiliger sei; und das

ganze Volk der Stadt strömte zu dem Hause zusammen, wo sein Leichnam lag, und sie trugen ihn wie einen heiligen Leichnam in die Domkirche und brachten dort Lahme und Krüppel und Blinde und mit einem andern Übel oder Gebrechen Behaftete hin, als ob die allesamt durch die Berührung des Leichnams gesund hätten werden müssen. Bei diesem lärmenden Auflaufe des Volkes geschah es, daß drei unserer Mitbürger, Stecchi, Martellino und Marchese mit Namen, in Treviso ankamen; das waren Leute, die die Höfe der Herren besuchten und die Zuseher damit unterhielten, daß sie sich verstellten und die Leute auf überraschende Weise nachahmten. Da sie, die noch nie dort gewesen waren, alle Welt laufen sahen, verwunderten sie sich, und als sie den Grund davon gehört hatten, sagte Marchese: „Wir wollen uns diesen Heiligen ansehn gehn; ich für meinen Teil sehe aber keine Möglichkeit hinzukommen, weil der Platz, wie ich gehört habe, voll deutscher und anderer Kriegsknechte ist, die der Herr der Stadt dort stehn läßt, um Unruhen vorzubeugen, und überdies ist die Kirche, wie es heißt, so voller Menschen, daß schier niemand mehr hineinkann.“ Da sagte Martellino, der das gern gesehn hätte: „Das soll uns nicht hindern; ich werde schon ein Mittel finden, daß wir zu dem heiligen Leichnam gelangen.“ Marchese sagte: „Wie denn?“ Martellino antwortete: „Ich werde es dir sagen. Ich stelle mich verkrüppelt, und ihr zwei werdet mich stützen, du von der einen Seite und Stecchi von der andern, als ob ich allein nicht

gehen könnte, und die Leute sollen glauben, ihr führtet mich dorthin, damit mir der Heilige helfe; und wenn sie uns so sehn, so wird sich niemand weigern, uns Platz zu machen und uns durchzulassen.“ Dieser Vorschlag gefiel Marchese und Stecchi: unverzüglich verließen sie alle drei die Herberge, und an einer menschenleeren Stelle verrenkte sich Martellino die Hände, die Finger, die Arme und die Beine und überdies den Mund und die Augen und das ganze Gesicht dergestalt, daß es gräßlich anzusehn war und kein Mensch etwas anderes geglaubt hätte, als daß er wirklich am ganzen Leibe verwachsen und verkrüppelt sei. So nahmen ihn Marchese und Stecchi unter den Arm und schleppten ihn zu der Kirche hin, indem sie als scheinbar gar mitleidige Menschen jeden, der ihnen im Wege stand, demütig und um Gottes willen baten, ihnen Platz zu machen, und das erlangten sie leicht: und sie kamen in ganz kurzer Zeit, da sie aller Augen auf sich zogen und schier überall geschrien wurde: ‚Platz! Platz!‘ dorthin, wo der Leichnam des heiligen Heinrich lag; und alsbald wurde Martellino von einigen Edelleuten, die um den Leichnam standen, gepackt und auf den Leichnam gelegt, damit er durch ihn das Geschenk der Gesundheit erlange. Alles Volk war gespannt, was mit Martellino geschehn werde, und der begann nach einer kleinen Weile als ein trefflicher Meister in derlei Dingen zuerst einen Finger zu strecken und dann die Hand und dann den Arm und so alle Glieder nacheinander. Als das das Volk sah, erhob es ein so

großes Lobgeschrei für den heiligen Heinrich, daß man keinen Donner gehört hätte. Zufällig war ein Florentiner in der Nähe, der Martellino sehr gut kannte: zuerst freilich, als er so entstellt hergeführt worden war, hatte er ihn nicht erkannt; als er ihn aber wieder gerade sah, erkannte er ihn auf der Stelle und begann zu lachen und zu sagen: „Ei der verfluchte Kerl, hätte nicht jeder, der ihn hat kommen sehn, glauben müssen, er sei wirklich ein Krüppel?“ Diese Worte hörten einige Trevisaner und fragten ihn sogleich: „Wie, war er denn kein Krüppel?“ Und der Florentiner antwortete ihnen: „Gott behüte; sein Leben lang war er so gerade wie irgendeiner von uns, aber er versteht sich, wie ihr habt sehn können, besser als jeder andere auf diese Possen, sich zu verstellen, wie er nur will.“ Als die das hörten, brauchte es nichts weiter: sie drängten sich mit Gewalt vor und begannen zu schreien: „Greift diesen Verräter, diesen Lästerer Gottes und der Heiligen; er war gar kein Krüppel und ist nur, um unsern Heiligen und uns zu höhnen, als Krüppel hergekommen.“ Und mit diesen Worten faßten sie ihn, zogen ihn von dort, wo er war, herunter, packten ihn bei den Haaren und rissen ihm alle Kleider vom Leibe und begannen ihn mit den Fäusten zu schlagen und mit den Füßen zu treten, und keiner glaubte ein Mann zu sein, der sich nicht daran beteiligt hätte. Martellino schrie um Gottes willen um Gnade und wehrte sich, was er konnte; aber das war umsonst: es kamen immer noch mehr über ihn. Als das Stecchi

und Marchese sahen, sagten sie sich, daß es schlimm um ihn stehe und wagten aus Furcht für sich selber nicht, ihm beizustehn; vielmehr schrien sie ebenso wie die andern, er müsse totgeschlagen werden, hatten aber nichtsdestoweniger allewege ihre Gedanken darauf gerichtet, wie sie ihn den Händen des Volkes entreißen könnten. Und das Volk hätte ihn sicherlich umgebracht, wenn nicht Marchese auf einen rettenden Ausweg verfallen wäre: da nämlich die ganze Scharwache ausgerückt war, ging Marchese, so schnell er nur konnte, zu dem, der als Vertreter des Stadtvogts dort war, und sagte: „Helft mir um Gottes willen; dort ist ein Spitzbube, der mir meinen Beutel mit hundert Gulden gestohlen hat, ich bitte Euch, greift ihn, damit ich wieder zu meinem Eigentum komme.“ Kaum hatte er ausgeredet, so lief auch schon ein gutes Dutzend Stadtknechte dorthin, wo der arme Martellino ohne Kamm gestriegelt wurde, brachen mühselig durch den Haufen, rissen ihn ganz zerschlagen und zertreten aus den Händen seiner Widersacher und rührten ihn aufs Stadthaus; ihnen folgte eine Menge Leute, die dafürhielten, sie seien von ihm verhöhnt worden, und nun, als sie erfuhren, daß er als Beutelschneider gegriffen worden war, der Meinung waren, sie könnten kein bessers Mittel finden, um ihm ein schlimmes Ende zu bereiten, als sie alle sagten, er habe auch jedem von ihnen den Beutel gestohlen. Als das der Richter des Stadtvogts, der ein rauher Mann war, vernahm, ließ er ihn sofort abführen und begann ihn darüber zu

verhören. Aber Martellino antwortete mit Späßen, als ob er seine Verhaftung für nichts geachtet hätte; darüber erbost, ließ ihn der Richter an den Strick binden und ihn etliche Male ordentlich aufziehn, um ihn zu dem Geständnisse dessen, was sie sagten, zu bringen und ihn dann henken zu lassen. Als er aber wieder auf dem Boden war und ihn der Richter fragte, ob das wahr sei, was sie wider ihn sagten, antwortete er, da ihm das Leugnen nichts hätte nützen können: „Ich bin bereit, Herr, Euch die Wahrheit zu gestehn, aber laßt jeden, der mich anklagt, sagen, wann und wo ich ihm seinen Beutel gestohlen habe, und dann werde ich Euch sagen, was ich getan habe und was nicht.“ Der Richter sagte: „Ich bin es zufrieden!“ und er ließ etliche rufen, und da sagte der eine, er habe ihm den Beutel vor acht Tagen gestohlen, der andere vor sechs, ein dritter vor vier, und einige sagten, es sei heute geschehn. Als das Martellino hörte, sagte er: „Herr, sie lügen alle in ihren Hals hinein; und daß ich die Wahrheit sage, das kann ich damit bewähren, daß ich erst vor ein paar Stunden zum ersten Male in diese Stadt gekommen bin. Und sofort nach meiner Ankunft bin ich zu meinem Unglücke diesen heiligen Leichnam ansehn gegangen und bin dort so gestriegelt worden, wie Ihr sehn könnt; und daß das wahr ist, was ich sage, das kann Euch der Meldebeamte bezeugen und sein Buch und auch mein Wirt. Wenn Ihr daher so befindet, wie ich sage, so verzichtet darauf, mich nach dem Betreiben dieser schlechten Leute zu foltern und zu

töten.“ Unterdessen hatten Marchese und Stecchi erfahren, daß der Richter gegen ihn hart vorgegangen war und ihn schon hatte an den Strick binden lassen; sie ängstigten sich sehr und sagten zueinander: „Das haben wir schlecht gemacht: wir haben ihn aus der Pfanne genommen und ihn ins Feuer geworfen.“ Daher rannten sie in der ganzen Stadt herum, bis sie ihren Wirt fanden, und dem erzählten sie den ganzen Hergang. Lachend führte er sie zu einem gewissen Sandro Agolanti, der in Treviso wohnte und bei dem Herrn der Stadt in hoher Gunst stand; dem erzählte er alles der Reihe nach und bat ihn mit den zweien, er möge sich Martellinos annehmen. Nachdem Sandro tüchtig gelacht hatte, ging er zu dem Herrn und erlangte es, daß um Martellino geschickt wurde, und so geschah es. Die, die um ihn gingen, fanden ihn, wie er noch im Hemde vor dem Richter stand, ganz verstört und in großer Angst, weil der Richter nichts zu seiner Entschuldigung hören wollte, sondern, vielleicht aus Haß gegen die Florentiner, völlig entschlossen war, ihn henken zu lassen: er wollte ihn auch auf keine Weise dem Herrn ausliefern, bis er endlich gegen seinen Willen dazu gezwungen wurde. Als nun Martellino vor dem Herrn stand und ihm alles der Reihe nach erzählt hatte, bat er ihn statt der höchsten Gnade um die Erlaubnis, ziehen zu dürfen; denn solange er nicht in Florenz sei, werde er immer den Strick um den Hals zu fühlen glauben. Der Herr lachte herzlich über sein Abenteuer; und nachdem er jedem von

ihnen hatte ein Kleid geben lassen, kehrten sie alle drei, unverhofft einer so großen Gefahr entronnen, heil und gesund in ihre Heimat zurück.

ZWEITE GESCHICHTE

Rinaldo d'Asti, der ausgeplündert worden ist, kommt nach Castel Guiglielmo und wird von einer verwitweten Dame beherbergt; nachdem ihm sein Verlust wiedererstattet worden ist, kehrt er heil und gesund nach Hause zurück.

ÜBER Neifiles Erzählung von dem Abenteuer Martellinos lachten die Damen außerordentlich viel und von den jungen Männern am meisten Filostrato; und diesem, der neben Neifile saß, befahl die Königin, ihr im Erzählen zu folgen. Und er begann unverzüglich: Mich drängt es, meine schönen Damen, eine Geschichte zu erzählen, in der sich Frömmigkeit und Ungemach und Liebe miteinander mischen: und es wird vielleicht nicht so unnützlich sein, sie angehört zu haben, sonderlich für die, die in den unsichern Landen der Liebe reisen, wo der, der nicht das Vaterunser des heiligen Julian gesprochen hat, zu often Malen schlecht herbergt, wenn er auch ein gutes Bett hat.

Zur Zeit des Markgrafen Azzo von Ferrara war also ein Kaufmann, Rinaldo d'Asti mit Namen, in Geschäften nach Bologna gekommen; und als er alles zu Ende gebracht hatte und heimkehrte, geschah es, daß er auf dem Ritte nach Verona, nachdem er Ferrara verlassen hatte, auf einige Leute stieß, die

Kaufleute schienen, aber Straßenräuber und ruchlose Bösewichte waren, und mit denen kam er in ein Gespräch und beging die Unvorsichtigkeit, sich ihnen anzuschließen. Da sie sahen, daß er Kaufmann war, und meinten, er müsse Geld bei sich tragen, beschlossen sie, ihn bei der ersten Gelegenheit, die sie ersehn würden, auszuplündern; damit er nun keinen Verdacht schöpfe, redeten sie mit ihm wie schlichte und wohlgesittete Menschen nur von ehrbaren und anständigen Dingen und betrugen sich gegen ihn so gefällig und freundlich, wie sie nur wußten und konnten: deswegen schätzte er sich bei dem Umstande, daß er allein mit einem berittenen Diener war, sehr glücklich, sie gefunden zu haben. Indem sie so unterm Reiten, wie es ja im Gespräche geschieht, von einem zum andern übergingen, kamen sie auch auf die Gebete zu reden, die die Menschen an Gott richten, und einer von den Straßenräubern, die ihrer drei waren, sagte zu Rinaldo: „Und Ihr, edler Herr, welches Gebet pflegt Ihr auf der Reise zu sprechen?“ Und Rinaldo antwortete ihm: „Um die Wahrheit zu sagen, bin ich in diesen Dingen ziemlich einfältig und ungeschickt und habe wenig Gebete zur Hand, weil ich altväterisch lebe und zwei Groschen vierundzwanzig Heller gelten lasse; nichtsdestoweniger habe ich es auf der Reise seit jeher in der Gewohnheit, am Morgen, wann ich die Herberge verlasse, ein Vaterunser und ein Ave-Maria für die Seelen der Eltern des heiligen Julian zu beten, und dann bitte ich Gott und diesen Heiligen, mir in der folgenden

Nacht eine gute Herberge zu geben. Und gar oft bin ich schon meine Tage auf der Reise in großen Gefahren gewesen, bin ihnen aber allen glücklich entronnen und habe dann in der Nacht an einem guten Orte eine gute Herberge gefunden: und darum bin ich fest überzeugt, daß mir diese Gnade St. Julian, zu dessen Ehre ich die Gebete spreche, bei Gott ausgewirkt hat, und wenn ich sie einmal des Morgens nicht gesprochen hätte, so könnte ich nicht glauben, an diesem Tage eine gute Reise zu tun oder in der Nacht gut anzukommen.“ Und der, der ihn gefragt hatte, sagte zu ihm: „Und heute früh, habt Ihr sie da gebetet?“ Und Rinaldo antwortete: „Ja freilich.“ Und der andere, der schon wußte, was vorgehn sollte, sagte bei sich: ‚Du wirst es auch nötig haben; denn wenn es uns nicht fehlschlägt, so wirst du meiner Meinung nach übel genug herbergen;‘ und zu ihm sagte er: „Auch ich bin schon viel gereist, aber obwohl ich sie von vielen habe sehr loben hören, habe ich sie noch nie gebetet, und doch ist es mir noch nie geschehn, daß ich anders als gut geherbergt hätte; vielleicht werdet Ihr es heute abend sehn können, wer besser herbergen wird, Ihr, der Ihr sie gebetet habt, oder ich, der ich sie nicht gebetet habe. Freilich bete ich an ihrer Statt das Dirupisti oder das Intemerata oder das De profundis, die, wie mir meine Großmutter zu sagen pflegte, von sonderlicher Kraft sind.“ Indem sie so unter mancherlei Gesprächen ihre Straße zogen und die Räuber eine günstige Zeit und Gelegenheit für ihr böses Vorhaben abwarteten,

kamen sie, es war schon spät, hinter Castel Guiglielmo zu einer Furt; da die drei sahen, daß die Stunde spät und der Ort einsam und abgelegen war, überfielen sie Rinaldo und plünderten ihn aus, und als sie ihn im Hemde stehn ließen, sagten sie zu ihm: „Geh und sieh zu, ob dir dein heiliger Julian heute nacht eine gute Herberge geben wird; uns wird sie der unserige schon geben.“ Und sie setzten über den Fluß und ritten davon. Als Rinaldos Diener seinen Herrn hatte überfallen sehn, hatte er als feiger Geselle nichts getan, um ihm zu helfen, sondern das Pferd, auf dem er saß, herumgerissen und war davongesprengt; er hielt auch nicht eher an, als bis er in Castel Guiglielmo war, wo er, weil es schon spät war, in eine Herberge ging, ohne sich um sonst etwas zu kümmern. Rinaldo, der im Hemde und barfuß dastand und bei dem dicken Schnee, der allwege fiel, und bei der großen Kälte nicht wußte, was tun, begann, da er sah, daß die Nacht hereingebrochen war, zitternd und zähneklappernd Umschau zu halten, ob er nicht einen Zufluchtsort sehe, wo er, um nicht vor Kälte zu sterben, die Nacht über bleiben könne; da er aber keinen sah, weil kurz vorher in der Gegend alles durch einen Krieg verbrannt worden war, machte er sich, von dem Froste angetrieben, trabend auf den Weg nach Castel Guiglielmo, freilich ohne zu wissen, ob sich sein Diener dorthin oder anderswohin geflüchtet habe, aber in der Hoffnung, Gott werde ihm, wenn er nur hineinkommen könne, irgendwie Hilfe schicken. Aber die Finsternis der Nacht überfiel ihn

schon etwa eine Meile vor dem Burgflecken, so daß er, als er endlich hinkam, nicht mehr hineinkonnte, weil die Tore geschlossen und die Brücken aufgezogen waren. Darum sah er sich bekümmert und trostlos mit Tränen in den Augen nach einem Orte um, wo er wenigstens nicht dem Schnee ausgesetzt wäre: und von ungefähr sah er über der Mauer des Burgfleckens ein Haus, das ein wenig nach außen vorsprang, und so beschloß er, unter diesem Vorsprunge bis zum Tage zu bleiben; und als er hingekommen war und unter dem Vorsprunge eine leider verschlossene Tür gefunden hatte, setzte er sich traurig und bekümmert an ihrer Schwelle auf etwas Stroh, das er in der Nähe zusammengelesen hatte, unter häufigen Beschwerden über St. Julian, der ihm sein Vertrauen so schlecht gelohnt habe. Aber St. Julian hatte ihn in seiner Hut und bereitete ihm ohne viele Säumnis eine gute Herberge. In diesem Burgflecken war eine verwitwete Dame, schön an Leibe wie nur je eine, die der Markgraf Azzo wie sein Leben liebte und auf ihren Wunsch dort untergebracht hatte; und diese Dame wohnte in dem Hause, unter dessen Vorsprunge Rinaldo Zuflucht gesucht hatte. Und von ungefähr war der Markgraf am Tage vorher hingekommen, um in der Nacht bei ihr zu liegen, und hatte in ihrem Hause in aller Stille ein Bad und ein vortreffliches Abendessen herrichten lassen; als aber schon alles bereit war und die Dame auf nichts sonst wartete als auf den Besuch des Markgrafen, geschah es, daß ein Knecht ans Tor kam

und dem Markgrafen eine Zeitung brachte, derentwegen er alsbald reiten mußte, so daß er sich, nachdem er der Dame hatte sagen lassen, sie solle ihn nicht erwarten, unverzüglich auf den Weg machte. Mißmutig darüber entschloß sich die Dame, die nicht wußte, was tun, in das für den Markgrafen bereitete Bad zu steigen und dann zu essen und zu Bette zu gehn; und so stieg sie ins Bad. Die Badestube war aber nahe der Tür, an die sich der arme Rinaldo von außen geschmiegt hatte; darum hörte die Dame, dieweil sie im Bade war, das Wimmern und Zittern Rinaldos, der also klapperte, als ob er ein Storch gewesen wäre. Deshalb rief sie ihre Magd und sagte zu ihr: „Geh hinauf und sieh nach, wer außerhalb der Mauer an der Türschwelle ist und was der dort macht.“ Die Magd ging und sah, von der schneehellen Nacht begünstigt, Rinaldo im Hemde und barfuß und, wie gesagt, heftig zitternd dasitzen; darum fragte sie ihn, wer er sei. Und Rinaldo sagte ihr, obwohl er vor Zittern kaum ein Wort richtig herausbringen konnte, in möglichster Kürze, wer er sei und wieso und warum er hier sei; und dann begann er sie inständigst zu bitten, sie solle ihn, wenn es nur irgendwie angehe, nicht in der Nacht vor Kälte sterben lassen. Mitleidig geworden, kehrte die Magd zu der Dame zurück und sagte ihr alles. Die Dame, die gleicherweise Mitleid fühlte, erinnerte sich, daß sie den Schlüssel zu dieser Tür hatte, die manchmal dazu diente, den Markgrafen heimlich einzulassen, und sagte: „Geh und öffne ihm leise; das Essen ist

da und niemand ist hier, der es verzehren würde, und Platz, um ihm Herberge zu geben, ist auch da.“ Nachdem die Magd ihre Herrin dieser Menschlichkeit halber höchlich gelobt hatte, ging sie Rinaldo öffnen und ließ ihn ein; als nun die Dame sah, daß er schier erstarrt war, sagte sie zu ihm: „Rasch, Freund, steige in das Bad da, es ist noch warm.“ Ohne darauf zu warten, daß die Einladung wiederholt würde, tat er das willig; und durch die Wärme des Bades völlig wiederhergestellt, glaubte er vom Tode zum Leben zurückgekehrt zu sein. Die Dame ließ ihm Kleider ihres vor kurzem verstorbenen Mannes bringen, und als er sie angezogen hatte, schien es, als wären sie ihm auf den Leib gemacht gewesen; und während er nun wartete, was ihm die Dame befehlen werde, begann er Gott und dem heiligen Julian zu danken, daß sie ihn vor einer so schlimmen Nacht, wie er erwartet hatte, bewahrt und in eine so treffliche Herberge, wie sie ihm schien, geführt hätten. Nachdem die Dame ein Weilchen geruht hatte, ging sie in ein Gemach, wo sie ein großes Feuer hatte machen lassen, und fragte, was es mit dem Manne sei. Und die Magd antwortete ihr: „Madonna, er hat sich angekleidet und ist ein hübscher Mann und scheint aus gutem Hause und wohlanständig zu sein.“ „Geh also“, sagte die Dame, „und ruf ihn und sag ihm, daß er hieher ans Feuer kommen soll, und er wird zu essen bekommen; gegessen hat er sicherlich nicht.“ Als Rinaldo ins Gemach trat, grüßte er die Dame, weil sie ihn, als er

sie sah, gar vornehm deuchte, mit großer Ehrerbietung und dankte ihr, so gut er nur konnte, für die ihm erwiesene Wohltat. Als ihn die Dame gesehn und gehört hatte, pflichtete sie dem Urteile ihrer Magd bei; darum empfing sie ihn heiter, hieß ihn, sich ohne Förmlichkeit an ihre Seite zum Feuer zu setzen, und fragte ihn, was für ein Abenteuer ihn hergeführt habe. Und Rinaldo erzählte ihr alles der Reihe nach. Nun hatte die Dame, als Rinaldos Diener im Burgflecken angekommen war, etwas von diesen Dingen gehört, so daß sie ihm nun völligen Glauben schenkte; und sie sagte ihm, was sie von seinem Diener wußte und daß er ihn am Morgen werde leicht wiederfinden können. Als dann der Tisch bestellt war, setzte sich Rinaldo auf ihren Wunsch mit ihr zum Essen. Er war groß an Gestalt und schön und anmutig vom Antlitz und im Benehmen liebenswürdig und gefällig und ein noch ziemlich junger Mann; und da die Dame zu mehrern Malen hatte ihr Auge auf ihm ruhen lassen und seines Lobes voll war, hatte sie ihm in der begehrlichen Lust, die der erwartete nächtliche Besuch des Markgrafen in ihr erregt hatte, gar bald ihren Sinn zugewandt. Und als sie sich nach dem Essen mit ihm vom Tische erhoben hatte, beriet sie sich mit ihrer Magd, ob es wohlgetan sein werde, wenn sie, da sie der Markgraf zum besten gehalten habe, das Gute nütze, das ihr das Glück geschickt habe. Da die Magd merkte, wonach das Verlangen der Dame stand, redete sie ihr nach Kräften zu, diesem Ver-

langen nachzugeben; darum ging die Dame zum Feuer zurück, wo sie Rinaldo allein gelassen hatte, begann damit, ihn verliebt anzublicken, und sagte schließlich zu ihm: „Ach, Rinaldo, warum seid Ihr so nachdenklich? Glaubt Ihr denn, daß das Pferd und die paar Kleider, die Ihr verloren habt, nicht zu ersetzen seien? Tröstet Euch doch, seid guten Mutes, Ihr seid hier zu Hause; und weiter will ich Euch noch sagen, daß es mir, wenn ich Euch in den Kleidern sehe, die Ihr am Leibe habt und die meinem verstorbenen Manne gehört haben, geradeso ist, als wäret Ihr er selber, so daß mich heute abend wohl hundertmal die Lust angekommen ist, Euch zu umarmen und zu küssen, und hätte ich nicht gefürchtet, Euch mißliebig zu werden, so hätte ich es wahrhaftig getan.“ Als Rinaldo diese Worte hörte und die funkelnden Augen der Dame sah, ging er, der ja kein Dummkopf war, mit offenen Armen auf sie zu und sagte: „Da ich mir sagen muß, Madonna, daß ich Euch, die Ihr mich aus meiner elenden Lage gerettet habt, für alle Zeit mein Leben zu verdanken habe, wäre es eine große Niedrigkeit von mir, wenn ich nicht alles zu tun trachtete, was Euch lieb ist: und darum willfahrt Euerer Lust, mich zu umarmen und zu küssen; ich werde Euch mehr als gern umarmen und küssen.“ Weiter brauchte es kein Wort. Die Dame, die am ganzen Leibe vor Liebesverlangen glühte, warf sich ihm augenblicklich in die Arme; und nachdem sie ihn in verlangender Umschlingung wohl tausendmal geküßt hatte und ebensooft von

ihm geküßt worden war, standen sie auf und gingen in die Kammer und legten sich unverzüglich zu Bette und stillten ihr Verlangen, bevor der Tag kam, völlig und zu often Malen. Als aber das Morgenrot zu schimmern begann, standen sie, wie es die Dame wünschte, auf und sie gab ihm, damit niemand etwas davon mutmaßen könne, ein paar Lumpen als Kleidung, füllte ihm den Beutel mit Geld und ließ ihn mit der Bitte, das Geschehne geheimzuhalten, bei dem Türchen hinaus, wo er hereingekommen war, nicht ohne ihm angegeben zu haben, wie er es halten müsse, um in den Flecken zu kommen und seinen Diener wiederzufinden. Als dann bei hellem Tage die Tore geöffnet waren, ging er, als ob er von weiter her käme, in den Burgflecken und suchte seinen Diener auf; und eben wollte er, nachdem er den Mantelsack ausgepackt und sich umgekleidet hatte, auf das Pferd des Dieners steigen, als es wie durch ein Wunder Gottes geschah, daß die drei Straßenräuber, die ihn am Abende vorher ausgeplündert hatten, in den Burgflecken eingebracht wurden, weil sie bald darauf wegen einer andern von ihnen begangenen Missetat gegriffen worden waren. Da sie alles von selber gestanden, erhielt er sein Pferd, seine Kleider und sein Geld zurück, und er büßte nichts sonst ein als ein Paar Kniebänder, von denen die Räuber nicht wußten, was sie damit gemacht hatten. Rinaldo stieg also, Gott und dem heiligen Julian dankend, zu Pferde und kehrte heil und gesund nach Hause zurück; und die drei Straßenräuber balgten sich am andern Tage mit dem Winde.

DRITTE GESCHICHTE

Drei junge Leute, die ihr Hab und Gut verschwenden, geraten in Armut. Ein Neffe von ihnen, der, an allem verzagend, zu ihnen heimkehrt, hat als Gefährten einen Abt, der, wie sich herausstellt, die Tochter des Königs von England ist; sie heiratet ihn und erstattet seinen Oheimen das Verlorene zurück, so daß sie wieder wohlhabend werden.

MIT Verwunderung hatten die Damen die Schicksale Rinaldos angehört; sie priesen seine Frömmigkeit und dankten Gott und St. Julian, daß sie ihm in seiner größten Not Hilfe gebracht hatten. Deswegen hielten sie aber die Dame, obwohl sie darüber nur verstohlen sprachen, keineswegs für eine Törin, daß sie das Gute, das ihr von Gott ins Haus gesandt worden war, hinzunehmen verstanden hatte. Und während unter leisem Lachen von der guten Nacht, die sie gehabt hatte, gesprochen wurde, dachte Pampinea, die, weil sie neben Filostrato saß, mutmaßte, daß nun die Reihe, wie es auch der Fall war, an sie kommen werde, still für sich nach, was sie erzählen solle; und nach dem Befehle der Königin fing sie nicht minder herzhaft als heiter folgendermaßen zu sprechen an: Je mehr, meine trefflichen Damen, über die Fügungen Fortunas gesprochen wird, desto mehr bleibt dem, der alles recht betrachten will, zu sagen übrig; und das wird niemand wundernehmen dürfen, wenn er verständig bedenkt, daß alle Dinge, die wir törichterweise unser nennen, in den Händen Fortunas sind und demgemäß von ihr nach ihrem ver-

borgenen Ratschlusse in ununterbrochenem Wechsel von dem einen auf den andern übertragen werden, ohne daß wir darin ein Gesetz erkennten. Obwohl sich das allenthalben und tagtäglich augenscheinlich zeigt und obwohl es auch schon in einigen Geschichten gezeigt worden ist, will ich doch, da es unserer Königin gefällt, daß darüber gesprochen werde, vielleicht nicht ohne Nutzen für die Zuhörer den erzählten Geschichten eine hinzufügen, die Euch, wie ich hoffe, gefallen wird.

In unserer Stadt war einmal ein Ritter, Messer Tedaldo mit Namen, der, wie einige wollen, aus dem Geschlechte der Lamberti war; andere behaupten, er sei aus dem der Agolanti gewesen, schließen das aber wohl eher als aus sonst etwas aus dem später von seinen Söhnen betriebenen Gewerbe, das dasselbe war, das die Agolanti immer betrieben haben und betreiben. Indem ich es aber dahingestellt sein lasse, zu welchem von den beiden Häusern er gehört hat, sage ich, daß er zu seiner Zeit einer der reichsten Ritter war und drei Söhne hatte, Lamberto, Tedaldo und Agolante mit Namen; obwohl der älteste noch nicht das achtzehnte Jahr erreicht hatte, waren sie doch schon alle drei hübsche und anmutige Jünglinge, als der reiche Messer Tedaldo starb und ihnen als seinen rechtmäßigen Erben sein ganzes bewegliches und unbewegliches Gut hinterließ. Da sie sich also reich an Barschaften und an Besitzungen sahen, begannen sie, von nichts sonst geleitet als von ihrem eigenen Gefallen, ohne Maß und Zurückhaltung zu

verschwenden, indem sie ein großes Gesinde und viel schöne Pferde und Hunde und Beizvögel hielten, mit Gastgelagen und Ritterspielen große Pracht entfalteten und nicht nur das taten, was Edelleuten zukommt, sondern auch alles, was ihnen in ihrem jugendlichen Leichtsinne einfiel. In diesem Leben waren sie noch nicht lange fortgefahren, als der ihnen vom Vater hinterlassene Schatz abnahm; und da ihre Einkünfte allein für den begonnenen Aufwand nicht reichten, begannen sie ihre Besitzungen zu verkaufen und zu verpfänden, und indem sie heute die eine und morgen die andere verkauften, erkannten sie kaum eher, wie es mit ihnen stand, als bis sie schier am Ende waren, und die Armut öffnete ihnen die Augen, die ihnen der Reichtum verschlossen gehalten hatte. Darum rief Lamberto eines Tages die andern zwei und sagte ihnen, was für ein Ansehn ihr Vater und dann sie wegen ihres großmütigen Aufwands genossen hätten und wie groß ihr Reichtum gewesen sei und in was für eine Armut sie ihre ungezügelte Verschwendung gestürzt habe, und dann redete er ihnen, so gut er nur konnte, zu, gemeinschaftlich mit ihm das wenige, was ihnen geblieben sei, noch bevor ihr Elend mehr bekannt werde, zu verkaufen und in die Fremde zu gehn; und so taten sie. Und nachdem sie, ohne von jemand Urlaub geheischt oder ihren Abschied irgendwie gefeiert zu haben, Florenz verlassen hatten, rasteten sie nicht eher, als bis sie in England waren; dort mieteten sie in London ein Häuschen und begannen ihr Geld,

von dem sie sonst wenig ausgaben, auf unmäßige Zinsen zu leihen, und dabei war ihnen das Glück so hold, daß sie in ein paar Jahren ein großes Vermögen gewannen. Damit kehrten sie, einer nach dem andern, nach Florenz heim und kauften einen großen Teil ihrer Besitzungen zurück und viele neue dazu und verheirateten sich; und weil sie in England weiter auf Zinsen liehen, schickten sie dorthin einen jungen Neffen von ihnen, Alessandro mit Namen, der ihre Geschäfte wahrnehmen sollte, während sie alle drei in Florenz, ohne sich dessen zu erinnern, zu was für einem Ende sie ihre unmäßigen Ausgaben schon einmal gebracht hatten, und obwohl sie jetzt ein jeder Weib und Kind hatten, verschwenderischer als je ausgaben, so daß bei ihnen alle Kaufleute genügende Sicherheit zu haben meinten und ihnen jede Summe Geldes zur Verfügung stellten. Diese Ausgaben half ihnen einige Jahre lang das Geld bestreiten, das ihnen Alessandro schickte, der sich darauf verlegt hatte, den Baronen auf ihre Schlösser und Gülten zu borgen, was einen ansehnlichen Gewinn abwarf. Während aber die drei Brüder reichlich ausgaben und, wann es ihnen an Geld mangelte, Schulden machten, weil sie sich auf die Eingänge aus England verließen, geschah es, daß in England, von aller Welt unvermutet, ein Krieg zwischen dem Könige und einem Sohne von ihm ausbrach, wodurch sich die ganze Insel in zwei Parteien teilte und es der eine mit dem Vater und der andere mit dem Sohne hielt; bei diesen Unruhen wurden Alessandro all die Schlösser

der Barone genommen, und auch die andern Gelder liefen nicht mehr ein. Weil aber Alessandro von Tag zu Tag auf einen Friedensschluß zwischen Sohn und Vater hoffte, wo ihm dann alles, Zinsen und Kapital, hätte wiedererstattet werden müssen, verließ er die Insel nicht, und die drei Brüder in Florenz schränkten ihre Ausgaben nicht im mindesten ein und entliehen alle Tage größere Beträge. Da jedoch die gehegte Hoffnung in mehrern Jahren ohne Erfüllung blieb, verloren die drei Brüder nicht nur den Kredit, sondern wurden auch alsbald auf das Betreiben derer, die bezahlt sein wollten, gefangengesetzt; und weil ihre Besitzungen nicht zur Bezahlung langten, blieben sie wegen des Restes im Gefängnis, und ihre Frauen gingen mit den kleinen Kindern in großer Dürftigkeit, die eine aufs Land, die andere dorthin und die dritte dahin, ohne fürder etwas andres als das elendeste Leben erwarten zu können. Als Alessandro nach mehrern Jahren des Wartens in England sah, daß der Friede noch immer nicht kam, faßte er, da er ein längeres Bleiben für nicht minder lebensgefährlich als unnütz hielt, den Entschluß, nach Italien heimzukehren, und machte sich ganz allein auf den Weg. Der Zufall wollte es, daß er in Brügge zu derselben Zeit, wo er dort ausritt, einen Abt in weißer Ordenstracht ausreiten sah, den viele Mönche geleiteten, während ihm eine zahlreiche Dienerschaft mit einem großen Trosse vorauszog; und hinter dem Abte kamen zwei Ritter aus einem alten Geschlechte und Verwandte des Königs, die

Alessandro kannte. Als er sich darum zu ihnen gesellte, ließen sie sich seine Begleitung gern gefallen. Dieweil also Alessandro mit ihnen weiterzog, fragte er sie höflich, wer die Mönche seien, die vor ihnen mit so viel Dienerschaft ritten, und was ihr Reiseziel sei. Und der eine Ritter antwortete ihm: „Der, der voranreitet, ist ein junger Vetter von uns, der neulich zum Abte einer der größten Abteien in England gewählt worden ist; und weil er jünger ist, als es die Gesetze bei einer solchen Würde gestatteten, ziehen wir mit ihm nach Rom, um es vom Heiligen Vater zu erlangen, daß er ihm seine allzu große Jugend nachsehe und ihn dann in seiner Würde bestätige. Aber davon soll mit niemand gesprochen werden.“ Indem nun der neue Abt bald vor und bald hinter seiner Dienerschaft einhertritt, wie wir das alltäglich bei Herren, die reisen, geschehn sehn, sah er einmal Alessandro von der Nähe, der sehr jung, schön von Wuchs und Gesicht und in seinen Sitten und seinem Betragen so liebenswürdig war wie nur je einer; und gleich auf den ersten Anblick gefiel er dem Abte auf eine so wundersame Weise wie noch nie jemand, und der Abt rief ihn zu sich und begann mit ihm freundlich zu sprechen und ihn zu fragen, wer er sei, woher er komme und wohin er ziehe. Und Alessandro entdeckte ihm freiwillig seine ganze Lage und tat seiner Frage Genüge und erbot sich ihm, wenn auch seine Kräfte gering seien, zu jedem Dienste. Da ihn der Abt hübsch und wohlgesetzt reden hörte und sein gefälliges Wesen mehr im einzelnen beobachtete und

da er bei sich erwog, daß er ungeachtet des niedrigen Geschäftes, das er getrieben hatte, doch ein Edelmann war, wurde sein Wohlgefallen an ihm immer wärmer; und gerührt von seinem Unglücke, tröstete er ihn gar freundschaftlich und sagte ihm, er solle guten Mutes sein, weil ihn Gott, wenn er ein wackerer Mann sei, wieder an die Stelle, von wo ihn das Geschick herabgestürzt habe, und vielleicht an eine noch höhere erheben werde, und bat ihn, es möge ihm, der ja nach Toskana reise, gefallen, in seiner Gesellschaft zu sein, weil sie dasselbe Ziel hätten. Alessandro dankte ihm für den tröstlichen Zuspruch und sagte, er sei zu allen seinen Befehlen bereit. Nun geschah es nach einigen Tagen, daß der Abt, dem der Anblick Alessandros unbekannte Regungen in der Brust geweckt hatte, mit seiner Gesellschaft in ein Dorf kam, das mit Herbergen nicht allzu reichlich versehn war. Und da der Abt dort herbergen wollte, ließ ihn Alessandro bei einem Wirte absteigen, mit dem er ziemlich gut bekannt war, und ordnete an, daß ihm der am wenigsten ungeeignete Raum als Schlafgemach hergerichtet werde; und da er eine Art von Seneschall des Abtes geworden war, so brachte er als einer, der trefflich Bescheid wußte, die ganze Begleitung, so gut wie er nur konnte, hier und dort im Dorfe unter. Als dann der Abt gegessen hatte und ein großer Teil der Nacht verstrichen war und alle schlafen gegangen waren, fragte Alessandro den Wirt, wo er schlafen könne. Und der Wirt antwortete ihm: „Das weiß ich wahrhaftig nicht: du

siehst, daß alles besetzt ist, und kannst sehn, daß ich und die Meinigen auf den Bänken schlafen müssen. Immerhin sind in der Kammer des Abtes etliche Kornsäcke; dort kann ich dich hinführen und ein paar Betten darauflegen, und wenns dir recht ist, kannst du dich dort, so gut es eben geht, niederlegen.“ Und Alessandro sagte zu ihm: „Wie dürfte ich denn in die Kammer des Abtes gehn, wo du doch weißt, daß sie klein ist und daß ihrer Enge halber keiner von seinen Mönchen hat drinnen schlafen können; hätte ich daran gedacht, als die Vorhänge gespannt worden sind, so hätte ich seine Mönche auf den Kornsäcken schlafen lassen und ich hätte mich dorthin gelegt, wo jetzt sie schlafen.“ Und der Wirt sagte zu ihm: „Es ist aber jetzt einmal so, und wenn du nur willst, so wirst du's dort so hübsch haben, wie sonst nirgends: der Abt schläft und die Vorhänge sind zugezogen; ich werde dir leise ein Unterbett hinbringen und du schläfst dort.“ Da Alessandro sah, daß das ohne irgendwelche Ungelegenheit für den Abt möglich war, willigte er ein und machte sich dort, so leise wie er nur konnte, sein Lager zurecht. Der Abt, der nicht geschlafen, sondern voll Glut an sein junges Verlangen gedacht hatte, hatte das Gespräch zwischen dem Wirte und Alessandro gehört und wußte ebenso, wo sich Alessandro niedergelegt hatte; darüber ganz glücklich, begann er sich zu sagen: ‚Gott hat mir die Gelegenheit geschickt, meine Sehnsucht zu stillen; wenn ich sie nicht ergreife, wird sie mir kaum jemals in ähnlicher Weise wiederkehren.‘ Und völlig

entschlossen, sie zu ergreifen, rief er, als ihm alles im Hause still zu sein schien, Alessandro mit verhaltener Stimme an und sagte ihm, er solle sich an seine Seite legen; und nach vielen Weigerungen entkleidete sich der und legte sich neben ihn. Der Abt legte ihm die Hand auf die Brust und begann ihn nicht anders zu betasten, als wie es lüsterne Mädchen ihren Buhlen zu tun pflegen; baß erstaunt darüber, besorgte Alessandro, den Abt treibe vielleicht eine schändliche Liebe, ihn also zu betasten. Kaum merkte aber der Abt diese Besorgnis, entweder weil er sie vorausgesehn hatte oder aus irgendeiner Bewegung Alessandros, als er sich lächelnd sein Hemd vom Leibe riß, die Hand Alessandros nahm und sie auf seine Brust legte und zu ihm sagte: „Laß ab von deinem törichten Wahn, Alessandro, und suche hier, damit du erkennst, was ich verberge.“ Und Alessandros Hand, die auf der Brust des Abtes lag, fand zwei runde und harte glatte Brüstlein, nicht anders, als ob sie aus Elfenbein gewesen wären; und da er sie gefunden und daraus erkannt hatte, daß er neben einem Weibe lag, schlang er alsbald, ohne eine andere Einladung abzuwarten, den Arm um sie und wollte sie eben küssen, als sie sagte: „Bevor du mir näher kommst, höre, was ich dir sagen will. Wie du erkennen kannst, bin ich ein Weib und kein Mann; als Jungfrau bin ich von daheim weggegangen und habe zum Papste ziehen wollen, damit er mich vermähle. War es nun dein Glück oder mein Unglück, ich bin, als ich dich vor einigen Tagen gesehn habe, so in Liebe zu dir entbrannt, daß

vielleicht noch nie eine Frau war, die einen Mann also geliebt hätte; und darum habe ich beschlossen, lieber dich als irgendeinen andern zum Gatten haben zu wollen: willst du mich nicht zur Gattin, so entferne dich augenblicklich und suche dein Lager wieder auf.“ Obwohl Alessandro sie nicht kannte, schloß er doch aus dem Geleite, das sie hatte, sie müsse eine edle und reiche Dame sein, und daß sie schön war, sah er; darum antwortete er, ohne sich allzu lang zu besinnen, wenn es ihr lieb sei, so sei es sein sehnlichster Wunsch. Nun setzte sie sich im Bette auf, gab ihm einen Ring in die Hand und hieß ihn, sich ihr vor einem Bilde unsers Heilands zu vermählen; und als er das getan hatte, umarmten sie einander und getrösteten sich zu ihrer beider größten Lust, solange die Nacht noch dauerte. Bei Tagesanbruch erhob sich Alessandro und verließ, nachdem sie über ihr Verhalten Abrede getroffen hatten, die Kammer dort, wo er hereingekommen war, ohne daß jemand erfahren hätte, wo er die Nacht geschlafen hatte, und machte sich, über die Maßen glücklich, mit dem Abte und dessen Geleite wieder auf den Weg, und so kamen sie nach vielen Tagereisen nach Rom. Nachdem sie dort einige Tage geruht hatten, begab sich der Abt lediglich mit den zwei Rittern und Alessandro zum Papste und begann nach der schuldigen Ehrfurchtserweisung also zu sprechen: „Heiliger Vater, wie Ihr besser als jeder andere wissen werdet, soll jeder, der gut und ehrbar leben will, nach Kräften jede Gelegenheit fliehen, die ihn verleiten könnte, anders zu

tun; um nun das treulich zu halten, bin ich, die ich ehrbar zu leben begehre, in der Tracht, in der Ihr mich seht, heimlich mit einem großen Teile seiner Schätze meinem Vater, dem Könige von England, entflohen, der mich, ein junges Weib, wie Ihr seht, dem Könige von Schottland, einem steinalten Herrn, hat vermählen wollen, und habe mich hieher aufgemacht, damit mich Eure Heiligkeit vermähle. Und es war nicht so sehr das Alter des Königs von Schottland, das mich zur Flucht getrieben hat, als die Furcht, ich könnte, wann ich ihm vermählt wäre, ob der Gebrechlichkeit meiner Jugend etwas tun, was den göttlichen Gesetzen sowohl als auch der Ehre von meines Vaters königlichem Blute zuwider wäre. Und als ich mit diesem Entschlusse hieherzog, hat mir Gott, der allein und am besten weiß, was jedem nottut, in seiner Barmherzigkeit, wie ich glaube, den vor die Augen geführt, der nach seinem Willen mein Gatte sein soll; und das ist dieser Jüngling gewesen" – und dabei wies sie auf Alessandro – „den Ihr hier neben mir seht, dessen Sitten und Trefflichkeit jeder großen Dame würdig sind, wenn auch vielleicht der Adel seines Blutes nicht so hell strahlt wie der königliche. Ihn habe ich also genommen und ihn will ich; und ich werde nie einen andern nehmen, was auch meinen Vater und wen immer davon bedünken will. So wäre eigentlich der Hauptgrund, warum ich aufgebrochen bin, erledigt gewesen; trotzdem habe ich aber gewünscht, meinen Weg zu vollenden, einmal um die heiligen, ehrwürdigen Örter, deren diese Stadt

voll ist, und Eure Heiligkeit zu besuchen, und dann um das Ehebündnis zwischen Alessandro und mir, das nur vor Gott geschlossen worden ist, vor Euch und dadurch auch vor den andern Menschen kundzutun. So bitte ich Euch denn inständigst, daß das, was Gott und mir gefallen hat, auch Euch genehm sei und daß Ihr uns Euern Segen gebet, auf daß wir mit diesem als einem sicheren Unterpfande der Zustimmung des Herrgotts, dessen Stellvertreter Ihr seid, zu Gottes und Eurer Ehre miteinander leben und einst sterben können.“ Alessandro erstaunte, als er hörte, seine Gattin sei die Tochter des Königs von England und war voll heimlicher wundersamer Freude darüber; mehr aber noch erstaunten die zwei Ritter, und die waren darüber so entrüstet, daß sie, wenn sie anderswo als vor dem Papste gewesen wären, Alessandro und vielleicht auch der Dame schlimm mitgespielt hätten. Auch der Papst war baß erstaunt, sowohl über die Tracht der Dame als auch über ihre Wahl; weil er aber sah, daß das Geschehne nicht rückgängig zu machen war, entschloß er sich, ihrer Bitte zu willfahren. Nachdem er daher die Ritter, deren Entrüstung ihm nicht entgangen war, begütigt und mit der Dame und Alessandro versöhnt hatte, ordnete er an, was zu geschehn habe. Und als an dem von ihm bestimmten Tage alle Kardinäle und viele andere wackere Männer, die er eingeladen hatte, zu einem von ihm veranstalteten Feste gekommen waren, erschienen auf sein Geheiß die in königliche Pracht gekleidete Dame, die so schön und lieblich aussah,

daß verdientermaßen alle ihres Preises voll waren, und Alessandro, der, ebenso glänzend gekleidet, in seinem Äußern und seinem Betragen keineswegs einem jungen Menschen, der auf Wucher geborgt hatte, sondern eher einem Prinzen glich und von den zwei Rittern hoch geehrt wurde; und nun ließ der Papst ihre Vermählung von neuem und mit Gepränge feiern und entließ sie nach einer schönen und prunkvollen Hochzeit mit seinem Segen. Alessandros und ebenso der Dame Wunsch war es, auf der Rückreise von Rom nach Florenz zu kommen, wohin schon das Gerücht die Zeitung gebracht hatte; und dort, wo sie von den Bürgern mit den größten Ehren empfangen wurden, ließ die Dame die drei Brüder, nachdem sie jedermann hatte bezahlen lassen, aus dem Gefängnis befreien und setzte sie und ihre Frauen wieder in ihre Besitzungen ein. Um dessentwillen bei allen wohlbeliebt, reisten Alessandro und seine Dame, indem sie Agolante mitnahmen, von Florenz ab; und als sie nach Paris kamen, wurden sie vom Könige ehrenvoll empfangen. Von dort aus begaben sich die zwei Ritter nach England und wirkten so viel auf den König ein, daß er seiner Tochter wieder seine Gnade zuwandte und sie samt seinem Eidam mit Freuden empfing; und seinen Eidam machte er bald darauf in feierlicher Weise zum Ritter und gab ihm die Grafschaft Cornwall. Der war auch ein so trefflicher Mann und verstand es, so viel zu tun, daß er den Sohn mit dem Vater aussöhnte, was für die Insel ein großer Segen war und ihm die Liebe und

den Dank des ganzen Volkes erwarb; und Agolante trieb alles wieder ein, was er und seine Brüder zu fordern hatten, und kehrte mit übermäßigen Reichtümern nach Florenz zurück, nachdem ihn Graf Alessandro zum Ritter gemacht hatte. Der Graf führte dann mit seiner Gattin ein rühmliches Leben; und wie einige sagen wollen, hat er teils durch seine Klugheit und Trefflichkeit, teils mit Hilfe seines Schwähers Schottland erobert und ist dort zum Könige gekrönt worden.

VIERTE GESCHICHTE

Landolfo Ruffolo, der, weil er verarmt ist, Freibeuter geworden ist, wird von Genuesern gefangen und leidet Schiffbruch, rettet sich aber auf einer Kiste voll kostbarer Juwelen; in Korfu nimmt sich seiner ein Weib an und er kehrt als reicher Mann heim.

ALS Lauretta, die neben Pampinea saß, bemerkte, daß deren Geschichte an ihrem rühmlichen Ende angelangt war, begann sie, ohne erst auf einen Befehl zu warten, folgendermaßen zu sprechen: Keine größere Fügung des Schicksals kann man sich, meine holdseligen Damen, meiner Meinung nach denken, als daß jemand aus dem tiefsten Elend zu königlicher Würde erhoben wird, wie es in der Geschichte Pampineas ihrem Alessandro ergangen ist. Weil sich daher fortan jeder, der zu dem uns gestellten Vorwurfe erzählen wird, innerhalb dieser Grenzen wird halten müssen, so werde auch ich mich

nicht schämen, Euch eine Geschichte zu erzählen, die, obwohl sie größeres Leid in sich birgt, doch keinen so glänzenden Ausgang hat. Freilich weiß ich, daß sie mit Rücksicht auf die eben erzählte mit geringerer Aufmerksamkeit wird angehört werden; da ich aber nicht anders kann, werde ich wohl entschuldigt sein.

Das Gestade von Reggio bis Gaeta gilt schier für die schönste Gegend Italiens; dort zieht sich, nahe bei Salerno, ein das Meer überragendes Uferland hin, von den Einheimischen die Küste von Amalfi genannt, voll kleiner Städte, Gärten und Springbrunnen und bewohnt von reichen Leuten, die in dem Eifer, womit sie dem Handel nachgehn, kaum ihresgleichen haben. Unter diesen Städten ist eine, Ravello mit Namen, die zwar auch heute reiche Bürger hat, aber vorzeiten einen hatte, der außerordentlich reich war, Landolfo Ruffolo genannt; da ihm aber seine Reichtümer nicht genügten und er sie zu verdoppeln begehrte, kam es so weit mit ihm, daß er bald mit ihnen allen zugleich sein Leben eingebüßt hätte. Nachdem er nämlich nach Kaufmannsbrauch einen Überschlag gemacht hatte, kaufte er ein großes Schiff, belud es, lediglich um sein Geld, mit mancherlei Waren und fuhr damit nach Zypern. Dort fand er, daß noch viele andere Schiffe mit derselben Gattung von Waren, wie er gebracht hatte, gekommen waren; deshalb mußte er seine Ladung nicht nur unterm Preise abgeben, sondern sie sogar, wenn er sie überhaupt losschlagen wollte, geradezu verschleudern, und so war

er denn fast zugrunde gerichtet. In dem großen Kummer, den er darüber trug, und weil er sich nicht zu helfen wußte, als er sah, daß er aus einem gar reichen Manne fast zum Bettler geworden war, gedachte er entweder zu sterben oder seinen Verlust durch Räuberei einzubringen, damit er nicht dorthin, von wo er als reicher Mann abgereist war, als Bettler zurückkehre. Und nachdem er einen Käufer für sein großes Schiff gefunden hatte, kaufte er von diesem Gelde und von dem andern, das er aus seinen Waren gelöst hatte, ein leichtes Freibeuterschiff, rüstete und versorgte es aufs beste mit allem, was dieses Handwerk erfordert, und verlegte sich nun darauf, sich jedwedes Eigentum und sonderlich türkisches anzueignen. Und bei diesem Handwerk war ihm das Glück viel günstiger als bei den Kaufmannsgeschäften. Es war vielleicht noch kein Jahr völlig um, so hatte er so viel türkische Schiffe geplündert und genommen, daß er das, was er im Handel verloren hatte, nicht nur wieder erworben, sondern auch mehr als verdoppelt hatte. Da er also sah, daß er ein hübsches Vermögen hatte, ließ er sich den Schmerz über seinen ersten Verlust zur Witzigung dienen, so daß er sich, um nicht in einen zweiten zu verfallen, selber bewies, das, was er habe, müsse ihm, ohne daß er noch mehr verlangen dürfe, genug sein; so entschloß er sich denn, damit heimzufahren, ließ sich aber, weil er gegen den Handel mißtrauisch war, nicht mehr darauf ein, sein Geld irgendwie anzulegen, sondern machte sich mit demselben Schiffe, womit

er es gewonnen hatte, mit flinken Rudern auf den Heimweg. Er war schon in den Archipel gekommen, als sich eines Abends ein Südostwind erhob, der nicht nur seiner Fahrtrichung entgegengesetzt war, sondern auch die See höher gehn ließ, als sein kleines Schiff hätte aushalten können; darum suchte er in einer vor dem Winde geschützten Bucht einer kleinen Insel Zuflucht, um dort ein besseres Wetter abzuwarten. In dieser Bucht hatte er noch nicht lange gelegen, als dort zwei große genuesische Kauffahrer, die von Konstantinopel kamen, auf der Flucht vor derselben Gefahr, vor der er geflohen war, mit Mühe eintrafen. Als die Genueser das kleine Schiff erblickten, dem jeder Weg zu entkommen abgeschnitten war, und erfuhren, wer sein Eigentümer war, beschlossen sie, weil sie ihn durch das Gerücht als sehr reichen Mann kannten, als von Natur aus geldgierige und raublustige Menschen, das Schiff zu nehmen. Sie landeten einige ihrer Leute und ließen sie, wohlversehn mit Armbrüsten und Schutzwaffen, eine solche Stellung einnehmen, daß niemand hätte das Schiff verlassen können, ohne erschossen zu werden; dann ließen sie ihre Fahrzeuge, denen übrigens auch die Strömung zu Hilfe kam, von Booten schleppen und gelangten so zu dem kleinen Schiffe Landolfos und bemächtigten sich des Schiffes samt allen Ruderknechten in kurzer Zeit mit leichter Mühe, ohne daß ihnen ein Mann entkommen wäre. Und nachdem sie Landolfo auf eins von ihren Schiffen gebracht und das seinige völlig ausgeplündert hatten,

versenkten sie es und ihm blieb nichts als ein dürftiges Wams. Am nächsten Tage drehte sich der Wind, und die Kauffahrer richteten ihre Segel westwärts und setzten ihre Reise den ganzen Tag glücklich fort: gegen Abend aber brach ein Sturm los, der die Wellen hoch gehn ließ und die beiden Kauffahrer voneinander trennte. Und durch das Ungestüm dieses Sturmes geschah es, daß das Schiff, wo der elende, arme Landolfo war, bei der Insel Kephallenia mit großer Wucht auf eine Sandbank geschleudert wurde und nicht anders als wie ein Glas, das an eine Wand geschleudert wird, zerschellte; im Nu war das Meer voll schwimmender Balken, Kisten und Bretter, und wer von den Leuten, die auf dem Schiffe waren, schwimmen konnte, suchte nun, wie es bei Schiffbrüchen zu geschehn pflegt, trotz der nächtlichen Finsternis und dem hohen Wogengange den Gegenstand zu fassen, der ihm von ungefähr zur Hand kam. So tat auch der arme Landolfo, der sich vor dem Tode jetzt, wo er ihn vor sich sah, arg ängstigte, obwohl er ihn am Tage vorher zu oftén Malen gerufen hatte, weil er willens gewesen war, lieber zu sterben, als arm, wie er sich sah, nach Hause zurückzukehren; in der Hoffnung, daß ihm Gott doch vielleicht, wenn er sich nur vorläufig vor dem Ertrinken bewahre, irgendeine Hilfe zu seiner Rettung schicken werde, klammerte er sich, als er eines Brettes habhaft werden konnte, so wie die andern daran und hielt sich darauf rittlings sitzend, vom Meere und vom Winde bald dorthin, bald dahin getrieben, bis

zum lichten Tage. Und als es Tag geworden war und er Umschau hielt, sah er außer den Wolken und dem Meere nichts sonst als eine Kiste, die sich ihm, auf den Wogen schwimmend, dann und wann näherte, worüber er denn sehr erschrak, weil er besorgte, sie könnte am Ende so hart an ihn stoßen, daß sie ihm gefährlich würde; sooft sie ihm daher nahekam, stieß er sie mit seiner ganzen Kraft, wenn die auch gering war, mit der Hand von sich. Obgleich ihm das ein paarmal gelang, geschah es doch, daß die Kiste von einem Wirbelwinde, der sich in den Lüften erhoben hatte und ins Meer niederfuhr, erfaßt und so jählings gegen das Brett Landolfos geschleudert wurde, daß sich das Brett umdrehte und Landolfo mit Gewalt unter die Wellen tauchte, und als er, mehr durch seine Angst als durch seine Kraft gefördert, schwimmend wieder an die Oberfläche kam, sah er, daß das Brett weit weggetrieben war; da er darum fürchtete, er werde es nicht mehr erreichen können, schwamm er auf die Kiste zu, die ganz in seiner Nähe war, legte sich mit der Brust auf ihren Deckel und trachtete, sie mit seinen Armen nach Möglichkeit wagrecht zu erhalten. In dieser Lage und ohne etwas zu essen, weil er nichts hatte, aber bei häufigerm Trinken, als er gewünscht hätte, verbrachte Landolfo den ganzen Tag und die darauffolgende Nacht in völliger Unkenntnis, wo er sei, da er nichts sah als das Meer, das ihn bald dorthin, bald dahin warf. Schier zum Schwamme geworden und mit beiden Händen an die Kanten der Kiste

geklammert, wie es die Ertrinkenden tun, wenn sie einen Gegenstand fassen, gelangte er endlich am nächsten Tage, entweder durch Gottes Willen oder durch die Kraft des Sturmes, an den Strand der Insel Korfu, und zwar an einer Stelle, wo gerade zufällig ein armes Weib ihr Küchengeschirr mit dem Sande und dem Salzwasser wusch und scheuerte. Da sie so etwas, wie da herantrieb, noch nie gesehn hatte, wich sie erschrocken und schreiend zurück. Reden konnte er nicht und sehn nur wenig, und so rief er ihr nichts zu; da ihn aber das Meer ans Land warf, erkannte sie doch, daß es eine Kiste war, und unterschied, als sie näher hinblickte und hinsah, zuerst die über die Kiste gespannten Arme, nahm dann auch das Gesicht wahr und erriet endlich die Wahrheit. Darum tat sie, von Mitleid bewegt, ein paar Schritte in das Meer, das inzwischen ruhig geworden war, packte ihn bei den Haaren und zog ihn samt der Kiste ans Land; nachdem sie dann seine Hände von der Kiste losgemacht hatte, legte sie die Kiste ihrem Töchterchen, das bei ihr war, auf den Kopf, während sie Landolfo nahm und wie ein kleines Kind ins Dorf trug. Sie setzte ihn in ein Bad und rieb und wusch ihn so lange mit warmem Wasser, bis ihm die entwichene Wärme und teilweise auch die verlorenen Kräfte zurückkehrten; und als es ihr an der Zeit schien, nahm sie ihn heraus und erquickte ihn mit ein wenig gutem Weine und mit Konfekt. Und dann pflegte sie ihn noch einige Tage, so gut sie nur konnte, so daß er wieder zu Kräften kam und sich

bewußt wurde, wo er war. Nun hielt das gute Weib dafür, die Zeit sei gekommen, ihm seine Kiste, die ihn gerettet hatte, wiederzugeben und ihm zu sagen, er solle sein Glück fürbaß versuchen, und das tat sie auch. Obwohl er sich der Kiste nicht erinnerte, so nahm er sie doch, als sie ihm das gute Weib brachte, weil er der Meinung war, sie könne nicht so wenig wert sein, daß sie ihm nicht für etliche Tage Zehrung verschaffen werde; als er aber dann inne ward, daß sie sehr leicht war, ließ er schier alle Hoffnung fahren. Nichtsdestoweniger löste er eines Tages, als das gute Weib nicht zu Hause war, den Deckel ab, um zu sehn, was sie enthalte, und da fand er darin viele Edelsteine, gefaßte und lose. Als er die sah und, weil er sich auf Steine verstand, erkannte, daß sie einen großen Wert hatten, wurde er wieder froh und pries Gott, daß er ihn noch nicht ganz habe verlassen wollen. Da ihn aber das Schicksal in kurzer Zeit zweimal hart getroffen hatte, glaubte er aus Furcht vor dem dritten Male viel Vorsicht nötig zu haben, wenn er die Steine in seine Heimat bringen wolle: darum wickelte er sie, so gut er nur konnte, in einige Lumpen und sagte dem guten Weibe, die Kiste brauche er nicht mehr; wenn es ihr aber recht sei, solle sie ihm einen Sack geben und dafür die Kiste nehmen. Das tat sie willig; so hängte er sich denn, nachdem er ihr auf jede mögliche Art gedankt hatte, seinen Sack auf die Schulter, verabschiedete sich von ihr und schiffte sich auf einer Barke nach Brindisi ein. Von dort fuhr er der Küste entlang bis Trani,

und dort traf er Landsleute von ihm, die Tuchhändler waren; diesen erzählte er alle seine Abenteuer, nur das mit der Kiste nicht, und darum bekleideten sie ihn um Gottes willen und ließen ihn, nachdem sie ihm überdies ein Pferd geliehen und eine Begleitung verschafft hatten, nach Ravello bringen, wohin er, wie er ihnen gesagt hatte, zurückkehren wollte. Dort, wo er sich für sicher hielt, öffnete er, Gott für sein Geleite dankend, seinen Sack und fand, als er alles mit größerer Sorgfalt als früher untersuchte, daß er so viele und so kostbare Steine hatte, daß er bei einem Verkaufe zu einem angemessenen Preise, ja selbst zu einem geringern, doppelt so reich war als damals, wo er abreiste. Und nachdem es ihm gelungen war, sie loszuschlagen, schickte er dem guten Weibe in Korfu, die ihn aus dem Meere gezogen hatte, eine hübsche Summe Geldes als Dank für den von ihr empfangenen Dienst, und ebenso denen in Trani, die ihn bekleidet hatten; den Rest behielt er für sich, ohne fürder Handel treiben zu wollen, und lebte damit bis an sein Ende im Wohlstande.

FÜNFTE GESCHICHTE

Andreuccio von Perugia, der nach Neapel gekommen ist, um Pferde zu kaufen, gerät in einer Nacht dreimal in arge Gefahr, entrinnt aber immer und kehrt mit einem Rubin in seine Heimat zurück.

DIE Steine, die Landolfo gefunden hat, begann Fiammetta, die die Reihe des Erzählens traf, haben mir eine Geschichte ins Gedächtnis gerufen, die von nicht viel weniger Fährlichkeiten handelt als die Laurettas, sich aber von der ihrigen darin unterscheidet, daß sich diese Fährlichkeiten, wie Ihr hören werdet, in dem Zeitraume einer einzigen Nacht, statt wie in der ihrigen vielleicht in mehrern Jahren, ereignet haben.

In Perugia war, wie ich mir habe sagen lassen, ein junger Pferdehändler, Andreuccio di Pietro mit Namen, der, als er erfuhr, daß in Neapel ein guter Pferdemarkt sei, fünfhundert Gulden in seinen Beutel tat und sich – er war noch nie in der Fremde gewesen – mit einigen Kaufleuten dorthin aufmachte; er kam an einem Samstage gegen Abend an und begab sich am nächsten Morgen, von seinem Wirte unterwiesen, auf den Markt. Obwohl er Pferde die Menge sah und ihm auch etliche gefielen, so daß er oftmals um eines feilschte, konnte er doch nie handelseins werden; um aber zu zeigen, daß er wirklich des Kaufes halber da sei, zog er als ein unerfahrener und wenig vorsichtiger Mensch zu mehrern Malen vor den Leuten, die da kamen und gingen, seinen Beutel

mit den Gulden heraus. Derweil er also handelte, geschah es, daß, als er eben wieder seinen Beutel gezeigt hatte, eine junge Sizilianerin, die zwar sehr schön, aber um geringen Lohn jedermann zu Willen war, an ihm vorbeiging, ohne daß er sie bemerkt hätte; als sie seinen Beutel sah, sagte sie sogleich bei sich: ‚Wer wäre froher als ich, wenn dieses Geld mein wäre?', ging aber schon wieder weiter. Bei diesem Mädchen war eine Alte, auch eine Sizilianerin, und die ließ, kaum daß sie Andreuccio gesehn hatte, das Mädchen gehn und lief auf ihn zu, um ihn zärtlich zu umarmen; das Mädchen, das das sah, blieb abseits stehn und beobachtete alles. Andreuccio, der sich zu der Alten gewandt hatte, begrüßte sie, als er sie erkannte, mit großer Herzlichkeit; und nachdem sie ihm versprochen hatte, zu ihm in die Herberge zu kommen, verließ sie ihn, ohne ein langes Gespräch mit ihm geführt zu haben, und er machte sich wieder ans Handeln, kaufte aber diesen Morgen nichts. Das Mädchen, das zuerst den Beutel Andreuccios und dann seine Vertraulichkeit mit der Alten gesehn hatte, gedachte zu versuchen, ob sie nicht ein Mittel finden könne, dieses Geld ganz oder teilweise zu bekommen; sie begann daher die Alte vorsichtig auszufragen, wer er sei und woher und was er hier mache und wieso sie ihn kenne. Da die Alte lange Zeit bei seinem Vater in Sizilien und später in Perugia gewesen war, so sagte sie ihr alle Verhältnisse Andreuccios vielleicht ebenso genau, wie er es selber getan hätte; und ebenso erzählte sie ihr, wo er her-

berge und warum er gekommen sei. Weil demnach das Mädchen sowohl über seine Verwandten als auch über deren Namen völlig unterrichtet war, baute sie darauf ihren Plan, ihre Wünsche mit einer durchtriebenen Bosheit zu befriedigen: nachdem sie heimgekommen war, schickte sie die Alte in Besorgungen für den ganzen Tag weg, damit sie nicht mehr zu Andreuccio gehn könne; dann rief sie eine Magd von ihr, die sie zu derlei Diensten trefflich abgerichtet hatte, und schickte sie gegen Abend in die Herberge, wo sich Andreuccio aufhielt. Die fand ihn, als sie hingekommen war, zufällig ganz allein an der Tür und fragte ihn um ihn selber. Da er ihr sagte, er sei es selbst, zog sie ihn abseits und sagte zu ihm: „Messer, eine edle Dame dieser Stadt möchte gern, wenn es Euch recht wäre, mit Euch sprechen.“ Andreuccio betrachtete sich von oben bis unten und kam dabei, da er sich selber sagte, er sei ein gar wohlgewachsener Bursche, zu dem Schlusse, die Dame müsse in ihn verliebt sein, als ob es damals in ganz Neapel sonst keinen hübschen Jüngling gegeben hätte; er antwortete also augenblicklich, daß er bereit sei, und fragte sie, wo und wann die Dame mit ihm zu sprechen wünsche. Die Magd antwortete ihm: „Wenn es Euch gefällig wäre, zu kommen, sie erwartet Euch in ihrem Hause.“ Alsbald sagte Andreuccio, ohne etwas davon in der Herberge zu sagen: „So geh denn voraus, ich werde dir nachgehn.“ Die Magd führte ihn also in das Haus ihrer Herrin, das in dem Viertel Malpertugio lag, und was für eine

anständige Gegend das ist, sagt schon der Name, der auf deutsch etwa so viel heißt wie Schandloch. Er aber, der davon nichts wußte oder ahnte, trat in dem Glauben, an den anständigsten Ort und zu einer liebenswürdigen Dame zu kommen, sogleich hinter der Magd in das Haus; die Magd rief alsbald ihre Herrin und sagte: „Andreuccio ist hier!“ so daß er sie, als er die Treppe hinaufstieg, schon auf ihn warten sah. Sie war noch sehr jung, groß von Wuchs und schön von Gesicht und gar vornehm gekleidet und geschmückt. Als Andreuccio nahe bei ihr war, kam sie ihm mit offenen Armen wohl drei Stufen herab entgegen, fiel ihm um den Hals und blieb so eine Weile, ohne ein Wort zu sprechen, wie von allzu großer Rührung übermannt; dann küßte sie ihn weinend auf die Stirn und sagte mit schluchzender Stimme: „Sei mir willkommen, mein lieber Andreuccio.“ Voll Verwunderung über diese Zärtlichkeit antwortete er ganz verdutzt: „Madonna, ich bin glücklich, Euch kennen zu lernen.“ Nun faßte sie ihn bei der Hand und führte ihn hinauf in ihren Saal und von dort, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen, in ihr Gemach, das von Rosen, Orangeblüten und andern Wohlgerüchen duftete. Dort sah er ein prächtiges verhängtes Bett und viele Kleider, die nach der Landessitte auf den Stangen hingen, und viel schönen und kostbaren Hausrat; diese Dinge nahm er als Neuling für einen zuverlässigen Beweis, daß sie nichts Geringeres als eine vornehme Dame sein müsse. Und nachdem sie sich miteinander auf eine Truhe am

Fußende des Bettes niedergesetzt hatten, begann sie also zu ihm zu sprechen: „Ich weiß ganz genau, Andreuccio, daß du dich über diesen zärtlichen Empfang und über meine Tränen sehr verwunderst: du kennst mich ja nicht und hast wahrscheinlich noch nie etwas von mir gehört; aber du sollst etwas hören, was dich vielleicht noch mehr wundern wird: ich bin nämlich deine Schwester. Und ich sage dir, daß ich nun, wo mir Gott eine so große Gnade erwiesen hat, daß ich vor meinem Tode habe einen meiner Brüder sehn dürfen – obwohl meine Sehnsucht dahin ginge, sie alle zu sehn –, zu jeglicher Stunde, wann immer es geschehn soll, gern sterben will; und wenn du etwa nie etwas von mir gehört hast, so will ich dir alles sagen. Dein und mein Vater Pietro hat, wie du, glaube ich, wissen wirst, lange in Palermo gelebt, und wer ihn dort gekannt hat, hat ihn wegen seiner Güte und Liebenswürdigkeit sehr geliebt und liebt ihn noch; unter denen aber, die ihn herzlich liebten, war die, die ihn am herzlichsten liebte, meine Mutter, die eine Edeldame war und damals Witwe gewesen ist, und sie liebte ihn dermaßen, daß sie sich über die Furcht vor dem Vater und den Brüdern und über ihre Ehre hinwegsetzte und sich mit ihm in ein inniges Verhältnis einließ, als dessen Frucht du nun mich vor dir siehst. Als dann Umstände eintraten, um derentwillen Pietro von Palermo scheiden und nach Perugia heimkehren mußte, verließ er mich, die ich damals ein kleines Kind war, samt meiner Mutter, und seither hat er sich nach dem, was ich vernommen

habe, weder meiner noch ihrer erinnert; deswegen würde ich ihn, wenn er nicht mein Vater wäre, herb tadeln, nicht so sehr, weil er mir als seiner Tochter, die ihm vielleicht von einer Magd oder einer schlechten Dirne geboren worden ist, Liebe schuldig gewesen wäre, als vielmehr mit Rücksicht darauf, wie undankbar er sich gegen meine Mutter gezeigt hat, die ihr Vermögen und sich selbst, von aufrichtiger Liebe bewogen, seinen Händen anvertraut hat, ohne überhaupt zu wissen, wer er sei. Aber was hülfe es? das übel Getane und lange Vergangene ist viel leichter zu tadeln als zu verbessern: es war nun einmal so. Er ließ mich also als kleines Kind in Palermo zurück, und als ich dort so groß geworden war, wie ich bin, gab mich meine Mutter, die eine reiche Dame war, einem wackern Edelmanne aus Girgenti zur Gattin, der, meiner Mutter und mir zuliebe, seinen Aufenthalt in Palermo nahm. Als eifriger Welfe aber, der er ist, begann er ein Einverständnis mit unserm König Karl zu pflegen, und das war, weil König Friedrich, noch bevor es hätte einen Erfolg zeitigen können, dahinterkam, der Anlaß, daß wir in einem Augenblicke, wo ich die erste Dame der Insel zu werden hoffte, aus Sizilien fliehen mußten; wir rafften also das Wenige, was wir zusammenraffen konnten, zusammen – das Wenige sage ich im Hinblicke auf das Viele, was wir hatten –, ließen Güter und Paläste im Stich und flüchteten uns hieher, und hier fanden wir König Karl so dankbar gegen uns, daß er uns den Verlust, den wir um seinetwillen erlitten hatten,

zum Teile ersetzt und uns Besitzungen und Häuser gegeben hat, und er gibt meinem Manne, deinem Schwager, fortwährend reiche Hilfsgelder, wie du dich wirst überzeugen können. Auf diese Art lebe ich denn hier, wo ich dich, mein süßer Bruder, dank dem Herrgott und nicht dir zu Gesicht bekommen habe.“ Und nach dieser Rede umarmte sie ihn von neuem und küßte ihn unter zärtlichen Tränen auf die Stirn. Als Andreuccio, der sich erinnerte, daß sein Vater wirklich in Palermo gewesen war, hörte, wie zusammenhängend und wohlgeordnet sie diese Fabel erzählte, ohne daß ihr bei irgendeiner Stelle ein Wort versagt oder die Zunge gestockt hätte, und die zärtlichen Tränen, die Umarmungen und die Küsse sah, hielt er, weil er aus eigener Erfahrung den Hang der jungen Leute zur Liebe kannte, alles, was sie ihm sagte, für mehr als wahr; und als sie schwieg, antwortete er ihr: „Daß ich erstaunt bin, Madonna, das darf Euch nicht befremden: denn entweder hat mein Vater, gleichgültig warum, nie von Euerer Mutter oder von Euch gesprochen, oder hat er schon gesprochen, so ist mir wenigstens nie etwas davon zu Ohren gekommen, so daß ich von Euch nicht mehr gewußt habe, als wenn Ihr gar nicht auf der Welt gewesen wäret; um so lieber ist es mir aber, hier eine Schwester gefunden zu haben, je mehr ich hier allein bin und je weniger ich so etwas hoffen konnte. Und fürwahr, ich kenne keinen Mann von noch so hohem Range, dem Ihr nicht teuer sein müßtet, geschweige denn mir, der ich ein geringer Kauf-

mann bin. Über eines aber bitte ich Euch mich noch aufzuklären: wie habt Ihr erfahren, daß ich hier bin?“ Und sie antwortete ihm: „Heute morgen hat es mich eine arme Frau wissen lassen, die sich oft bei mir aufhält, weil sie nach dem, was sie mir gesagt hat, lange Zeit bei unserm Vater sowohl in Palermo als auch in Perugia gewesen ist; und hätte ich es nicht für anständiger gehalten, daß du zu mir in mein Haus kämest, als ich zu dir in ein fremdes, so wäre ich schon längst zu dir gekommen.“ Nach diesen Worten begann sie ihn im einzelnen um alle seine Verwandten namentlich zu befragen, und Andreuccio, der ihr über alle Auskunft gab, glaubte deswegen immer mehr, was er besser nicht hätte glauben sollen. Da ihre Unterhaltung lange gedauert hatte und die Hitze groß war, ließ sie griechischen Wein und Konfekt bringen und ließ Andreuccio einschenken; und als er aber dann, weil es Zeit zum Abendessen war, weggehn wollte, litt sie das auf keine Weise, sondern sagte, indem sie ihn mit den Anzeichen der höchsten Betrübnis umarmte: „O ich Ärmste, nun sehe ich es deutlich, wie lieb du mich hast! wer sollte es denn für möglich halten: du bist bei deiner Schwester, die du vorher gar nicht gekannt hast, und in ihrem Hause, wo du eigentlich bei deiner Ankunft hättest absteigen sollen, und du willst weggehn, um in der Herberge zu essen! Du mußt auf jeden Fall mit mir essen; ist auch mein Mann nicht daheim, was mir sehr leid tut, so werde ich dich doch, wie es eben eine Frau trifft, ein wenig zu bewirten wissen.“ Da ihr

Andreuccio nichts sonst zu antworten wußte sagte er: „Ich habe Euch so lieb, wie man eine Schwester haben soll; wenn ich aber nicht gehe, so wird man mich den ganzen Abend zum Essen erwarten und ich werde eine Unhöflichkeit begehn.“ Und nun sagte sie: „Na, Gott sei Dank, vielleicht habe ich denn doch noch jemand im Hause, um dort sagen zu lassen, daß man dich nicht erwarten solle; höflicher wäre es freilich und eigentlich deine Schuldigkeit, deinen Gesellen sagen zu lassen, sie sollten hierher essen kommen, und so könntest du auch, wenn du dann durchaus gehn wolltest, mit allen zusammen gehn.“ Andreuccio antwortete, diesen Abend wolle er seine Gesellen nicht haben; da es aber einmal ihr Wunsch sei, so solle sie über ihn nach ihrem Belieben verfügen. Nun tat sie, als ob sie in seine Herberge schickte, daß er zum Abendessen nicht erwartet werden solle; dann setzte sie sich nach vielen Gesprächen mit ihm zu Tische, wo sie mit vielen Gerichten reichlich bedient wurden, und sie dehnte das Essen listig bis tief in die Nacht hinein aus. Und als Andreuccio, nachdem sie sich vom Tische erhoben hatten, weggehn wollte, sagte sie, das werde sie keineswegs leiden, weil Neapel nicht der Ort sei, in der Nacht herumzugehn, sonderlich nicht für einen Fremden; auch habe sie, als sie das Essen habe absagen lassen, das gleiche wegen der Herberge getan. Er glaubte es, und weil er, von einem Wahne betört, Gefallen daran fand, bei ihr zu sein, so blieb er. Nach dem Essen gab es noch viele und lange

Gespräche, die nicht ohne Absicht geführt wurden; und als die Nacht zum Teile verstrichen war, ließ sie Andreuccio mit einem kleinen Knaben, der ihm, was er wünschen werde, zeigen sollte, in ihrem Gemache schlafen, während sie mit ihren Frauenzimmern in ein andres ging. Da die Hitze groß war, entkleidete sich Andreuccio, als er sich allein sah, bis aufs Wams und zog seine Hosen aus und legte sie zu Häupten ins Bett; da ihn nun das natürliche Bedürfnis ankam, seinen Leib der überflüssigen Last zu entledigen, fragte er den Knaben, wo er das tun könne, und der zeigte ihm in einer Ecke des Gemachs eine Tür und sagte: „Da geht hinein.“ Andreuccio, der unbesorgt hineinging, setzte von ungefähr den Fuß auf ein Brett, das sich auf der entgegengesetzten Seite vom Balken gelöst hatte, und fiel samt dem Brette hinunter: und Gott war ihm so gnädig, daß er sich trotz der Höhe des Falles keinen Schaden tat; wohl aber besudelte er sich über und über mit dem Unrat, dessen der Ort voll war. Damit Ihr aber das Gesagte und das Folgende besser verstehet, will ich Euch beschreiben, wie die Gelegenheit war: es waren in einem engen Gäßchen auf zwei Balken, die von dem einen Hause zum andern liefen, wie wir oft zwischen zwei Häusern sehn, einige Bretter gelegt und darauf war der Sitz angebracht; und eines von diesen Brettern war das, mit dem er hinunterfiel. Als sich nun Andreuccio unten in dem Gäßchen fand, begann er, mißmutig über den Fall, den Knaben zu rufen; der aber war, kaum daß er

ihn hatte fallen hören, zu der Dame gelaufen, um es ihr zu sagen, und die lief alsbald in das Gemach, um nachzusehn, ob die Kleider da seien. Und als sie die Kleider und damit auch das Geld, das er in törichtem Mißtrauen immer bei sich trug, gefunden hatte und also in dem Besitze dessen war, weswegen sie als Palermitanerin die Schwester eines Peruginers gespielt und ihre Schlingen ausgelegt hatte, scherte sie sich nicht weiter um ihn, sondern ging augenblicklich die Tür schließen, aus der er zu seinem Falle hinausgetreten war. Da ihm also der Knabe keine Antwort gab, begann Andreuccio lauter zu rufen; aber das war umsonst. Dadurch etwas argwöhnisch geworden, begann er nachgerade zu ahnen, daß er betrogen worden sei; er erkletterte eine Mauer, die das Gäßchen von der Straße schied, stieg auf den Weg hinab und ging zu der Haustür, die er sehr gut kannte, und dort rief er lange und rüttelte und pochte heftig, aber vergebens. Da er nun sein Unglück klar einsah, begann er weinend: „O ich Ärmster, in wie kurzer Zeit habe ich fünfhundert Gulden und eine Schwester verloren!“ Und nach viel andern Worten begann er von neuem an die Tür zu klopfen und zu schreien und tat das so lange, bis viele Nachbarn in der Runde erwachten und, weil sie den Lärm nicht ertragen konnten, aufstanden; und eine von den Dienerinnen der Dame trat, als ob sie ganz verschlafen gewesen wäre, ans Fenster und sagte höhnisch: „Wer pocht denn da unten?“ „Ach,“ sagte Andreuccio, „kennst du mich denn nicht? Ich bin

doch Andreuccio, der Bruder Madonna Fiordalisos.“ Und sie antwortete ihm: „Wenn du zuviel getrunken hast, Freund, so geh, schlaf dich aus und komme morgen wieder: ich weiß nicht, wer Andreuccio ist, noch was dein Geschwätz heißen soll; geh in Gottes Namen und sei so gut und laß uns schlafen.“ „Was,“ sagte Andreuccio, „du weißt nicht, was ich sage? und wie du es weißt! Wenn aber die Verwandtschaften in Sizilien so sind, daß sie in kurzer Frist vergessen werden, so gib mir wenigstens die Kleider wieder, die ich oben gelassen habe, und ich will gerne gehn.“ Aber schier lachend sagte sie zu ihm: „Mir scheint, Freund, du träumst;“ und das sagen und sich umdrehn und das Fenster zuschlagen war eins. In Andreuccio, dem also der letzte Zweifel über seinen Schaden geschwunden war, wurde der Schmerz darüber so mächtig, daß sich sein großer Zorn zur Wut steigerte, und er nahm sich vor, sich das, was er mit Worten nicht zurückhaben konnte, auf gewaltsamem Wege zu verschaffen: zu diesem Ende ergriff er einen großen Stein und begann die Tür mit viel heftigern Schlägen als früher zu bearbeiten. Da deswegen viele von den Nachbarn, die früher erwacht und aufgestanden waren, glaubten, er sei irgendein Störenfried, der diese Reden erdichte, um das gute Frauenzimmer zu ärgern, traten sie an die Fenster und begannen, nicht anders als wie alle Hunde einer Straße auf einen fremden Hund losbellen, auf ihn einzureden: „Das ist eine große Ungezogenheit, den Weibern um diese Stunde vors Haus zu laufen und

ihnen ein solches Geschwätz vorzureden. Geh mit Gott, Freund, und laß uns schlafen, und wenn du etwas mit ihr zu schaffen hast, so komme morgen wieder, aber heute nacht laß uns in Ruh!“ Vielleicht durch diese Worte dreist gemacht, trat einer, der im Hause war, ein Zuhälter des guten Frauenzimmers, den Andreuccio weder gesehn noch gehört hatte, ans Fenster und rief mit einer groben, erschrecklichen und wilden Stimme: „Wer ist denn da unten?“ Andreuccio, der dieser Stimme halber den Kopf hob, sah einen Menschen, der ihm, obwohl er nur wenig unterscheiden konnte, ein großer Rittersmann zu sein schien, mit einem dicken schwarzen Barte im Gesichte, und sich die Augen rieb und gähnte, als ob er eben aus dem Bette oder von einem tiefen Schlafe aufgestanden wäre; und er antwortete nicht ohne Furcht: „Ich bin ein Bruder der Dame, die hier wohnt.“ Aber der andere wartete nicht so lange, bis Andreuccio mit seiner Antwort zu Ende war, sondern schrie viel grimmiger als früher: „Ich weiß nicht, was mich zurückhält, daß ich nicht hinunterkomme und dir so viel Prügel gebe, daß du kein Glied mehr rührst, du widerwärtiger, versoffener Esel, der du sein mußt, weil du uns heute nacht nicht schlafen läßt;“ und damit drehte er sich um und schloß das Fenster. Einige Nachbarn, die den Mann besser kannten, sagten freundlich zu Andreuccio: „Um Gottes willen, Freund, mach daß du weiterkommst und laß dich hier nicht umbringen; es ist zu deinem Besten, wenn du gehst.“ Über die Stimme und das

Gesicht des Kerls war Andreuccio so erschrocken, daß er sich durch den Zuspruch dieser Leute, die ihm aus Mitleid so zu reden schienen, bewegen ließ und sich, betrübter als je ein Mensch und seines Geldes wegen verzweifelt, auf den Rückweg in seine Herberge machte und die Richtung einschlug, woher er am Tage vorher, ohne zu wissen wohin er gehe, hinter der Magd hergekommen war. Und da er sich wegen des Gestankes, der von ihm ausging, selber widerwärtig war, bog er, in der Absicht ans Meer zu gelangen und sich dort zu waschen, links in eine Straße ein, Ruga catalana genannt. Indem er so dem untern Teile der Stadt zuschritt, sah er sich von ungefähr zwei Männer, die eine Laterne trugen, entgegenkommen; da er besorgte, sie könnten Häscher sein oder Leute, die etwas Böses im Schilde führten, verbarg er sich still in einem verfallenen Hause, das er in seiner Nähe sah. Aber als ob sie just dorthin auf dem Wege gewesen wären, traten die zwei in eben dieses Haus, und dort lud der eine von ihnen ein Bündel eisernes Werkzeug von der Schulter ab und begann es mit dem andern zu betrachten und mancherlei darüber zu sprechen. Und unter dem Sprechen sagte der eine: „Was soll das bedeuten? Ich rieche den garstigsten Gestank, den ich je gerochen zu haben meine;“ und da er nach diesen Worten die Laterne hob, sahen sie den armen Teufel von Andreuccio, und sie sagten ganz betroffen: „Wer ist da?“ Andreuccio schwieg; aber sie kamen mit dem Lichte näher zu ihm und fragten ihn, was er hier,

also beschmutzt, mache. Nun erzählte ihnen Andreuccio haarklein alles, was ihm begegnet war. Die zwei errieten es, wo ihm das begegnet sein mochte, und sagten zueinander: „Das ist sicherlich bei Scarabone Buttafuoco geschehn.“ Und zu ihm gewandt, sagte der eine: „Freund, wenn du auch dein Geld verloren hast, so kannst du doch Gott danken, daß du heruntergefallen bist und nicht wieder hast ins Haus kommen können; denn darüber kannst du ruhig sein: wärest du nicht gefallen, so wärest du, kaum daß du geschlafen hättest, umgebracht worden und hättest also Geld und Leben zugleich verloren. Aber was helfen dir jetzt die Tränen? Willst du einen Heller zurückhaben, so ist das geradeso leicht wie einen Stern vom Himmel zu holen; umgebracht aber kannst du werden, wenn er erfährt, daß du ein Wort davon sprichst.“ Und nach diesen Worten berieten sie sich ein wenig und sagten dann zu ihm: „Schau, wir haben Mitleid mit dir; wenn du darum unser Mann sein willst bei dem, was wir tun wollen, so glauben wir sicher zu sein, daß auf deinen Teil viel mehr kommen wird, als du verloren hast.“ In seiner Verzweiflung antwortete Andreuccio, er sei bereit. An diesem Tage war der Erzbischof von Neapel, Messer Filippo Minutolo, begraben worden, und er war in reichem Ornate begraben worden und mit einem Rubin am Finger, der mehr als fünfhundert Gulden wert war; diesen Leichnam wollten sie berauben, und das taten sie Andreuccio als ihre Absicht kund. Andreuccio machte sich, mehr gewinnsüchtig

als wohlberaten, mit ihnen auf den Weg; und als sie gegen den Dom zu gingen, sagte der eine, weil Andreuccio zu garstig stank: „Können wir denn keine Gelegenheit finden, daß sich der, wo immer es ist, ein bißchen wäscht, damit er nicht so entsetzlich stinkt?“ Der andere sagte: „Freilich, wir sind ja da bei einem Brunnen, wo man gewöhnlich die Winde und einen großen Eimer vorfindet; gehn wir hin und waschen wir ihn rasch.“ Als sie zu dem Brunnen gekommen waren, fanden sie wohl das Seil, aber der Eimer war weggenommen; darum beschlossen sie, Andreuccio an das Seil zu binden und in den Brunnen hinabzulassen: er sollte sich unten waschen und nach dem Waschen das Seil schütteln, worauf sie ihn heraufziehen wollten. Und so taten sie. Als sie ihn aber in den Brunnen hinabgelassen hatten, geschah es, daß einige Leute von der Scharwache, die sowohl wegen der Hitze als auch weil sie einem nachgelaufen waren, Durst hatten, zu dem Brunnen kamen, um zu trinken. Kaum sahen die zwei, die beim Brunnen warteten, die Wache kommen, so nahmen sie Reißaus, ohne daß sie von denen, die trinken kamen, gesehn worden wären. Inzwischen hatte sich Andreuccio auf dem Grunde des Brunnens gewaschen und rüttelte das Seil. Die oben, die schon ihre Tartschen und Waffen und Röcke abgelegt hatten, begannen das Seil, in dem Glauben, der Eimer voll Wasser sei daran, aufzuwinden. Als Andreuccio sah, daß er nahe dem Brunnenrande war, ließ er das Seil los und schwang sich mit den Händen auf die

Mauer. Bei diesem Anblicke packte sie ein so jäher Schrecken, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, das Seil ausließen und so rasch wie sie nur konnten davonliefen; darob verwunderte sich Andreuccio baß, und hätte er sich nicht so fest angehalten, so wäre er in den Brunnen gefallen, vielleicht nicht ohne einen schweren Leibschaden oder gar den Tod zu erleiden. Als er dann herausstieg und die Waffen fand, die, wie er wohl wußte, nicht seinen Gesellen gehörten, begann er sich noch mehr zu verwundern. In seiner unbestimmten Angst und voll Betrübnis über sein Geschick rührte er die Sachen gar nicht an, sondern entschloß sich, diesen Ort alsbald zu verlassen, und ging weiter, ohne zu wissen wohin. Indem er so dahinging, begegnete er seinen zwei Gesellen, die zurückkamen, um ihn aus dem Brunnen zu ziehen; als sie ihn sahen, verwunderten sie sich baß und fragten ihn, wer ihn aus dem Brunnen gezogen habe. Andreuccio antwortete, das wisse er nicht, und sagte ihnen der Reihe nach, wie es zugegangen war und was er beim Brunnen gefunden hatte. Die zwei errieten den Zusammenhang und erzählten ihm lachend, warum sie geflohen waren und wer die waren, die ihn hinaufgezogen hatten; und ohne weiter viel Worte zu machen, gingen sie, da es schon Mitternacht war, zum Dome. Sie kamen mit leichter Mühe hinein und langten bei dem Grabmal an, das aus Marmor und sehr groß war; mit ihrem Eisenwerkzeug hoben sie den Deckel, der gar schwer war, so hoch, daß ein Mann hineinkriechen konnte,

und spreizten ihn ab. Und als das getan war, begann der eine und sagte: „Wer wird denn hineinsteigen?“ Und der andere sagte: „Ich nicht.“ „Ich auch nicht,“ sagte der erste; „aber Andreuccio wird hineinsteigen.“ „Das werde ich nicht tun,“ sagte Andreuccio; aber da kehrten sich beide gegen ihn und sagten: „Du willst nicht hineinsteigen? Gottestreu, wenn du nicht hineinsteigst, so schlagen wir dich mit einem von den Brecheisen da so auf den Kopf, daß du tot liegenbleibst.“ Aus Angst stieg Andreuccio hinein, und unterm Hineinsteigen dachte er bei sich: „Die lassen mich hineinsteigen, um mich zu betrügen; wenn ich ihnen alles gegeben haben werde, so werden sie, während ich zu tun habe, um herauszukommen, ihre Wege gehn und mir wird das Nachsehn bleiben.“ Und darum beschloß er, sich vor allem seinen Teil zu nehmen: und da er sich des kostbaren Ringes erinnerte, wovon er sie hatte reden hören, zog er ihn, kaum daß er unten war, dem Erzbischof vom Finger und steckte sich ihn selber an; nachdem er ihnen dann den Krummstab und die Mitra und die Handschuhe gegeben hatte, kleidete er ihn bis aufs Hemd aus und gab ihnen alles, indem er sagte, es sei nichts mehr da. Die zwei behaupteten, der Ring müsse da sein, und sagten ihm, er solle allenthalben suchen; er aber hielt sie eine Weile in Erwartung, indem er antwortete, er finde ihn nicht, und sich stellte, als suchte er ihn. Nun waren sie nicht minder arglistig, als er, und so sagten sie so lange, er solle nur recht gut suchen,

bis sie die Zeit ersahen und die Spreize, die den Deckel des Grabmals hielt, wegzogen; dann entwichen sie und ließen ihn also im Grabmal eingeschlossen. Wie Andreuccio zumute war, als er das inneward, kann sich jedermann vorstellen. Zu mehrern Malen versuchte er, ob er den Deckel mit dem Haupte und den Schultern heben könne, aber alle Anstrengung war umsonst, und so fiel er endlich, von hartem Schmerze überwältigt, ohnmächtig auf den Leichnam des Erzbischofs; und wer die zwei damals gesehn hätte, würde nur schwer herausgefunden haben, in welchem weniger Leben sei, ob im Erzbischof oder in ihm. Als er dann wieder zu sich kam, fing er bitterlich zu weinen an, weil er nicht zweifelte, daß ihm der Tod auf eine von den zwei Arten gewiß sei: entweder daß er in dem Grabmal, wenn es niemand mehr öffnen komme, vor Hunger und Gestank mitten unter den Würmern des Leichnams werde sterben müssen, oder daß er, wenn jemand komme und er drinnen gefunden werde, als Dieb werde gehangen werden. Derlei traurigen Gedanken hing er noch immer voll tiefen Kummers nach, als er in der Kirche Schritte und das Gespräch von Leuten hörte, die, wie er vermutete, darangingen, das zu tun, was er mit seinen Gesellen getan hatte; darob wuchs seine Furcht nur noch mehr. Als die aber das Grabmal geöffnet und gespreizt hatten, gerieten sie in Streit, wer hineinsteigen sollte, und keiner wollte es tun; endlich sagte nach langem Zanke ein Geistlicher: „Wovor fürchtet ihr euch denn? Glaubt ihr denn, daß er euch beißen

wird? Die Toten beißen niemand; ich werde selber hineinsteigen.“ Und nach diesen Worten legte er sich mit der Brust auf den Rand des Grabmals, so daß der Kopf draußen blieb, und streckte die Beine hinein, um sich hinunterzulassen. Als das Andreuccio sah, sprang er auf und packte den Geistlichen bei einem Beine, als ob er ihn hätte herunterziehen wollen. Kaum merkte das der Geistliche, so stieß er einen gellenden Schrei aus und schwang sich auch schon aus dem Grabmal. Darüber erschraken alle andern so sehr, daß sie, ohne das Grabmal zu schließen, nicht anders ausrissen, als ob ihnen hunderttausend Teufel auf den Fersen gewesen wären. Andreuccio, der das alles sah, schwang sich alsbald, froher als er je gehofft hätte, heraus und verließ die Kirche auf demselben Wege, wie er gekommen war. Es wollte schon Tag werden, als er, der mit dem Ringe am Finger aufs Geratewohl fortging, ans Meeresufer kam, und von dort traf er wieder in seine Herberge, wo er erfuhr, daß seine Gesellschaft und der Wirt die ganze Nacht seinetwegen in Ängsten gewesen waren. Nachdem er ihnen alles, was ihm begegnet war, erzählt hatte, schlossen sich seine Gesellen der Meinung des Wirtes an, daß er unverzüglich Neapel verlassen müsse. Das tat Andreuccio augenblicklich und kehrte nach Perugia zurück, nachdem er also sein Geld, wovon er hatte Pferde kaufen wollen, in einem Ringe angelegt hatte.

SECHSTE GESCHICHTE

Madonna Beritola, die ihre zwei Söhne verloren hat, wira mit zwei Rehen auf einer Insel gefunden und begibt sich in die Lunigiana; dort tritt einer ihrer Söhne in die Dienste ihres Herrn und liegt bei seiner Tochter und wird ins Gefängnis geworfen. Sizilien empört sich gegen König Karl, und der Sohn, der von seiner Mutter erkannt worden ist, heiratet die Tochter des Herrn; auch sein Bruder wird wiedergefunden und sie werden wieder vornehme Leute.

GLEICHERWEISE hatten die Damen und die jungen Männer über die von Fiammetta erzählten Abenteuer Andreuccios gelacht, als Emilia, da die Geschichte zu Ende war, auf Befehl der Königin also begann: Hart und trübselig sind die Wechselfälle des Schicksals; und jedesmal, wann von ihnen gesprochen wird, erwacht unser Sinn, der bei seinen Liebkosungen leichtlich einschläft; darum meine ich, daß es weder die Glücklichen noch die Unglücklichen verdrießen darf, von diesen Dingen zu hören, weil sie die Glücklichen vorsichtig machen und die Unglücklichen trösten. Wenn auch daher schon viel Merkwürdiges darüber gesagt worden ist, gedenke ich Euch doch noch eine ebenso wahre wie rührende Geschichte zu erzählen, in der, trotz ihrem frohen Ende, eine so große und so lang dauernde Bitternis war, daß ich kaum glauben kann, daß diese Bitternis durch die spätere Freude jemals völlig versüßt worden sei.

Ihr müßt also wissen, meine liebsten Damen, daß bei Manfred, der nach dem Tode Kaiser Friedrichs

des Andern zum Könige von Sizilien gekrönt worden war, ein Edelmann aus Neapel, Arrighetto Capece mit Namen, in hohem Ansehn stand, der zur Gattin eine schöne edle Dame hatte, die auch aus Neapel war und Madonna Beritola Caracciola hieß. Als dieser Arrighetto, in dessen Händen die Regierung der Insel lag, hörte, daß König Karl der Erste Manfred bei Benevent besiegt und getötet hatte und daß sich ihm das ganze Königreich zuwandte, traf er, weil er der kurzen Treue der Sizilianer wenig traute und weil er nicht einem Feinde seines Herrn untertan sein wollte, Anstalten zur Flucht. Da aber davon die Sizilianer erfuhren, wurden er und viele andere Freunde und Diener König Manfreds als Gefangene an König Karl ausgeliefert, dem auch bald der Besitz der Insel eingeräumt wurde. Bei einer so großen Veränderung der Dinge ließ Madonna Beritola, die nichts über Arrighettos Schicksal wußte und wegen des Geschehnen in steter Besorgnis war, aus Furcht vor Schande ihr ganzes Eigentum im Stich, bestieg in Dürftigkeit und obwohl sie eben schwanger war, mit ihrem Söhnchen, das etwa acht Jahre alt war und Giusfredi hieß, ein Boot und floh nach Lipari, und dort gebar sie einen andern Sohn, den sie Scacciato, das ist der Vertriebene, nannte; und nachdem sie eine Amme genommen hatte, bestieg sie mit allen ein kleines Schiff, um nach Neapel zu ihren Verwandten zurückzukehren. Aber es kam anders, als sie gedacht hatte; denn durch die Kraft des Sturmes wurde das Schiff, das nach Neapel hätte fahren

sollen, an die Insel Ponza getrieben, und dort liefen sie, um ein besseres Wetter für die Weiterreise abzuwarten, in eine kleine Bucht ein. Wie die andern ging auch Madonna Beritola auf der Insel ans Land; und als sie einen einsamen, abgelegenen Ort gefunden hatte, gab sie sich dort ganz allein der Trauer um ihren Arrighetto hin. Indem sie das alltäglich so hielt, geschah es, daß während sie in ihrem Schmerze versunken war, eine Freibeutergaleere, ohne von einem von den Seeleuten oder von sonst jemand bemerkt zu werden, herankam, alle ohne Widerstand gefangennahm und davonfuhr. Als Madonna Beritola, nachdem sie ihre tägliche Klage beendet hatte, an den Strand zurückkam, um, wie sie gewohnt war, nach ihren Kindern zu sehn, fand sie keine Seele mehr vor; zuerst verwundert, dann aber plötzlich die Wahrheit ahnend, blickte sie hinaus aufs Meer und sah, wie die Galeere, die noch nicht weit entfernt war, das kleine Schiff hinter sich herzog. Daraus erkannte sie denn deutlich, daß sie so wie den Gatten auch die Kinder verloren hatte; und da sie sich arm und allein und verlassen sah, ohne daß sie gewußt hätte, wo sie je eines von ihren Lieben wiederfinden sollte, fiel sie, die Namen des Gatten und der Kinder rufend, besinnungslos auf dem Strande hin. Niemand war da, der ihr die entwichenen Kräfte mit kaltem Wasser oder einem andern Mittel zurückgerufen hätte, und ihre Lebensgeister durften in aller Gemächlichkeit schweifen, wohin es ihnen beliebte; nachdem aber die verlorenen Kräfte zugleich mit

den Tränen und den Klagen in den elenden Leib zurückgekehrt waren, rief sie die Kinder lange Zeit und suchte sie allenthalben in den Höhlen. Als sie dann erkannte, daß all ihre Mühe eitel war, und als sie sah, daß die Nacht hereinbrach, begann sie sich, hoffend, ohne aber zu wissen, was um sich selber zu kümmern; sie verließ den Strand und kehrte in die Höhle zurück, wo sie sonst zu weinen und zu klagen pflegte. Die Nacht verstrich ihr unter großer Angst und unbeschreiblichem Schmerze, und als der neue Tag gekommen war, wurde in ihr endlich nach der dritten Morgenstunde, weil sie am Abende vorher nichts gegessen hatte, der Hunger so mächtig, daß sie daranging, einige Kräuter zu suchen; und nach diesem kärglichen Mahle gab sie sich weinend mancherlei Gedanken über ihr künftiges Leben hin. Noch immer damit beschäftigt, sah sie ein Reh kommen und in eine Höhle in der Nähe gehn und nach einer Weile wieder heraus und in den Busch gehn; darum stand sie auf und ging in die Höhle, die das Reh verlassen hatte, und dort sah sie nun zwei Rehkälbchen, die noch keinen Tag alt sein mochten. Etwas Hübschers und Herzigers als diese zwei Tiere glaubte sie noch nie gesehn zu haben; und da ihr die Milch von ihrer letzten Niederkunft her noch nicht versiegt war, nahm sie sie zärtlich und legte sie an ihre Brust. Die Rehe verschmähten diesen Liebesdienst keineswegs, sondern sogen an ihr, wie sie es bei der Mutter getan hätten; und von Stund an machten sie zwischen ihr und ihrer Mutter keinen

Unterschied. Der Edeldame aber schien es, daß sie an dem verlassenen Orte eine Gesellschaft gefunden habe, und bald wurde sie mit dem alten Reh nicht minder vertraut als mit den jungen; sie nährte sich von Kräutern und trank Wasser, weinte jedesmal, wann sie sich des Gatten und der Kinder und ihres vergangenen Lebens erinnerte, und war entschlossen, auf dieser Insel zu leben und zu sterben. Nach vielen Monaten, die die edle Dame einem Wilde gleich dort zugebracht hatte, geschah es, daß ein pisanisches Schiff, ebenso eines Unwetters halber, an derselben Stelle landete, wo sie gelandet war, und dort mehrere Tage blieb. Auf diesem Schiffe war ein Edelmann aus dem Markgrafengeschlechte der Malespini, Currado mit Namen, mit seiner rechtschaffenen, frommen Gemahlin; sie kamen von einer Pilgerfahrt, die sie an alle heiligen Örter des Königreichs Apulien geführt hatte, und waren auf dem Heimwege. Eines Tages machte sich Currado, um sich ein wenig aufzuheitern, mit seiner Gemahlin und einigen Dienern und seinen Hunden auf, um ins Innere der Insel zu gehn; und nicht weit von dem Orte, wo Madonna Beritola war, begannen die Hunde Currados die zwei Rehe zu verfolgen, die, nun schon groß geworden, geäst hatten, und die Rehe flohen, von den Hunden gehetzt, nirgends anders hin als in die Höhle, wo Madonna Beritola war. Die sprang sofort auf, nahm einen Stock und jagte die Hunde zurück. Nun kamen Currado und seine Gemahlin, die den Hunden gefolgt waren, dazu, und als sie die Frau sahen,

die braun und mager und zottig geworden war, waren sie sehr verwundert; und die Frau war es noch mehr. Nachdem nun Currado auf ihre Bitten seine Hunde zurückgerufen hatte, brachten sie sie durch viele Bitten dahin, ihnen zu sagen, wer sie sei und was sie hier mache; und so entdeckte sie ihnen rückhaltlos ihren Stand und ihr Schicksal und sagte ihnen auch, was für einen harten Vorsatz sie gefaßt hatte. Als das Currado hörte, der Arrighetto Capece sehr gut gekannt hatte, weinte er vor Mitleid und trachtete, sie mit vielen Bitten ihrem harten Vorsatze abwendig zu machen, indem er ihr anbot, sie zu ihren Leuten zu bringen oder in sein Haus aufzunehmen, wo sie, geehrt wie eine Schwester, so lange verweilen könne, bis ihr Gott ein freudigers Los bereiten werde. Da die Dame diesem Anerbieten nicht nachgab, ließ Currado seine Gemahlin bei ihr und sagte dieser, sie solle zu essen bringen lassen, die Arme, die nur mehr Lumpen auf sich hatte, in eins ihrer Gewänder kleiden und alles aufbieten, daß sie sich wegführen lasse. Die Edeldame, die also bei Madonna Beritola blieb, ließ, nachdem sie mit ihr viel über ihr unseliges Geschick geweint hatte, Kleider und Speisen kommen und brachte es mit der größten Mühe von der Welt dazu, daß sie aß und sich neu kleidete; und schließlich gelang es ihr nach vielen Bitten, Madonna Beritola, die bestimmt erklärte, nie an einen Ort gehn zu wollen, wo sie bekannt sei, zu bewegen, mit ihr in die Lunigiana zu reisen, wohin auch die zwei Rehkälber mitgenommen werden sollten samt dem alten

Reh, das inzwischen zurückgekommen war und sie, nicht ohne große Verwunderung der Edeldame, mit den größten Freudenbezeigungen umschmeichelt hatte. Und als das Wetter günstig geworden war, bestieg Madonna Beritola mit Currado und seiner Gemahlin das Schiff, und sie nahm auch das Reh und die zwei Jungen mit, um derentwillen sie, da nicht alle ihren Namen wußten, Cavriuola, das ist Reh, genannt wurde. Bei gutem Winde kamen sie zur Magramündung, stiegen dort ans Land und begaben sich auf die Burgen Currados. Dort verweilte nun Madonna Beritola bei Currados Gemahlin in Witwentracht wie eine von deren Kammerfrauen, ehrbar und demütig und gehorsam, ohne der Liebe zu ihren Rehen zu vergessen, die sie füttern ließ. Die Freibeuter, die bei Ponza das Schiff, auf dem Madonna Beritola gekommen war, genommen hatten, waren mit allen außer ihr, die sie nicht gesehn und daher dort gelassen hatten, nach Genua gefahren; als dort die Beute unter die Herren der Galeere verteilt wurde, kamen die Amme Madonna Beritolas und die beiden Kinder zufällig auf das Los eines gewissen Guasparrino d'Oria, und er schickte alle drei in sein Haus, um sie dort wie Sklaven zum häuslichen Dienste zu verwenden. Über die Maßen betrübt, sowohl über den Verlust ihrer Herrin als auch über das traurige Geschick, zu dem sie sich und die zwei Kinder verurteilt sah, weinte die Amme lange Zeit. Da sie aber sah, daß die Tränen nichts nützten und daß sie allesamt Sklaven waren, faßte sie, obwohl sie

nur ein armes Weib war, einen klugen und vorsichtigen Entschluß: als sie sich nämlich auf jede mögliche Art getröstet hatte und dann bedachte, an was für ein Ende es mit ihnen gekommen war, überlegte sie bei sich, daß es den beiden Kindern möglicherweise schaden könnte, wenn es bekannt würde, wer sie seien; da sie überdies hoffte, das Schicksal könne sich, wann immer es sei, ändern und die Kinder könnten, wenn sie am Leben blieben, in ihren vorigen Stand zurückkehren, so entschied sie sich dafür, niemand zu entdecken, wer sie seien, bevor sie nicht die günstige Zeit ersehe, und so sagte sie allen, die sie darum fragten, sie seien ihre Kinder. Und den größern Knaben nannte sie nicht Giusfredi, sondern Giannotto von Procida, während sie keinen Anlaß fand, auch den Namen des jüngern zu ändern. Und mit der größten Beflissenheit machte sie es Giusfredi begreiflich, warum sie seinen Namen gewechselt hatte und zu was für einer Gefahr es ihm gereichen könnte, wenn er erkannt würde, und schärfte ihm das nicht einmal, sondern zu often Malen und gar häufig ein; und der Knabe, der aufgeweckt war, hielt sich treulich an die Unterweisung der verständigen Amme. So blieben also die beiden Knaben, schlecht gekleidet und noch schlechter beschuht und zu jedem niedrigen Dienste verwandt, mehrere Jahre lang mit ihrer Amme geduldig im Hause Messer Guasparrinos. Da aber Giannotto, als er sechzehn Jahre alt war, einen höhern Sinn hatte, als einem Sklaven zugekommen wäre, verließ er, des schnöden Sklaven-

lebens überdrüssig, den Dienst bei Messer Guasparrino, schiffte sich auf einer Galeere ein, die an einer Fahrt nach Alexandrien teilnahm, und zog nun in verschiedene Länder, ohne aber vorwärts zu kommen. Es waren etwa drei oder vier Jahre vergangen, seitdem er Messer Guasparrino verlassen hatte, und er war ein schöner, hochgewachsener junger Mann geworden, als er endlich, nachdem er vorher noch erfahren hatte, daß sein Vater, den er für tot gehalten hatte, noch am Leben war und von König Karl in schmählicher Gefangenschaft gehalten wurde, schier an seinem Glücke verzweifelnd in die Lunigiana kam; und der Zufall wollte es, daß er in die Dienste Currado Malespinas trat, und bald hatte er sich durch seine Geschicklichkeit dessen Zufriedenheit erworben. Obwohl er nun seine Mutter, die bei Currados Gemahlin war, ein paarmal sah, so erkannte er sie doch ebensowenig wie sie ihn; so sehr hatte das Alter beide seit der Zeit, wo sie sich das letztemal gesehn hatten, verändert. Derweil also Giannotto in Currados Diensten stand, geschah es, daß eine Tochter Currados, Spina mit Namen, als Witwe eines gewissen Niccolò da Grignano ins väterliche Haus heimkehrte; die, die sehr schön und liebenswürdig und kaum älter als sechzehn Jahre war, warf ein Auge auf Giannotto und er auf sie und sie verliebten sich glühend ineinander. Diese Liebe blieb nicht lange ohne Erfüllung; und sie währte monatelang, ohne daß jemand etwas davon gemerkt hätte. Da sie auf diese Weise allzu sorglos wurden, begannen

sie sich mit geringerer Vorsicht zu benehmen, als ein solcher Handel erheischt hätte: und als sich die junge Dame eines Tages mit Giannotto in einem schönen und dicht belaubten Busche erging, ließen sie die ganze Gesellschaft hinter sich und schritten voraus; und als sie den andern ein hübsches Stück Weges vorauszusein glaubten, ließen sie sich an einem lieblichen Plätzchen voller Kräuter und Blumen, das von Bäumen umschlossen war, nieder und begannen einander die Wonnen der Liebe zu gewähren. Und obwohl sie schon eine geraume Weile beisammen waren, ließ ihnen die große Lust die Zeit so schnell vergehn, daß sie zuerst von Spinas Mutter und dann von Currado überrascht wurden. Currado, der, als er das sah, über die Maßen erbost war, erteilte drei Dienern, ohne ein Wort zu sagen warum, den Befehl, sie zu greifen und gebunden auf eine seiner Burgen zu führen; und vor Zorn und Gram außer sich, beabsichtigte er, sie eines schmählichen Todes sterben zu lassen. Obwohl auch die Mutter Spinas sehr unwillig war und bei dem Vergehn der Tochter jede grausame Strafe für angemessen erachtete, konnte sie doch nicht das zugeben, was Currado, wie sie aus etlichen Worten von ihm entnommen hatte, mit den Schuldigen zu tun gesonnen war, beschleunigte darum ihre Schritte, um den erzürnten Gatten einzuholen, und begann ihn zu bitten, er möge sich nicht in der Hitze zu sehr übereilen, daß er als alter Mann zum Mörder seiner Tochter werde und seine Hand mit dem Blute eines Dieners besudle, sondern

er möge seinem Zorne auf eine andere Weise Genüge zu tun suchen, indem er sie zum Beispiele gefangensetzen lassen könne, auf daß sie im Kerker schmachteten und den begangenen Fehler beweinten; mit diesen und viel andern Worten redete die Dame so lange auf ihn ein, daß sie ihn endlich von dem Vorsatze, die beiden zu töten, abbrachte und er befahl, daß sie an verschiedenen Orten gefangengesetzt und wohl bewacht und bei wenig Speise und viel Ungemach so lange gehalten würden, bis er sich über sie eines andern beraten werde. Und so geschah es. Was sie für ein Leben in der Gefangenschaft führten unter stetigen Tränen und bei längern Fasten, als ihnen bekömmlich gewesen wäre, das kann sich jedermann vorstellen. Ein Jahr lang hatten Giannotto und Spina, ohne daß sich Currado ihrer erinnert hätte, in also trauriger Weise zugebracht, als es geschah, daß König Peter von Aragonien, durch ein Einverständnis mit Gian von Procida die Insel Sizilien aufwiegelte und sie dem König Karl wegnahm, weswegen Currado als Gibelline große Feste anstellte. Als das Giannotto von einem seiner Wächter erfuhr, stieß er einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Ach, ich Ärmster! Vierzehn Jahre sind vergangen, seitdem ich armselig durch die Welt wandere und auf nichts sonst warte, als daß das einmal geschieht, und jetzt, wo es geschieht, findet es mich, auf daß ich nimmer etwas Gutes zu hoffen habe, in einem Gefängnis, das ich wohl nie anders als tot verlassen werde.“ „Wieso denn?“ sagte der Schließer; „was

geht es denn dich an, was die großen Könige tun? Was hast du in Sizilien zu schaffen?“ Und Giannotto sagte zu ihm: „Mir ist, als wollte mir das Herz zerspringen, wenn ich mich erinnere, was dort mein Vater zu schaffen hatte; obwohl ich zur Zeit meiner Flucht ein kleines Kind gewesen bin, erinnere ich mich doch, daß er dort zu Lebzeiten König Manfreds der Herr gewesen ist.“ Der Schließer fuhr fort: „Und wer war dein Vater?“ „Meinen Vater“, sagte Giannotto, „kann ich nun getrost nennen, weil ich mich schon in der Gefahr sehe, um derentwillen ich mich gefürchtet habe, ihn zu entdecken. Er hieß – und lebt er noch, so heißt er – Arrighetto Capece, und mein Name ist nicht Giannotto, sondern Giusfredi; und ich zweifle keineswegs, daß ich, wenn ich nur hier heraus wäre und nach Sizilien käme, einen hohen Rang einnehmen würde.“ Der Biedermann ließ sich auf nichts weiter ein und erzählte bei der ersten Gelegenheit alles Currado. Als das Currado gehört hatte, ging er, obwohl er sich vor dem Schließer gestellt hatte, als kümmerte er sich nicht darum, zu Madonna Beritola und fragte sie freundlich, ob sie von Arrighetto einen Sohn gehabt habe, der Giusfredi geheißen habe. Weinend antwortete ihm die Dame, daß der ältere von den zweien, die sie gehabt habe, wenn er am Leben wäre, so heißen würde und etwa zweiundzwanzig Jahre alt wäre. Als das Currado hörte, bedeuchte ihn, Giannotto müsse Giusfredi sein, und ihm kam in den Sinn, daß er, wenn es so sei, zu derselben Zeit ein großes Werk der

Barmherzigkeit tun und seine und seiner Tochter Schande aus der Welt schaffen könne, indem er sie ihm zur Gattin gebe; darum ließ er sich Giannotto heimlich kommen und befragte ihn um jede Einzelheit seines vergangenen Lebens. Und da er aus ganz offenkundigen Anzeichen fand, daß er wirklich Giusfredi, der Sohn Arrighetto Capeces war, sagte er zu ihm: „Giannotto, du weißt, wie groß und welcher Art die Beleidigung ist, die du mir in meiner Tochter angetan hast, während du, den ich gut und freundlich behandelte, als Diener immer meine und der Meinigen Ehre hättest im Auge behalten und fördern sollen; und es wären viele gewesen, die dich, wenn du ihnen das angetan hättest, was du mir angetan hast, hätten eines schmählichen Todes sterben lassen: meine Güte aber hat das nicht zugegeben. Weil es jedoch nunmehr so steht, daß du, wie du mir sagst, der Sohn eines Edelmanns und einer Edeldame bist, will ich, wenn du es auch selber willst, deinen Leiden ein Ende machen und dich aus der elenden Gefangenschaft, in der du dich befindest, lösen und zu gleicher Zeit deine Ehre und die meinige wiederherstellen. Spina, die du in einer verliebten, aber dir und ihr unangemessenen Neigung verführt hast, ist, wie du weißt, Witwe und ihre Mitgift ist groß und sicher; wie ihre Sitten sind, weißt du und ihre Eltern kennst du. Von deiner gegenwärtigen Lage schweige ich. Wenn du also willst, so bin ich einverstanden, daß die, die unehrbarerweise deine Geliebte war, nun ehrbarerweise deine Gattin wird und daß du wie

mein Sohn mit ihr so lange bei mir bleibst, wie dir belieben wird.“ Die Gefangenschaft hatte zwar den Leib Giannottos entkräftet, aber keineswegs seinen angeborenen adeligen Sinn geschwächt und noch weniger die Liebe verringert, die er zu seiner Dame trug. Und obwohl er das, was ihm Currado anbot, glühend ersehnte und obwohl er sich in dessen Gewalt sah, so legte er sich doch in dem, was ihm seine Seelengröße zu sagen eingab, nicht die mindeste Zurückhaltung auf und antwortete: „Weder Ehrgeiz noch Geldgier noch irgendein anderer Grund hat mich jemals vermocht, deinem Leben, Currado, oder dem, was dein ist verräterisch nachzustellen. Ich habe deine Tochter geliebt und liebe sie und werde sie immer lieben, weil ich erachte, daß sie meiner Liebe würdig ist; und wenn mein Verhalten zu ihr nach der Meinung der großen Menge nicht ganz ehrbar war, so habe ich einen Fehler begangen, der stets der Jugend anhaftet und der nur abgeschafft werden könnte, wenn zuerst die Jugend abgeschafft würde, und der, wenn sich die Alten erinnern wollten, daß auch sie einmal jung waren, und wenn sie an die Vergehn der andern den Maßstab der eigenen und an die eigenen den Maßstab der andern anlegten, nicht so groß wäre, wie ihn du und viele andere hinstellen; und dann habe ich ihn als Freund und nicht als Feind begangen. Das, was du dich zu tun erbietest, habe ich immer ersehnt, und hätte ich geglaubt, daß es mir gewährt werden sollte, so hätte ich es schon längst geheischt; und nun wird es mir

um so teuerer sein, je geringer meine Hoffnung darauf war. Hast du aber nicht das im Sinne, was deine Worte ankündigen, so weide mich nicht an einer eiteln Hoffnung, sondern laß mich ins Gefängnis zurückbringen und mich dort nach deinem Belieben peinigen; denn solange ich Spina lieben werde, so lange werde ich ihr zuliebe auch dich lieben, was immer du mir auch antust, und dich in Ehren halten.“ Diese Worte machten auf Currado einen tiefen Eindruck und überzeugten ihn von der Hochherzigkeit Giusfredis und der Glut seiner Liebe, so daß er ihn um so lieber gewann; und darum stand er auf, um ihn zu umarmen und zu küssen, und befahl ohne weitern Verzug, daß Spina in aller Stille geholt werde. Sie war im Gefängnis mager und bleich und schwach geworden und war nun, ebenso wie Giannotto, schier ein anderer Mensch als früher; und sie schlossen mit gleich freudiger Zustimmung ihre Vermählung in Currados Gegenwart nach unserm Brauche. Nachdem er sie dann mehrere Tage lang, ohne daß jemand etwas von dem, was geschehn war, gemerkt hätte, mit allem was ihnen nötig und lieb war, hatte versehn lassen und als es ihm an der Zeit schien, auch ihre Mütter froh zu machen, rief er seine Gemahlin und Cavriuola: „Was würdet Ihr sagen, Madonna, wenn ich Euch Euern ältern Sohn wiedergäbe, und zwar als Gatten einer meiner Töchter?“ Und Cavriuola antwortete ihm: „Ich könnte dazu nichts andres sagen, als daß ich Euch, wenn Ihr mich überhaupt noch mehr verbinden könntet,

als Ihr schon getan habt, um so dankbarer wäre, je mehr mir das, was Ihr mir wiedergäbet, lieber wäre als mein eigenes Leben; und gäbet Ihr es mir so wieder, wie Ihr sagt, so würdet Ihr meine geschwundene Hoffnung einigermaßen zurückrufen.“ Und damit schwieg sie weinend. Nun sagte Currado zu seiner Gemahlin: „Und was würde dich bedünken, Frau, wenn ich dich mit einem solchen Eidam beschenkte?“ Und die Dame antwortete ihm: „Nicht nur einer aus ihrem Geschlechte, das ja adelig ist, sondern auch ein niedriger Mann wäre mir lieb, wenn er Euch lieb wäre.“ Nun sagte Currado: „Ich hoffe Euch diese Freude binnen wenigen Tagen zu machen.“ Als er sah, daß die zwei jungen Leute ihr voriges Aussehn wiedergewonnen hatten, kleidete er sie köstlich und dann fragte er Giusfredi: „Würde deine Freude nicht noch vollkommener werden, wenn du deine Mutter hier sähest?“ Und Giusfredi antwortete ihm: „Ich kann es gar nicht glauben, daß sie der Schmerz über ihr unseliges Geschick so lange am Leben gelassen habe; wenn es aber doch so wäre, so wäre ich überaus glücklich darüber, weil ich sonderlich auch durch ihren Rat glauben würde, meinen Rang in Sizilien zum großen Teile wiederzuerlangen.“ Nun ließ Currado beide Damen kommen. Sie bezeigten der jungen Frau eine wundersame Freude, nicht wenig erstaunt, welche Eingebung Currado zu einem so gütigen Entschlusse, Giannotto mit ihr zu vermählen, bewogen haben könne. Aber Madonna Beritola begann, eingedenk der Worte

Currados, Giannotto zu betrachten, und schon weckte eine geheimnisvolle Kraft in ihr die Erinnerung an die kindlichen Gesichtszüge ihres Knaben, so daß sie sich ihm, ohne erst auf eine Erklärung zu warten, mit offenen Armen an seine Brust warf; und die überquellende Rührung der mütterlichen Freude ließ sie kein Wort herausbringen, sondern erstickte jede Lebenskraft in ihr, und sie fiel schier tot in die Arme ihres Sohnes. Und hatte sie der auch, wie er sich nun verwundert erinnerte, zu often Malen in ebendieser Burg gesehn, ohne sie je erkannt zu haben, so regte sich doch jetzt augenblicklich die Stimme des Blutes in ihm; sich seiner frühern Achtlosigkeit wegen selber scheltend, nahm er sie in die Arme und küßte sie mit zärtlichen Tränen. Nachdem dann Madonna Beritola, um die sich Currados Gemahlin und Spina liebevoll mit kaltem Wasser und andern Mitteln bemühten, die entwichenen Kräfte wiedergewonnen hatte, umarmte sie ihren Sohn von neuem mit vielen Tränen und viel kosenden Worten; und voll mütterlicher Liebe küßte sie ihn tausendmal und öfter, und er überließ sich ehrfürchtig ihrer Zärtlichkeit. Nachdem sich diese frohen Liebkosungen nicht ohne große Teilnahme und Freude der Umstehenden dreimal und viermal wiederholt hatten, erzählten sie einander all ihre Schicksale; und da Currado seinen Freunden zu deren Freude die neue Verschwägerung zu wissen gemacht hatte und eine schöne, glänzende Hochzeit veranstaltete, sagte Giusfredi zu ihm: „Ihr habt mich vieler Dinge froh gemacht, Currado, und

habt meine Mutter eine lange Zeit bei Euch in Ehren gehalten; damit Ihr nun nichts ungetan lasset, was Euch für uns zu tun möglich ist, bitte ich Euch, daß Ihr meine Mutter und meine Hochzeit und mich durch die Gegenwart meines Bruders froh machet, den Messer Guasparrino d'Oria zugleich mit mir, wie ich Euch gesagt habe, auf der See geraubt hat und als Sklaven in seinem Hause hält, und daß Ihr dann jemand nach Sizilien schicket, auf daß er sich genau unterrichte über die Verhältnisse und die Lage im Lande und Kunde einziehe, ob mein Vater Arrighetto tot ist oder lebt, und wenn er lebt, in was für einer Lage: und hat er sich über alles genau unterrichtet, so möge er zu uns zurückkehren." Die Bitte Giusfredis gefiel Currado und er schickte unverzüglich verständige Leute nach Genua und nach Sizilien. Der, der nach Genua geschickt worden war, suchte Messer Guasparrino auf, erzählte ihm alles der Reihe nach, was Currado für Giusfredi und dessen Mutter getan hatte, und richtete Currados Bitte aus, ihm Scacciato und die Amme zu schicken. Messer Guasparrino verwunderte sich baß, als er das hörte und sagte: „Gewiß würde ich um Currado alles mögliche tun, was ihm nur beliebte, und so werde ich ihm auch den jungen Menschen, den du verlangst, und seine Mutter, die ich so wie ihn seit vierzehn Jahren im Hause habe, gern schicken; aber sage ihm in meinem Namen, er solle sich in acht nehmen, daß er den Geschichten Giannottos, der sich jetzt Giusfredi nennen läßt, nicht zu viel ge-

glaubt habe oder glaube, weil das ein viel arglistigerer Bursche ist, als sich Currado beifallen ließe.“ Und nach diesen Worten und nachdem er befohlen hatte, den wackern Mann zu bewirten, ließ er sich heimlich die Amme rufen und forschte sie bedachtsam über die Sache aus. Als die von dem Aufstande in Sizilien hörte und erfuhr, daß Arrighetto noch am Leben sei, ließ sie die Furcht fahren, die sie bisher gehabt hatte, erzählte ihm, wie sich alles zugetragen hatte, und legte ihm die Gründe dar, die sie zu ihrer Handlungsweise bewogen hatten. Messer Guasparrino, der sah, daß die Reden der Amme mit denen von Currados Abgesandtem trefflich übereinstimmten, begann den Worten Glauben zu schenken; und als er die Sache als ein gar schlauer Mann auf die eine und die andere Weise geprüft hatte und alle Augenblicke neue Dinge fand, die ihn in dem Glauben an die Wahrheit bestärkten, schämte er sich der niedrigen Art, wie er den Jüngling behandelt hatte, so sehr, daß er ihm zur Entschädigung dafür, und weil er wußte, wer Arrighetto gewesen war und war, sein elfjähriges schönes Töchterlein mit einer großen Heimsteuer zur Gattin gab. Nachdem er das mit einem großen Feste gefeiert hatte, bestieg er mit dem Jünglinge und der Tochter und dem Gesandten Currados und der Amme eine wohlgerüstete Galeere, um nach Lerici zu fahren; von dort, wo er von Currado empfangen wurde, begab er sich mit seiner ganzen Gesellschaft auf eine nahegelegene Burg Currados, die für das große Fest ausersehn war. Wie

glückselig die Mutter war, als sie ihren Sohn wiedersah, wie glücklich die zwei Brüder übereinander waren, wie sie alle drei die treue Amme herzten, was für eine herzliche Freude sie alle Messer Guasparrino und seiner Tochter bezeigten und Messer Guasparrino ihnen, und wie groß der Jubel aller miteinander mit Currado und mit seiner Gemahlin und seinen Kindern und Freunden war, das läßt sich nicht mit Worten ausdrücken; ich überlasse es Euch, meine Damen, Euch selber ein Bild davon zu machen. Und damit die Freude vollständig werde, wollte es Gott, der, wenn er anfängt, mit vollen Händen spendet, daß die frohe Zeitung eintraf, Arrighetto sei am Leben und in hoher Stellung. Noch saßen nämlich die Eingeladenen, Männer und Frauen, beim ersten Gerichte, als mitten in dem hellen Jubel der eintraf, der nach Sizilien gereist war, und der erzählte von Arrighetto unter anderm, daß das Volk, als der Aufruhr gegen König Karl in der Stadt losgebrochen sei, wütend zu dem Gefängnis, wo ihn König Karl noch immer gefangengehalten habe, gelaufen sei und die Wächter getötet, ihn befreit und ihn als Hauptfeind des Königs an ihre Spitze gestellt und unter seiner Führung die Franzosen verjagt und erschlagen habe. Darob sei er bei König Peter hoch in die Gunst gekommen, und dieser habe ihn in alle seine Güter und Würden wiedereingesetzt, so daß ihm nun an Ansehn und Wohlstand nichts mangle; und der Abgesandte fügte hinzu, Arrighetto habe ihn mit allen Ehren empfangen und eine unbeschreib-

liche Freude über seine Gemahlin und seinen Sohn gezeigt, von denen ihm seit seiner Einkerkerung nichts mehr zu Ohren gekommen sei, und Arrighetto habe auch um sie ein Schiff mit einigen Edelleuten geschickt, die sogleich kommen würden. Der Gesandte war mit jubelnden Freudenausbrüchen empfangen und angehört worden; und alsbald ging Currado mit einigen seiner Freunde den Edelleuten entgegen, die um Madonna Beritola und Giusfredi kamen, empfing sie freudig und führte sie zu seinem Gastmahle, das noch nicht bis zur Hälfte gediehen war. Die Freude, sie zu sehn, war bei den Damen und bei Giusfredi, aber auch bei allen andern so groß, daß eine ähnliche noch nie erhört worden ist; bevor sich die Edelleute aber zum Essen setzten, entboten sie Currado und seiner Gemahlin Arrighettos Gruß und dankten ihnen in seinem Namen, so gut sie nur wußten und konnten, für die Ehre, die sie seiner Gemahlin und seinem Sohne erwiesen hätten, und baten sie, über Arrighetto samt allem, was er vermöge, nach ihrem Belieben zu verfügen. Dann wandten sie sich zu Messer Guasparrino, von dessen guter Handlung sie nichts geahnt hatten, und sagten ihm, sie seien überzeugt, daß ihm Arrighetto, wenn er erfahren werde, was er für Scacciato getan habe, einen ebensolchen und noch größern Dank abstatten werde. Dann nahmen sie freudig teil an dem Feste der beiden jungen Paare und aßen mit ihnen. Und nicht nur einen, sondern viele Tage lang dauerten die Lustbarkeiten, die Currado für seinen Eidam und

seine Verwandten und seine Freunde anstellte. Als sie aber dann zu Ende waren, schien es Madonna Beritola und Giusfredi an der Zeit, zu scheiden, und sie bestiegen das Schiff unter vielen Tränen Currados und seiner Gattin und Messer Guasparrinos und fuhren weg, indem sie Spina mitnahmen. Bei günstigem Winde kamen sie rasch nach Sizilien, und in Palermo wurden sie alle, die Söhne und die Frauen, von Arrighetto mit solcher Glückseligkeit empfangen, daß sie unmöglich zu schildern wäre; dort, heißt es, haben sie alle viele Jahre lang glücklich und, in Dankbarkeit für die empfangenen Wohltaten, als Freunde des Herrgotts gelebt.

SIEBENTE GESCHICHTE

Der Sultan von Babylon schickt seine Tochter dem Könige von Algarbien als Gemahlin, und sie gerät durch mannigfache Abenteuer in einem Zeitraume von vier Jahren an verschiedenen Orten neun Männern in die Hände; schließlich wird sie ihrem Vater als Jungfrau zurückgebracht und zieht, so wie früher, zum Könige von Algarbien als seine Gattin.

DIE Geschichte Emilias hätte vielleicht nicht viel länger dauern dürfen, so wären die jungen Damen von dem Mitleide, das sie mit den Schicksalen Madonna Beritolas hatten, bis zu Tränen gerührt worden. Als sie aber beendigt war, gefiel es der Königin, daß Panfilo folge und die seinige erzähle; und darum begann er, der gar gehorsam war: Es ist ein

schwierig Ding für uns, meine anmutigen Damen, zu erkennen, was uns nützlich ist; denn oft schon hat man sehn können, daß viele, die in der Meinung, sie würden, wenn sie nur reich seien, ruhig und sicher leben können, nicht nur Gott in Gebeten darum angefleht, sondern auch, ohne irgendeine Mühe und Gefahr zu scheuen, ruhelos nach Reichtum getrachtet haben, dann, wann sie an ihrem Ziele gewesen sind, einen Elenden gefunden haben, der ihnen aus Gier nach ihrem Erbe das Leben genommen hat, das sie, auch als sie noch nicht reich gewesen sind, so sehr geliebt haben. Andere, die sich aus niedrigem Stande durch tausend gefährliche Kämpfe und über die Leichen ihrer Brüder und Freunde zu der Höhe des Thrones aufgeschwungen haben, weil sie das für das höchste Glück hielten, haben, von der steten Unruhe und Angst, der sie sich dort verfallen sahen, zu geschweigen, bei ihrem jähen Tode erkennen müssen, daß man an königlicher Tafel aus goldenen Schalen Gift trinkt. Viele waren auch, die körperliche Kraft und Schönheit, und manche, die äußerlichen Schmuck mit brennender Begierde ersehnten und denen die Einsicht, das Ersehnte sei schlecht, nicht früher gekommen ist, als bis sie eingesehn haben, daß es ihnen den Tod bringen werde oder ihr Leben unselig mache. Um aber nicht im einzelnen von jeder menschlichen Sehnsucht zu sprechen, bewähre ich, daß es keine gibt, die der Sterbliche mit der Gewißheit, sie sei vor allen Schlägen des Schicksals gefeit, erwählen könnte; wenn wir daher

recht zu Werke gehn wollten, sollten wir uns entschließen, das zu nehmen und zu behalten, was uns Der schenkt, der alles weiß, was uns nottut, und es uns geben kann. Weil nun Ihr, meine holdseligen Damen, im Gegensatze zu den Männern, die durch die Sehnsucht nach mancherlei Dingen fehlen, nur durch die Sehnsucht nach einem fehlt, nämlich schön zu sein, darin aber so, daß Ihr, ohne Euch an der Schönheit, die Euch die Natur verliehen hat, genügen zu lassen, überdies trachtet, sie mit erstaunlicher Kunst zu erhöhen, will ich Euch erzählen, wieviel Unglück die Schönheit über eine junge Sarazenin gebracht hat, der es um dieser Schönheit willen in etwa vier Jahren neunmal beschieden war, eine neue Hochzeit zu halten.

Es ist eine geraume Zeit verstrichen, daß in Babylon ein Sultan war, Beminedab mit Namen, dem in seinen Tagen gar vieles nach seinem Wunsche ging. Unter seinen vielen Kindern war eine Tochter, Alatiel geheißen, die nach dem, was jeder, der sie gesehn hatte, sagte, das schönste Weib war, das damals auf der Welt ersehn wurde. Da ihm nun der König von Algarbien auf außergewöhnliche Weise geholfen hatte, den Arabern, die ihn in großer Menge überfallen hatten, eine schwere Niederlage beizubringen, hatte er sie ihm, der das als besondere Gunst geheischt hatte, zur Gattin gegeben und ließ sie mit einem ehrenvollen Geleite von Männern und Frauen und mit vielem vornehmen und kostbaren Geräte ein wohlgerüstetes und wohlausgestattetes Schiff bestei-

gen; und als er sie ihm schickte, befahl er sie Gott. Die Schiffer spannten, als das Wetter günstig war, die Segel den Winden aus und verließen den Hafen von Alexandrien und fuhren mehrere Tage lang glücklich dahin. Schon waren sie bei Sardinien vorbei und schon glaubten sie, dem Ende ihrer Reise nahe zu sein, als sich eines Tages plötzlich widerstreitende Winde erhoben, die, da jeder von ihnen über die Maßen ungestüm war, dem Schiffe, auf dem die Dame war, so zusetzten, daß sich die Seeleute zu mehrern Malen verloren gaben. Da sie jedoch als tüchtige Männer alle Kunst und Kraft aufboten, hielten sie in dem Kampfe mit dem tobenden Meere zwei Tage aus; der Sturm ließ aber, auch als schon die dritte Nacht seit seinem Beginne einfiel, nicht nach, sondern wurde allwege stärker, und sie wußten nicht, wo sie seien, konnten das auch wegen des durch die Wolken und die nächtliche Finsternis verdunkelten Himmels weder nach den Regeln der Schiffahrtskunst noch durch die Anschauung bestimmen, als sie – sie waren nicht weit von Majorka – merkten, daß das Schiff aus den Fugen ging. Da sie aus diesem Grunde kein andres Mittel zu ihrer Rettung sahen, setzten sie, deren jeder mehr an sich als an die andern dachte, ein Boot aus, und die Schiffsherren sprangen hinein, entschlossen, sich lieber dem Boote anzuvertrauen, als auf dem lecken Schiffe zu bleiben; hinter ihnen sprangen, einer nach dem andern, alle Männer hinein, soviele ihrer auf dem Schiffe waren, obwohl die, die schon drinnen waren, mit

dem Messer in der Hand den andern wehrten. Und indem sie so den Tod zu fliehen glaubten, liefen sie ihm geradeswegs entgegen; weil nämlich das Boot bei der Widrigkeit des Wetters nicht so viele Leute tragen konnte, sank es, und alle miteinander gingen zugrunde. Das Schiff hingegen, auf dem niemand geblieben war als die Dame und ihre Frauen, die allesamt, durch die hochgehende See und vor Angst betäubt, schier leblos dalagen, wurde durch das Ungestüm des Sturmes im schnellsten Laufe an den Strand der Insel Majorka getrieben; und die Wucht, womit es dorthin geschleudert wurde, war so groß, daß es etwa einen Steinwurf vom Ufer in den Sand rannte und dort, vom Meere umtobt, die Nacht über liegenblieb, ohne daß es der Sturm hätte von der Stelle bringen können. Als es heller Tag war und sich der Sturm etwas gelegt hatte, hob die Dame, die schier halbtot war, das Haupt und begann, so schwach sie auch war, bald den einen, bald den andern von ihrer Dienerschaft zu rufen; aber ihr Rufen blieb eitel, weil die Gerufenen zu fern waren. Da sie also von niemand eine Antwort bekam und niemand kommen sah, verwunderte sie sich sehr und begann sich heftig zu ängstigen; und als sie dann, so gut es ihr möglich war, aufstand, sah sie die Damen, die ihre Gesellschaft waren, und alle andern Frauen am Boden liegen. Nach vielem Rufen untersuchte sie eine nach der andern, fand aber, weil die meisten entweder an der Seekrankheit oder vor Angst gestorben waren, nur wenige, die ein Lebenszeichen gaben, so daß ihre

Angst noch mehr wuchs; nichtsdestoweniger gab sie sich, weil sie, die sich ganz allein sah und nicht erkannte oder wußte, wo sie sei, durch die Not gezwungen war, sich um Hilfe umzusehn, mit denen, die noch am Leben waren, so viel Mühe, daß sie sie dazu brachte, aufzustehn. Als sie dann aber inneward, daß die nicht wußten, wo die Männer seien, und als sie sah, daß das Schiff ans Land getrieben und voll Wasser war, begann sie mit ihnen bitterlich zu weinen. Und schon war die dritte Stunde des Nachmittags da, ohne daß sie auf dem Strande oder sonstwo jemand gesehn hätten, von dessen Mitleid sie hätten Hilfe verlangen können. Aber um die dritte Stunde kam dort ein Edelmann, Pericone de Visalgo mit Namen, der von ungefähr von einem seiner Güter, zurückkehrte, mit mehrern Knechten zu Pferde vorbei; als er das Schiff sah, erriet er sogleich, was geschehn war, und befahl einem seiner Knechte, daß er ungesäumt hinaufzusteigen trachte, um ihm dann zu erzählen, wie es sich damit verhalte. Obwohl es ihm viele Schwierigkeiten machte, erstieg der Knecht das Schiff und fand die edle Dame mit der kleinen Gesellschaft, die sie hatte, ängstlich unter dem Schnabel des Schiffsbugs kauern. Als sie ihn sahen, baten sie ihn weinend zu mehreren Malen um Mitleid; da sie aber merkten, daß sie nicht verstanden wurden, wie auch sie ihn nicht verstanden, so suchten sie ihm ihr Mißgeschick durch Zeichen kundzutun. Der Knecht betrachtete alles, so gut er nur konnte, und erzählte Pericone, was er auf dem Schiffe

gesehn hatte; der ließ alsbald die Frauen herunterschaffen und begab sich mit ihnen auf seine Burg, um sie durch Speise und Ruhe zu erquicken. Aus dem reichen Geräte, dessen kostbarste Gegenstände er, soweit es möglich gewesen war, ihrer habhaft zu werden, gleicherweise hatte auf seine Burg bringen lassen, ersah er, daß die Dame, die er gefunden hatte, eine vornehme Edeldame sein müsse, und er erkannte sie leicht aus der Ehrerbietung, die ihr allein alle andern bewiesen. Und obwohl sie von dem auf dem Meere erlittenen Ungemach bleich und arg mitgenommen war, entgingen ihm doch die Reize ihrer Gestalt nicht; darum war er sofort mit sich einig, sie, wenn sie keinen Gatten habe, zur Frau zu verlangen oder, wenn er sie nicht zur Frau haben könne, zur Geliebten haben zu wollen. Als nun Pericone, der ein Mann von kühnem Gesichte und kräftigem Wuchse war, die Dame einige Tage lang hatte treff lich pflegen lassen und nun, weil sie sich auf diese Weise gänzlich erholt hatte, sah, daß ihre Schönheit über jede Vorstellung erhaben war, bekümmerte es ihn über die Maßen, daß er sie ebensowenig verstehn konnte wie sie ihn und daß es ihm also unmöglich war, zu erfahren, wer sie sei; nichtsdestoweniger ließ er es, von ihrer Schönheit brünstig entflammt, an keiner Anstrengung fehlen, sie durch schmeichelnde und verliebte Gebärden dazu zu bringen, daß sie ihm ohne Widerstand zu Willen sei. Aber das war umsonst, weil sie jede Vertraulichkeit zurückwies; und um so höher loderte Pericones Flamme. Da das die

Dame sah, die in den paar Tagen ihres Verweilens an den Sitten der Leute erkannt hatte, daß sie unter Christen war und an einem Orte, wo es ihr nichts genützt hätte, sich, wenn ihr das überhaupt möglich gewesen wäre, zu erkennen zu geben, kam sie zu der Ansicht, daß sie sich mit der Zeit entweder der Gewalt oder der Liebe Pericones werde fügen müssen, und entschloß sich deshalb, der Bitternis ihres Schicksals mit fester Stirn entgegenzutreten; und sie befahl ihren Frauen, deren ihr nicht mehr als drei geblieben waren, keinem Menschen zu entdecken, wer sie seien, es wäre denn, daß sie darin eine offenbare Hilfe zu ihrer Befreiung erkennten, und redete ihnen überdies eindringlich zu, ihre Keuschheit zu bewahren, indem sie ihnen versicherte, sie selber habe sich entschlossen, sich niemand als ihrem Gatten hinzugeben. Die Frauen lobten ihren Vorsatz und sagten, sie würden ihren Befehl nach Kräften befolgen. Pericone, der von Tag zu Tag mehr entbrannte und um so mehr, je näher ihm der Gegenstand seines Verlangens war und je mehr sich ihm der versagte, sann, weil er sah, daß er mit dem schmeichelnden Werben nichts ausrichtete, auf List und Trug, indem er sich die Gewalt fürs Ende aufsparte. Und da er dann und wann bemerkt hatte, daß die Dame Geschmack an dem Weine fand, den sie, weil es ihr ihr Gesetz verbot, nicht zu trinken gewohnt war, meinte er sie durch den Wein, den Diener der Venus, nehmen zu können. Er gab sich also den Anschein, als wäre ihm das gleichgültig, wogegen sich die Dame unge-

bärdig zeigte, und gab, wie wenn es ein Fest zu feiern gegolten hätte, eine prächtige Abendmahlzeit, und die Dame kam hin; und bei diesem Mahle, das durch vielerlei Anstalten heiter verlief, befahl er dem, der sie bediente, ihr mancherlei Wein gemischt einzuschenken. Der tat das treulich, und sie, die sich dessen nicht versah, nahm, durch die Lieblichkeit des Trunkes verleitet, mehr zu sich, als ihrer Ehrbarkeit bekömmlich gewesen wäre, so daß sie des ganzen vergangenen Ungemachs vergaß und lustig wurde; und als sie einige Mädchen nach der Weise von Majorka tanzen sah, tanzte sie nach der alexandrinischen. Als das Pericone sah, glaubte er sich dem Ziele seiner Wünsche nahe; und indem er Speisen und Getränke in größerm Überflusse auftischen ließ, dehnte er das Mahl bis weit in die Nacht hinein aus. Endlich entfernten sich die Gäste, und er ging mit der Dame allein in die Kammer; der Hitze des Weines war die kühle Ehrbarkeit gewichen, und so entkleidete sie sich vor Pericone ohne eine Spur von Scham, als ob er eine von ihren Frauen gewesen wäre, und ging zu Bette. Pericone säumte nicht, ihr zu folgen; nachdem er alle Lichter ausgelöscht hatte, legte er sich augenblicklich von der andern Seite her neben sie und begann sich ihrer, die nichts dawider sagte, im Liebesspiele zu getrösten. Und da sie vorher nicht gewußt hatte, mit was für einem Horne die Männer stoßen, tat es ihr nun, wo sie es verspürt hatte, schier leid, daß sie den Liebkosungen Pericones nicht nachgegeben hatte; und fortan kam es

zu oftenMalen vor, daß sie sich, ohne auf eine Einladung zu warten, selber zu so süßen Nächten einlud, zwar nicht mit Worten, womit sie sich nicht hätte verständlich machen können, aber durch die Tat. Diese große Lust, die Pericone und sie genossen, sollte aber, weil das Geschick nicht damit zufrieden war, sie aus der Gemahlin eines Königs zum Liebchen eines Burgherrn gemacht zu haben, von einer grausamern Liebe abgelöst werden. Pericone hatte einen Bruder, Marato mit Namen, der schön und frisch war wie eine Rose. Dieser, dem sie gleich beim ersten Anblicke wohlgefallen hatte, glaubte aus ihrem Gehaben zu entnehmen, daß sie ihn gut leiden könne; in der Meinung also, daß ihm das, was er von ihr ersehnte, durch nichts verwehrt werde als durch die regelrechte Bewachung, in der sie Pericone hielt, verfiel er auf einen gräßlichen Gedanken, und dem Gedanken folgte ohne Verzug die verbrecherische Ausführung. Von ungefähr lag damals in dem Hafen der Stadt ein Schiff, das, mit Waren beladen und nach Klarenza in der Romania bestimmt, schon die Segel aufgezogen hatte, um bei günstigem Winde in die See zu stechen; mit den Herren dieses Schiffes, zwei jungen Genuesern, ließ sich Marato in Verhandlungen ein und machte ab, daß sie ihn mit der Dame in der nächsten Nacht aufnehmen sollten. Nachdem das besorgt war, begab er sich, völlig mit sich im reinen, was er tun wollte, bei Anbruch der Nacht mit einigen Gesellen, auf die er sich völlig verlassen konnte und die er zu dem, was er zu tun

beabsichtigte, aufgefordert hatte, heimlich zum Hause Pericones, der sich von ihm nichts Schlimmem versah, und versteckte sich gemäß der mit seinen Gesellen getroffenen Abrede im Hause. Als dann die Nacht zum Teile verstrichen war, öffnete er seinen Gesellen und ging mit ihnen dorthin, wo Pericone mit der Dame schlief. Nachdem sie die Kammer geöffnet hatten, töteten sie Pericone im Schlafe und bemächtigten sich der Dame, der sie, weil sie erwacht war und weinte, mit dem Tode drohten, wenn sie Lärm mache; und indem sie einen großen Teil des kostbarsten Eigentums Pericones mitnahmen, eilten sie, ohne daß ihre Anwesenheit bemerkt worden wäre, ans Ufer, und dort bestieg Marato mit der Dame ohne Säumnis das Schiff, während seine Gesellen umkehrten. Da sich gerade ein günstiger frischer Wind erhob, spannten die Schiffer die Segel und fuhren davon. Die Dame grämte sich heftig sowohl über ihr erstes Unglück als auch über das zweite; aber Marato begann sie mit dem heiligen Wirdinderhandhart, den uns Gott gegeben hat, auf eine solche Weise zu trösten, daß sie, rasch mit ihm vertraut geworden, Pericone vergaß. Und sie war schon wieder guter Dinge, als ihr das Schicksal, wie wenn es mit dem vergangenen Unheil nicht zufrieden gewesen wäre, ein neues bereitete; denn da sie, wie wir schon zu mehrern Malen gesagt haben, wunderschön war und sich gar einnehmend betrug, verliebten sich die zwei jungen Schiffsherren so heftig in sie, daß sie, um alles andere unbekümmert, nur danach trachteten, ihr zu

dienen und ihr zu gefallen. Wenn sie auch dabei wohl auf der Hut waren, Marato den Grund merken zu lassen, wurde doch einer der Liebe des andern gewahr, und da besprachen sie sich insgeheim und kamen überein, den Gegenstand ihrer Liebe gemeinsam zu erringen, als ob das die Liebe ebenso litte wie Kaufmannswaren oder Gewinn. Und weil sie sahen, daß sie Marato sorglich bewachte, so daß sie in ihrem Plane gehindert waren, gingen sie eines Tages, als das Schiff mit vollen Segeln dahinflog, einträchtig auf Marato zu, der, ohne sich etwas von ihnen zu versehn, auf dem Hinterteile des Schiffes stand und ins Meer blickte, packten ihn von rückwärts und warfen ihn ins Meer; und sie waren schon über eine Meile von ihm entfernt, bevor es jemand merkte, daß Marato ins Meer gefallen war. Als das die Dame erfuhr und keinen Weg sah, ihn wiederzubekommen, begann sie von neuem auf dem Schiffe in Tränen auszubrechen. Die zwei Verliebten kamen auf der Stelle zu ihr, um sie zu trösten, und trachteten, sie, die nicht so sehr den verlorenen Gatten als ihr Unglück beweinte, mit süßen Worten und großen Versprechungen, wenn sie auch nichts davon verstand, zu beruhigen. Und nachdem sie sie durch langes und wiederholtes Zureden einigermaßen getröstet zu haben glaubten, wollten sie es miteinander ausmachen, wer als erster bei ihr liegen solle. Und da ein jeder der erste sein wollte und sie sich auf keine Weise einigen konnten, gerieten sie in einen heftigen Wortwechsel, und der brachte sie so in die Hitze, daß sie zu den Dolchen griffen und

wütend aufeinander losgingen und sich gegenseitig, ohne daß sie die, die auf dem Schiffe waren, hätten trennen können, mehrere Stöße versetzten, wovon der eine auf der Stelle tot zusammenbrach, während der andere, der am Leben blieb, aus vielen Wunden blutete. Darob war die Dame ganz niedergeschlagen, weil sie sich nun allein und ohne Hilfe oder Rat von irgend jemand sah und weil sie eine große Angst hatte, daß sich der Zorn der Verwandten und Freunde der beiden Schiffsherren gegen sie kehren werde: aber die Bitten des Verwundeten und die bald darauf erfolgte Ankunft in Klarenza entledigten sie der Furcht vor dem Tode. In Klarenza ging sie mit dem Verwundeten ans Land und verweilte mit ihm in einer Herberge; alsbald durchlief das Gerücht ihrer Schönheit die Stadt und kam so auch dem Fürsten von Morea, der sich damals dort aufhielt, zu Ohren, so daß er sie zu sehn wünschte. Und als er sie sah, fand er sie viel schöner, als das Gerücht besagt hatte, und verliebte sich augenblicklich so in sie, daß er an nichts andres mehr denken konnte; und da er hörte, auf was für eine Weise sie hergekommen war, hielt er es nicht für unmöglich, in ihren Besitz zu gelangen. Er suchte noch nach Mitteln dazu, als ihm schon die Verwandten des Verwundeten, die das erfahren hatten, anstandslos die Dame schickten; das war ihm überaus lieb, aber ebenso lieb auch der Dame, weil sie so einer großen Gefahr entgangen zu sein glaubte. Obwohl nun der Fürst nicht erfahren konnte, wer sie sei, schloß er doch aus den königlichen Sitten, die

sie außer ihrer Schönheit zierten, daß sie eine adelige Dame sein müsse, und darob verdoppelte sich seine Liebe zu ihr; er ließ es auch nicht an Achtung gegen sie fehlen und hielt sie nicht wie ein Liebchen, sondern wie eine rechtmäßige Gattin. Da sich daher die Dame mit Rücksicht auf das vergangene Ungemach gar wohlfühlte, so daß sie sich bald völlig getröstet hatte und wieder heiter wurde, erblühte ihre Schönheit so, daß die ganze Romania keinen andern Gesprächsstoff zu haben schien. Auf diese Weise geschah es, daß den Herzog von Athen, einen schönen, lebhaften Jüngling, der ein Freund und Verwandter des Fürsten war, das Verlangen ankam, sie zu sehn; und indem er so tat, als beabsichtige er einen seiner gewöhnlichen Besuche, kam er mit einer schönen, ehrenvollen Begleitung nach Klarenza, und dort wurde er ehrenvoll und mit Freuden empfangen. Als sie nun nach einigen Tagen auf die Schönheit der Dame zu sprechen kamen, fragte der Herzog den Fürsten, ob sie gar so wundersam sei, wie man erzähle. Und der Fürst antwortete ihm: „Noch viel wundersamer; aber davon sollen dich meinetwegen nicht meine Worte, sondern deine Augen überzeugen.“ Da ihn der Herzog deshalb drängte, gingen sie miteinander zu der Dame, und die, die von ihrem Besuche schon vorher gewußt hatte, empfing sie mit Anstand und heiterm Gesichte; die beiden ließen sie zwar zwischen ihnen Platz nehmen, mußten aber auf das Vergnügen eines Gespräches mit ihr verzichten, weil sie von ihrer Sprache wenig oder nichts ver-

stand. Darum betrachtete sie jeder wie ein Wunderwesen, sonderlich aber der Herzog, der sich kaum einreden konnte, daß sie ein sterbliches Geschöpf sei; und während er seinen Wünschen durch ihren Anblick Genüge zu tun glaubte, tranken seine Augen bei ihrer Betrachtung unversehens das Gift der Liebe, so daß er sich selber elendiglich verstrickte und sich glühend in sie verliebte. Und als er dann zugleich mit dem Fürsten von ihr weggegangen war und Muße hatte, allein mit sich nachzudenken, erachtete er den Fürsten für den glücklichsten Mann der Welt, weil er ein so schönes Wesen zu seiner Lust besitze; und nach vielen mannigfachen Gedanken überwog endlich die brünstige Liebe die Ehrbarkeit, und er entschloß sich, dieses Glück dem Fürsten zu rauben und sich selber zu gewinnen. Und da ihn seine Ungeduld zur Eile trieb, ließ er Vernunft und Rechtlichkeit völlig beiseite und richtete seine ganzen Gedanken auf tückischen Trug. Und gemäß dem schändlichen Plane, den er bald gefaßt hatte, ließ er eines Tages im Einverständnis mit dem Leibkammerdiener des Fürsten, der Ciuriaci hieß, heimlich alle seine Pferde und sein Gepäck zur Abreise bereithalten; und in der Nacht darauf wurde er mit einem Gesellen, der ebenso wie er bewaffnet war, von dem besagten Ciuriaci leise in das Gemach des Fürsten geführt. Die Dame schlief; den Fürsten hingegen sah er der großen Hitze halber nackt bei einem Fenster, das aufs Meer hinausging, stehn, um sich an dem Lüftchen, das von dorther kam, zu erquicken. Seinen Gesellen hatte

er schon früher unterrichtet, was er zu tun haben werde, und so schlich er durch das Gemach zum Fenster, stieß dem Fürsten den Dolch mit solcher Wucht in die Seite, daß die Spitze auf der andern Seite herauskam, packte ihn augenblicklich und stürzte ihn zum Fenster hinab. Der Palast stand am Meere und war sehr hoch, und unter dem Fenster, wo der Fürst gestanden hatte, waren einige Häuser, die durch die Fluten des Meeres eingefallen waren, weshalb sie nur selten oder nie betreten wurden; so kam es, daß es, wie der Herzog vorausgesehn hatte, niemand bemerkte oder hätte bemerken können, wie dort der Leichnam des Fürsten hinabfiel. Als der Gesell des Herzogs sah, daß das geschehn war, warf er dem Leibdiener unter dem Scheine einer Liebkosung einen Strick, den er dazu mitgebracht hatte, um den Hals und zog ihn so fest zu, daß Ciuriaci keinen Lärm machen konnte; der Herzog trat hin und sie erdrosselten ihn und stürzten ihn dort hinab, wo sie den Fürsten hinabgestürzt hatten. Und nach dieser Tat nahm der Herzog, der genau wußte, daß sie weder von der Dame noch von sonst jemand gehört worden waren, ein Licht und ging damit zum Bette und deckte die Dame, die fest schlief, sachte völlig ab; und da er nun alles sah, konnte er seines Preises kein Ende finden, und hatte sie ihm bekleidet gefallen, so gefiel sie ihm nackt über alle Maßen. Darob in heißer Begierde entbrannt, legte er sich, ohne daß ihn seine eben begangene Tat abgeschreckt hätte, mit den noch blutigen Händen an ihre Seite und umarmte sie, die ihn,

schlaftrunken, für den Fürsten hielt. Nachdem er eine Zeitlang mit der größten Wonne bei ihr geweilt hatte, stand er auf und ließ einige seiner Begleiter kommen, die mußten die Dame so, daß sie keinen Lärm machen konnte, packen, durch die geheime Tür, durch die er hereingekommen war, hinaustragen und auf ein Pferd heben, und nun machte er sich so still wie nur möglich mit allen seinen Leuten auf den Weg und kehrte nach Athen zurück. Weil er aber eine Gemahlin hatte, brachte er die Dame, die trauriger war als je eine, nicht nach Athen, sondern auf ein prächtiges Lustschloß von ihm, das nicht weit von der Stadt am Meere lag, und dort hielt er sie verborgen und ließ sie auf anständige Art mit allem versehn, was sie brauchte. An dem Tage nach der Tat hatten die Höflinge des Fürsten bis zur dritten Stunde des Nachmittags gewartet, daß der Fürst aufstehe; weil sie aber gar kein Geräusch hörten, öffneten sie endlich die Türen des Gemachs, die nicht versperrt waren. Als sie es leer fanden, vermuteten sie, er habe sich heimlich irgendwohin begeben, um zu seiner Lust ein paar Tage mit der Dame zu verbringen, und machten sich weiter keine Sorgen. Am andern Tage geschah es jedoch, daß ein Narr, der in das verfallene Gemäuer gegangen war, wo die Leichen des Fürsten und seines Dieners lagen, Ciuriaci an dem Stricke herauszog und hinter sich herschleppte; der Leichnam wurde nicht ohne großes Erstaunen von vielen erkannt, und die schmeichelten dem Narren so lange, bis er sie dorthin führte,

wo er ihn hervorgezogen hatte, und nun fanden sie zum größten Schmerze der ganzen Stadt auch den Leichnam des Fürsten. Als sie den mit Gepränge bestattet hatten und nun nach den Tätern dieses schändlichen Mordes forschten, brachte sie der Umstand, daß der Herzog von Athen nicht mehr da war, sondern sich heimlich davongemacht hatte, zu der Meinung, er müsse, wie es auch zutraf, die Tat begangen und die Dame entführt haben. Darum setzten sie unverzüglich einen Bruder des toten Fürsten zum Fürsten ein und stachelten ihn, was sie nur konnten, an, Rache zu nehmen; da sich der bald aus vielen Anzeichen überzeugte, daß ihre Vermutung richtig war, rief er seine Freunde und Verwandten und Diener in verschiedenen Gegenden zu den Waffen, sammelte in kurzer Zeit ein ansehnliches, großes und tapfres Heer und überzog den Herzog von Athen mit Krieg. Als der Herzog davon erfuhr, bot er alles zur Gegenwehr auf, und viele Herren kamen ihm zu Hilfe; so schickte auch der Kaiser von Konstantinopel seinen Sohn Konstantin und seinen Neffen Manuel mit einer ansehnlichen, zahlreichen Streitmacht. Die beiden Prinzen wurden vom Herzoge geziemend empfangen, freudiger aber noch von der Herzogin, die Konstantins Schwester war. Dieweil sich die Dinge von Tag zu Tag mehr zum Kriege anließen, nahm die Herzogin die Gelegenheit wahr und ließ die beiden in ihr Gemach kommen und erzählte ihnen unter vielen Tränen mit vielen Worten die ganze Geschichte und den

Anlaß des Krieges und wies ihnen den Schimpf, den ihr der Herzog mit dem Frauenzimmer antue, das er sich, seiner Meinung nach insgeheim, halte; und indem sie sich heftig über ihn beklagte, bat sie sie, zu seiner Ehre und zu ihrem Troste Abhilfe zu schaffen, wie es ihnen nur möglich sei. Weil die jungen Männer wußten, wie sich die Sache zugetragen hatte, fragten sie nicht viel, sondern trösteten die Herzogin nach Kräften und erfüllten sie mit froher Hoffnung; sie unterrichtete sie noch über den Aufenthaltsort der Dame, und dann gingen sie weg. Da sie aber die Dame schon zu often Malen ihrer wundersamen Schönheit wegen hatten preisen hören, verlangte es sie, sie zu sehn, und so baten sie den Herzog, sie ihnen zu zeigen. Der versprach es ihnen, uneingedenk dessen, was dem Fürsten widerfahren war, weil er sie ihm gezeigt hatte; und nachdem er in den schönen Garten, der bei dem Lustschlosse war, wo die Dame weilte, ein köstliches Mahl bestellt hatte, führte er sie am nächsten Morgen mit einer kleinen Gesellschaft hin, damit sie mit ihr speisten. Konstantin, der neben ihr saß, begann sie voll Staunens zu betrachten und gestand sich, daß er noch nie ein so schönes Wesen gesehn habe und daß nicht nur der Herzog zu entschuldigen sei, sondern daß auch jeder andere entschuldigt werden müßte, der wegen des Besitzes eines so schönen Weibes einen Verrat oder eine andere Schlechtigkeit beginge; und indem er sie ein ums andere Mal ansah und sie stets höher pries, erging es ihm nicht

anders, als es dem Herzog ergangen war. Und als er, ganz verliebt, wegging, verbannte er alle Gedanken an den Krieg und dachte nur noch daran, wie er sie dem Herzog nehmen könnte; immerhin verbarg er seine Liebe sorglich vor jedermann. Dieweil er in diesem Feuer glühte, kam die Zeit heran, gegen den Fürsten, der sich schon dem Reiche des Herzogs näherte, ins Feld zu ziehen; darum verließen der Herzog und, dem erteilten Befehle gemäß, Konstantin und alle andern Athen und besetzten die Grenze, um dem Fürsten ein weiteres Vordringen zu verwehren. Als sie dort weilten, kam es Konstantin, der Herz und Gedanken immer bei der Dame hatte, in den Sinn, daß es ihm jetzt, wo der Herzog nicht in ihrer Nähe sei, gar leicht gelingen könnte, seine Wünsche zu stillen; er schützte als Grund seiner Rückkehr eine arge Unpäßlichkeit vor, nahm Urlaub vom Herzog, gab den Befehl über sein Kriegsvolk an Manuel ab und reiste nach Athen zu seiner Schwester. Einige Tage später brachte er seine Schwester im Gespräche auf den Schimpf, den sie vom Herzog durch sein Verhältnis zu der Dame zu leiden meinte, und sagte ihr, wenn sie es wünsche, werde er ihr darin trefflich helfen, indem er sie in ihrem Aufenthaltsorte ausheben und aus dem Lande schaffen werde. In der Meinung, Konstantin wolle das aus Liebe zu ihr und nicht zu der Dame tun, sagte die Herzogin, daß es ihr gar lieb wäre, freilich nur dann, wenn es so geschähe, daß der Herzog nie erführe, daß sie damit einverstanden gewesen sei;

und das versprach ihr Konstantin ausdrücklich und so stimmte die Herzogin zu, daß er tue, wie es ihm am besten dünke. Konstantin ließ in der Stille eine leichte Barke ausrüsten, bemannte sie mit etlichen von seinen Leuten, die er über alles, was sie zu tun hätten, unterrichtete, und schickte sie in die Nähe des Gartens, wo die Dame weilte; dann ging er mit andern zu dem Palaste, wo sie war. Dort wurde er von denen, die die Dame zu bedienen hatten, und dann auch von ihr selber freudig empfangen, und sie ging auf seinen Wunsch mit ihm in den Garten, von ihren Dienern und seinen Gesellen begleitet. Nun führte er sie, unter dem Vorwande, er habe im Namen des Herzogs mit ihr zu sprechen, allein gegen eine Tür, die aufs Meer hinausging und schon von seinen Gesellen geöffnet war; und nachdem er die Barke mit dem verabredeten Zeichen herbeigerufen hatte, ließ er die Dame alsbald ergreifen und in die Barke tragen. Und zu ihrer Dienerschaft gewandt, sagte er: „Niemand rühre sich oder gebe einen Laut von sich, wenn er nicht des Todes sein will; denn ich tue das nicht, um dem Herzog sein Mädchen zu nehmen, sondern um die Schmach zu tilgen, die er meiner Schwester antut.“ Niemand getraute sich darauf zu antworten; so bestieg denn Konstantin mit den Seinigen die Barke, setzte sich neben die weinende Dame und befahl, die Ruder ins Wasser zu senken und abzufahren. Nicht rudernd, sondern fliegend kamen sie bei Anbruch des nächsten Tages nach Ägina. Dort gingen sie ans Land und ruhten,

und Konstantin stillte seine Lust in den Armen der Dame, die ihre unselige Schönheit beweinte; dann bestiegen sie die Barke wieder und kamen binnen wenigen Tagen nach Chios und dort blieben sie, weil Konstantin, der die Vorwürfe seines Vaters fürchtete und die geraubte Dame zu verlieren besorgte, den Ort für sicher hielt. Ein paar Tage lang weinte die Dame über ihr Mißgeschick; da sie aber Konstantin tröstete, begann sie, so wie sie die andern Male getan hatte, Gefallen an dem zu finden, was ihr das Schicksal bescherte. Während diese Dinge also verliefen, kam der damalige Türkenkönig Osbek, der mit dem Kaiser in beständigem Kriege lag, von ungefähr nach Smyrna; und da er dort hörte, daß in Chios Konstantin mit einer Dame, die er geraubt habe, ohne alle Vorsicht ein üppiges Leben führe, setzte er eines Nachts mit einigen bewaffneten Fahrzeugen dorthin über und drang mit seinen Leuten in die Stadt ein. Viele wurden in den Betten gefangen, bevor sie noch gemerkt hatten, daß sie vom Feinde überfallen waren, andere, die erwacht und zu den Waffen gelaufen waren, wurden erschlagen; und nachdem sie die Stadt niedergebrannt und die Beute und die Gefangenen auf die Schiffe gebracht hatten, kehrten sie nach Smyrna zurück. Als dort Osbek, der ein junger Mann war, die Beute durchsah, fand er die schöne Dame; und da er erfuhr, daß es die war, die mit Konstantin im Bette schlafend gefangen worden war, freute er sich außerordentlich, als er sie sah. Und ohne irgendwie zu verziehen,

machte er sie zu seiner Gemahlin und feierte die Hochzeit; und nun genoß er mehrere Monate lang die Wonne ihrer Umarmungen. Bevor sich noch diese Dinge ereignet hatten, hatte der Kaiser mit dem Könige Basanus von Kappadozien Unterhandlungen gepflogen, wonach dieser Osbek von der einen Seite überfallen sollte, während er ihn von der andern angreifen wollte; aber diese Unterhandlungen waren wegen einiger Dinge, die Basanus forderte, die aber der Kaiser, weil sie ihm nicht recht paßten, nicht hatte tun wollen, noch nicht bis zum Abschlusse gediehn. Als aber nun der Kaiser erfuhr, was seinem Sohne geschehn war, tat er, über die Maßen betrübt, alles, was der König von Kappadozien verlangte, und lag ihm nach Kräften an, gegen Osbek loszuschlagen; zugleich schickte er sich an, Osbek von der andern Seite zu bestreiten. Kaum hatte das Osbek erfahren, so sammelte er sein Heer und zog, um nicht von den beiden mächtigen Herrschern in die Mitte genommen zu werden, wider den König von Kappadozien ins Feld; seine schöne Dame ließ er in Smyrna in der Hut eines treuen Dieners und Freundes. Bald darauf kam es zwischen ihm und dem Könige von Kappadozien zu einem Treffen, und er wurde getötet und sein Heer geschlagen und zersprengt; darum begann der siegreiche Basanus ungehindert auf Smyrna zu ziehen, und wohin er kam, unterwarf sich ihm alles Volk als dem Sieger. Der Diener Osbeks, Antiochus mit Namen, in dessen Hut die schöne Dame geblieben war, hatte sich, ob-

wohl er ein bejahrter Mann war, beim Anblicke ihrer Schönheit, ohne seinem Freunde und Herrn die Treue zu wahren, in sie verliebt; und da er ihre Sprache verstand – was ihr, die schon mehrere Jahre, weil sie weder jemand verstanden hatte noch von jemand verstanden worden war, wie eine Taubstumme gelebt hatte, sehr lieb war –, begann er, von der Liebe angetrieben, ein Einverständnis mit ihr zu suchen, und in wenigen Tagen waren sie so weit, daß sie ihren Verkehr ohne Rücksicht auf ihren Herrn, der in Waffen und im Kriege war, nicht nur freundschaftlich, sondern verliebt werden ließen und unter der Bettdecke aneinander ein wundersames Vergnügen gewannen. Als sie aber hörten, Osbek sei geschlagen und getötet worden und Basanus komme, um sich aller Dinge zu bemächtigen, faßten sie miteinander den Entschluß, Basanus nicht zu erwarten; sie nahmen also einen großen Teil der Schätze Osbeks, die dort waren, und begaben sich heimlich miteinander nach Rhodus. Dort waren sie noch nicht lange, als Antiochus auf den Tod krank wurde; da nun gerade ein Kaufmann aus Zypern, den er herzlich liebte und der ein vertrauter Freund von ihm war, bei ihm weilte, gedachte er ihm, als er sah, daß es mit ihm zu Ende ging, sein Vermögen und seine geliebte Dame zu hinterlassen. Und schon dem Tode nahe, rief er beide und sagte zu ihnen: „Ich sehe, daß es für mich keine Rettung mehr gibt; darüber bin ich gar betrübt, weil mir das Leben nie so viel Freude gemacht hat wie jetzt. Immerhin

sterbe ich ruhig, weil ich – sterben muß ich ja doch einmal – in den Armen der beiden sterbe, die ich mehr liebe als sonst jemand auf der Welt, in den deinen nämlich, teuerster Freund, und in denen dieser Frau, die ich, seitdem ich sie kenne, mehr als mich selber geliebt habe. Freilich ist es mir schwer, daß sie hier, wenn ich sterbe, als eine Fremde und hilflos und ratlos zurückbleiben soll, aber das wäre mir noch schwerer, wenn ich nicht dich hier wüßte, der du, wie ich glaube, mir zuliebe ebenso für sie sorgen wirst, wie du es für mich selber tätest; darum bitte ich dich, was ich nur kann, laß dir, wenn es geschieht, daß ich sterbe, mein Vermögen und diese Frau empfohlen sein und handle mit beiden so, wie du glaubst, daß es meiner Seele zum Troste sein wird. Und dich, teuerste Frau, bitte ich, vergiß mich nicht nach meinem Tode, auf daß ich mich im Jenseits rühmen kann, daß ich hier von der schönsten Frau, die die Natur je gebildet hat, geliebt werde. Wenn ihr mir in diesen beiden Stücken zuverlässige Hoffnung geben werdet, so werde ich getrost von hinnen gehn.“ Der Kaufmann und die Dame weinten gleicherweise, als sie diese Worte hörten; und nachdem er ausgeredet hatte, trösteten sie ihn und versprachen ihm auf ihr Wort, daß sie, wenn er sterben sollte, alles tun würden, worum er sie gebeten habe. Es dauerte nicht lange, so verschied er, und sie ließen ihn ehrenvoll begraben. Einige Tage darauf hatte der zyprische Kaufmann alle seine Geschäfte in Rhodus abgewickelt und wollte auf einem katala-

nischen Schiffe, das eben dort war, abreisen; da fragte er die schöne Dame, was sie tun wolle, weil er nach Zypern heimkehren müsse. Die Dame antwortete, wenn es ihm recht sei, werde sie gern mit ihm ziehen, weil sie hoffe, daß er sie Antiochus zuliebe als Schwester behandeln und betrachten werde. Der Kaufmann antwortete, er sei alles zufrieden, was ihr recht sei; und um sie vor jedem Unglimpf, der ihr vor ihrer Ankunft in Zypern zustoßen könnte, zu schützen, sagte er, sie sei seine Gattin. Nachdem sie zu Schiffe gestiegen waren, erhielten sie ein Kämmerchen im hintern Raume, und dort schliefen sie, damit nicht ihr Benehmen ihre Worte Lügen strafe, miteinander in einem ganz kleinen Bette. Auf diese Weise geschah etwas, was bei ihrer Abreise von Rhodus weder das eine noch das andere im Sinne gehabt hatte, nämlich daß sie, verlockt von der Finsternis und der Gelegenheit und der Bettwärme, deren Kräfte nicht gering sind, der Freundschaft und der Liebe für den toten Antiochus vergaßen und, schier von gleich großer Lust hingerissen und eins das andere erregend, Hochzeit hielten, noch bevor sie Baffa, die Heimat des Zypriers, erreicht hatten; und nachdem sie dort angelangt waren, blieb die Dame bei dem Kaufmanne. Nun geschah es von ungefähr, daß dort ein Edelmann, Antigonus mit Namen, in Geschäften eintraf; so hoch auch sein Alter war, so war doch sein Sinn noch höher, sein Vermögen aber nur gering, weil ihm das Glück in vielen Unternehmungen, deren

er sich im Auftrage des Königs von Zypern unterzogen hatte, zuwider gewesen war. Der ging eines Tages, als der zyprische Kaufmann just mit Waren nach Armenien gereist war, bei dem Hause, wo die schöne Dame wohnte, vorüber und bekam sie von ungefähr an einem Fenster zu Gesichte; ihrer Schönheit halber begann er seinen Blick auf sie zu heften, und schon kam ihn auch die Erinnerung an, er müsse sie schon einmal gesehn haben, ohne daß er sich aber in irgendeiner Weise hätte erinnern können, wo. Die schöne Dame, die sich jetzt, nachdem sie lange der Spielball des Schicksals gewesen war, dem Ziele näherte, wo ihre Leiden ein Ende haben sollten, erinnerte sich, als sie Antigonus sah, daß sie ihn in Alexandrien im Dienste ihres Vaters als einen keineswegs geringen Mann gesehn hatte; da darob jäh in ihr die Hoffnung erwachte, durch seinen Rat noch in den königlichen Stand zurückkehren zu können, benutzte sie die Gelegenheit, daß ihr Kaufmann abwesend war, und ließ Antigonus, so rasch es ihr möglich war, rufen. Er kam, und sie fragte ihn schüchtern, ob er, wie sie glaube, Antigonus von Famagusta sei. Antigonus antwortete mit ja und sagte weiter: „Ich glaube Euch zu kennen, Madonna, kann mich aber nicht entsinnen, woher; darum bitte ich Euch, daß Ihr mir, wenn es Euch nicht unangenehm ist, ins Gedächtnis rufet, wer Ihr seid.“ Als die Dame hörte, daß er es wirklich war, fiel sie ihm heftig weinend um den Hals und fragte den höchlich Verwunderten nach einer Weile, ob er sie

nicht in Alexandrien gesehn habe. Kaum hatte Antigonus diese Frage gehört, so erkannte er auch schon in ihr Alatiel, die Tochter des Sultans, von der man glaubte, daß sie im Meere umgekommen sei, und wollte ihr die schuldige Ehrerbietung erweisen; sie aber litt es nicht und bat ihn, sich ein bißchen zu ihr zu setzen. Antigonus tat es und fragte sie ehrerbietig, wie und wann und woher sie hieher gekommen sei, wo doch ganz Ägypten überzeugt gewesen sei, sie wäre schon vor mehrern Jahren im Meere ertrunken. Die Dame sagte zu ihm: „Ich wünschte, es wäre so, statt daß ich ein solches Leben hätte führen müssen, wie ich es habe führen müssen, und ich glaube, mein Vater würde dasselbe wünschen, wenn er es je erführe;“ und nach diesen Worten begann sie von neuem bitterlich zu weinen. Darum sagte Antigonus zu ihr: „Verzagt nicht zu früh, Madonna: erzählt mir, wenn es Euch beliebt, Euere Schicksale und wie Euer Leben gewesen ist; vielleicht ist die Sache nicht so arg, daß wir ihr nicht mit Gottes Hilfe eine günstige Wendung geben könnten.“ „Als ich dich sah, Antigonus,“ sagte die schöne Dame, „war es mir so, als hätte ich meinen Vater gesehn, und die zärtliche Liebe, die ich ihm schulde, hat mich vermocht, mich dir zu entdecken, obwohl ich mich hätte verborgen halten können, und wenig Leute wären gewesen, bei deren Anblick ich eine solche Freude gehabt hätte, wie die, dich vor jedem andern erblickt und erkannt zu haben; und darum will ich dir wie einem Vater alles entdecken, was ich bei meinem unseligen

Geschicke immer verheimlicht habe. Siehst du dann, wann du es gehört hast, irgendein Mittel, mich in meinen frühern Stand zurückzuversetzen, so bitte ich dich, es anzuwenden, siehst du keins, so bitte ich dich, nie jemand zu sagen, daß du mich gesehn oder von mir etwas gehört hast.“ Nach diesen Worten erzählte sie ihm, immer unter Tränen, alles, was ihr seit dem Schiffbruche bei Majorka bis zu diesem Augenblicke zugestoßen war. Darüber begann Antigonus vor Rührung zu weinen; und nach einigem Nachdenken sagte er: „Da es bei Euerm Mißgeschicke verborgen geblieben ist, wer Ihr seid, Madonna, so übernehme ich es, Euch Euerm Vater wiederzugeben, dem Ihr teuerer sein sollt als je, und Euch auch zur Gemahlin des Königs von Algarbien zu machen.“ Und da sie ihn fragte, wieso, setzte er ihr alles ordnungsgemäß auseinander; und damit sich nicht aus einem Verzuge Zwischenfälle einstellen könnten, kehrte er alsbald nach Famagusta zurück und begab sich zum Könige, und zu dem sagte er: „Herr, wenn es Euch beliebte, so könntet Ihr zu gleicher Zeit Euch eine große Ehre und mir, der ich um Euch arm bin, einen großen Vorteil bereiten, ohne daß es Euch viel kostete.“ Der König fragte wieso. Nun sagte ihm Antigonus: „In Baffa ist die schöne junge Tochter des Sultans angekommen, von der lange das Gerücht gegangen ist, sie sei ertrunken; um ihre Ehre zu bewahren, hat sie lange gar großes Ungemach gelitten, und jetzt ist sie in dürftigen Umständen und begehrt zu ihrem Vater

heimzukehren. Wenn es Euch recht wäre, sie ihm unter meiner Hut zu schicken, so wäre das für Euch eine große Ehre und für mich ein großer Nutzen; und ich glaube nicht, daß der Sultan einen solchen Dienst je vergäße.“ Von königlichem Edelsinne geleitet, antwortete der König sogleich, daß es ihm recht sei; und er ließ sie ehrenvoll abholen und nach Famagusta geleiten, und dort wurde sie von ihm und der Königin mit großartigen Ehren und festlichem Gepränge empfangen. Als sie dann von dem Königspaare über ihre Erlebnisse befragt wurde, antwortete sie nach der Unterweisung, die sie von Antigonus erhalten hatte, und erzählte alles auf diese Art. Und einige Tage später schickte sie der König auf ihre Bitte mit einem schönen, ehrenvollen Geleite von Männern und Frauen unter Führung von Antigonus dem Sultan zurück; ob sie von diesem mit Jubel empfangen worden ist, darum frage niemand, und Antigonus und seiner Gesellschaft geschah wie ihr. Nachdem dann die Dame einige Tage der Ruhe gepflegt hatte, wollte der Sultan wissen, wieso sie am Leben geblieben sei und wo sie so lange verweilt habe, ohne ihn jemals etwas wissen zu lassen, wie es ihr ergehe. Nun begann die Dame, die die Unterweisungen von Antigonus wohl im Gedächtnis behalten hatte, zu ihrem Vater also zu sprechen: „Es war etwa am zwanzigsten Tage nach meiner Abreise, Vater, als eines Nachts unser Schiff, durch einen wilden Sturm leck geworden, an einen Strand im Westen getrieben wurde, nahe bei einem Orte,

der Aiguesmortes heißt; und was aus den Männern, die auf dem Schiffe waren, geworden ist, weiß ich nicht, sondern ich erinnere mich nur, daß bei Tagesanbruch die Einheimischen, die das geborstene Schiff gesehn hatten, aus der ganzen Gegend gelaufen kamen, um es auszuplündern, und daß ich, die ich schier wie vom Tode wieder zum Leben erwacht war, mit zweien meiner Frauen ans Ufer gebracht wurde, worauf uns alsbald etliche Jünglinge packten und uns, der eine die, der andere die andere, nach verschiedenen Richtungen davonschleppten. Was aus meinen Frauen geworden ist, habe ich nie erfahren; mich packten trotz meinem Widerstreben zwei Jünglinge und schleiften mich, obwohl ich immerfort weinte, bei den Flechten dahin. Eben wollten sie mich über eine Straße in einen großen Wald schleifen, als vier Männer zu Pferde daherkamen; kaum hatten sie die gesehn, so ließen sie auch schon ab von mir und nahmen Reißaus. Die vier, die mich ihrem Aussehn nach gar würdige Männer zu sein deuchten, sprengten, als sie das sahen, zu mir hin und fragten mich viel, und ich sagte viel, aber sie verstanden mich ebensowenig wie ich sie. Nachdem sie lange Rat gehalten hatten, setzten sie mich auf eins von ihren Pferden und brachten mich in ein Kloster von Frauen, die nach ihrem Gesetze in einem Orden leben; was die vier dort gesagt haben, weiß ich nicht, aber ich wurde von allen gütig aufgenommen und immer ehrenvoll behandelt und habe dann mit ihnen zusammen eine lange Zeit dem

heiligen Hartschalk im tiefen Tale gedient, der der Liebling der Frauen dieses Landes ist. Als ich eine Weile bei ihnen gewesen war und mir schon ihre Sprache ein wenig angeeignet hatte, fragten sie mich, wer ich sei und woher: da ich wußte, wo ich war, und fürchtete, sie könnten mir, wenn ich die Wahrheit sagte, als einer Feindin ihres Glaubens die Tür weisen, antwortete ich, ich sei die Tochter eines angesehnen Edelmanns in Zypern, und als er mich zu meinem Gatten nach Kreta geschickt habe, seien wir hierher verschlagen worden und hätten Schiffbruch gelitten. Und ich habe in vielen Stücken aus Furcht vor schlimmerm Schaden ihre Gebräuche eingehalten. Als mich dann ihre Oberin, die sie Äbtissin nennen, fragte, ob ich nach Zypern heimkehren wolle, antwortete ich, daß das mein sehnlichster Wunsch sei; weil sie aber um meine Ehre besorgt war, wollte sie mich niemand, der nach Zypern reiste, anvertrauen, bis endlich, es sind etwa zwei Monate her, etliche vornehme französische Edelleute mit ihren Frauen, deren eine eine Muhme der Äbtissin war, ins Kloster kamen. Als die Äbtissin vernahm, daß sie auf dem Wege nach Jerusalem waren, um das Grab zu besuchen, worein der, den sie für Gott halten, nach seiner Ermordung durch die Juden gelegt worden ist, befahl sie mich ihnen und bat sie, mich in Zypern meinem Vater zu übergeben. Wie mich diese Edelleute geehrt haben und wie freundlich ich von ihnen und ihren Damen aufgenommen worden bin, das zu erzählen wäre eine lange Geschichte. Wir

bestiegen also ein Schiff und kamen nach mehrern Tagen in Baffa an; schon sah ich mich am Ende meiner Reise, ohne, weil ich niemand kannte, zu wissen, was ich den Edelleuten hätte sagen sollen, die mich, wie ihnen die würdige Dame aufgetragen hatte, meinem Vater übergeben wollten, als mir Gott, der vielleicht Mitleid mit mir empfand, just in dem Augenblicke, wo wir in Baffa ans Land stiegen, am Ufer Antigonus zu Gesichte brachte, und den rief ich auf der Stelle an und sagte ihm, um nicht von den Edelleuten und ihren Damen verstanden zu werden, in unserer Sprache, er solle mich als seine Tochter empfangen. Er verstand mich alsbald: und nachdem er mich jubelnd begrüßt hatte, erwies er den Edelleuten und ihren Damen alle Ehren, soweit es seine ärmlichen Umstände zuließen, hierauf führte er mich zum Könige von Zypern, und der hat mich mit solchen Ehren empfangen und Euch zugeschickt, daß ich sie nimmer erzählen könnte. Wenn noch etwas zu sagen übrig ist, so möge es Antigonus erzählen, der dies mein Schicksal zu often Malen von mir gehört hat.“ Nun wandte sich Antigonus zum Sultan und sagte: „Herr, sie hat alles so gesagt, wie sie es mir mehrere Male gesagt hat und wie es mir die Edelleute und Damen, mit denen sie gekommen ist, gesagt haben. Nur eines hat sie zu sagen unterlassen, und das, glaube ich, nur deswegen, weil es ihr nicht gut ansteht, es selbst zu sagen; und das ist das, was diese Edelleute und Damen, mit denen sie gekommen ist, von dem ehrbaren

Leben, das sie bei den Nonnen geführt hat, und von ihrer Tugend und ihren preislichen Sitten gesagt haben, und wie die Damen und Männer geweint und geklagt haben, als sie, nachdem sie sie mir zurückgegeben haben, von ihr geschieden sind. Wollte ich alles, was sie mir gesagt haben, ausführlich wiederholen, so würde, vom heutigen Tage gar nicht zu reden, aber auch die kommende Nacht nicht ausreichen; nur so viel will ich noch sagen, daß Ihr Euch nach dem, was die Worte dieser Leute kundgetan haben und was ich außerdem habe sehn können, rühmen dürft, unter allen Herren, die heute eine Krone tragen, nicht nur die schönste, sondern auch die ehrbarste und trefflichste Tochter zu haben.“ Über diese Dinge wundersam erfreut, bat der Sultan Gott zu mehrern Malen, ihm die Gnade zu gewähren, daß er sich gegen jeden, welcher seiner Tochter Ehre erwiesen habe, und sonderlich gegen den König von Zypern, der sie ihm ehrenvoll zurückgeschickt hatte, auf würdige Weise erkenntlich zeigen könne; und einige Tage später gab er Antigonus, dem er köstliche Geschenke hatte reichen lassen, Urlaub, nach Zypern heimzukehren, und stattete dem Könige durch Briefe und besondere Gesandte den verbindlichsten Dank ab für das, was er seiner Tochter getan hatte. Da er nach all diesem wollte, daß das Begonnene durchgeführt werde, nämlich daß sie die Gemahlin des Königs von Algarbien werde, machte er dem die ganze Geschichte zu wissen und schrieb ihm überdies, er solle, wenn ihm an ihrem Besitze

etwas liege, um sie schicken. Darüber war der König von Algarbien ganz glücklich; er schickte in ehrenvoller Weise um sie und empfing sie mit herzlicher Freude. Und sie, die mit acht Männern vielleicht zehntausendmal geschlafen hatte, legte sich als Jungfrau zu ihm und machte ihm weis, sie sei es; und dann lebte sie lange als Königin in Freuden mit ihm. Und darum sagt man: ein geküßter Mund büßt nichts ein, sondern erneut sich wie der Mond.

ACHTE GESCHICHTE

Der Graf von Antwerpen geht einer falschen Anklage wegen ins Elend und läßt seine zwei Kinder an verschiedenen Orten in England; als er später unerkannt wiederkehrt, findet er sie in glücklichen Umständen. Er zieht als Stallknecht mit dem Heere des Königs von Frankreich; da er als unschuldig erkannt wird, erhält er seine frühere Stellung wieder.

VIEL war von den Damen bei den verschiedenen Abenteuern der schönen Dame geseufzt worden: aber wer weiß den Grund dieser Seufzer? Vielleicht war eine oder die andere unter ihnen, die nicht minder aus Verlangen nach also häufigen Hochzeiten, als aus Mitleid mit der Dame geseufzt hat. Aber sei dem, wie es wolle, als über die letzten Worte Panfilos genugsam gelacht worden war und die Königin aus ihnen erkannt hatte, daß seine Geschichte zu Ende war, kehrte sie sich zu Elisa und trug ihr auf, mit einer der ihrigen in der Reihe fortzufahren.

Die tat es freudig und begann: Es ist ein weites Feld, wo wir uns heute ergehn, und jeder könnte gar leichtlich nicht um einen, sondern um zehn Ringe rennen, so zahlreich sind die seltsamen und harten Lose, die das Geschick den Menschen bereitet; aus dieser ungeheuern Menge hebe ich also eines heraus und sage:

Daß zu der Zeit, wo das Kaisertum von den Franken an die Deutschen übergegangen war, zwischen den beiden Völkern eine gewaltige Fehde und ein ununterbrochener grimmiger Krieg entstanden sind. Dieser Umstände halber rüsteten der König von Frankreich und sein Sohn, sowohl zur Verteidigung des eigenen Landes als auch um das andere anzugreifen, mit aller Anstrengung ihres Reiches und dann auch mit der Hilfe, die ihre Freunde und Verwandten stellen konnten, ein großes Heer aus, mit dem sie gegen die Feinde ins Feld ziehen wollten; und bevor sie auszogen, übertrugen sie die oberste Gewalt in dem Königreiche, daß sie nicht ohne Leitung lassen wollten, als einem Reichsverweser an ihrer Statt dem Grafen Gautier von Antwerpen, den sie als einen edeln und klugen Mann und ihren ergebenen Freund und Diener kannten und der ihnen, obwohl er in der Kriegskunst wohl erfahren war, doch mehr für ein gemächliches Amt als für die Beschwerden des Feldes zu taugen schien. Nachdem sie ihre Straße gezogen waren, begann sich Gautier mit Sinn und Verstand dem ihm anvertrauten Amte zu widmen, indem er in allen Stücken mit der

Königin und ihrer Schnur Rat pflegte; und obgleich sie seiner Hut und Gewalt befohlen waren, ehrte er sie stets untertänig als seine Herrinnen. Gautier war schön von Leibe, etwa vierzig Jahre alt und so artig und wohlgesittet, wie nur immer ein Edelmann sein kann, und überdies war er der anmutigste und liebenswürdigste Ritter, den man damals kannte, und hielt wie kein anderer auf Schmuck der Kleidung; seine Frau war schon gestorben und hatte ihm nur zwei kleine Kinder, ein Söhnchen und ein Töchterchen, hinterlassen. Indem er nun, während der König von Frankreich und dessen Sohn im Kriege waren, oft den Hof der besagten Damen besuchte, um die Angelegenheiten des Reiches mit ihnen zu besprechen, geschah es, daß die Gemahlin des Sohnes des Königs ein Auge auf ihn warf und sich, weil sie seine Gestalt und seine Sitten entzückt betrachtete, insgeheim glühend in ihn verliebte; und da sie sich jung und frisch wußte und ihn ohne Gattin sah, dachte sie, es werde ihr leicht sein, an das Ziel ihrer Wünsche zu gelangen, und beschloß ihre Scham, die ihrer Meinung nach das einzige Hindernis war, gänzlich zu verbannen und sich ihm zu entdecken. Und als sie eines Tages allein war und ihr die Zeit günstig schien, schickte sie um ihn, als ob sie mit ihm hätte über andere Dinge sprechen wollen. Der Graf, dessen Gedanken nicht im mindesten mit den ihrigen übereinstimmten, ging ohne Verzug zu ihr und setzte sich auf ihren Wunsch mit ihr auf ein Ruhebett in einem Gemache, wo sie allein waren;

zweimal hatte er sie schon um den Grund gefragt, warum sie ihn habe kommen lassen, aber keine Antwort erhalten, bis sie endlich, von der Liebe überwältigt, purpurrot vor Scham und schier weinend und am ganzen Leibe zitternd, mit gebrochenen Worten also zu reden begann: „Mein süßer, teuerster Freund und Herr, Ihr seid ein zu kluger Mann, um nicht zu wissen, wie groß die Gebrechlichkeit der Männer und der Frauen ist und daß sie aus mancherlei Gründen bei der einen größer ist als bei der andern, weshalb ja auch ein gerechter Richter verschieden gearteten Leuten für dasselbe Vergehn nicht dieselbe Strafe zuerkennen darf. Wer wird denn bestreiten wollen, daß es bei einem armen Manne oder bei einem armen Weibe, die ihres Lebens Notdurft im Schweiße ihres Angesichts erwerben müssen, härter zu tadeln ist, wenn sie den Verlockungen der Liebe gehorchen, als bei einer Frau, die reich und müßig ist und der nichts abgeht, was ihre Sehnsucht heischt? sicherlich niemand. Aus diesem Grunde meine ich, daß diese Umstände der Frau, bei der sie zutreffen, sehr zur Entschuldigung dienen müssen, wenn sie sich von ungefähr zur Liebe hinreißen läßt; und was noch zur völligen Entschuldigung fehlt, das tut die Wahl des Geliebten, wenn sie auf einen klugen und wackern Mann gefallen ist. Weil nun nach meinem Dafürhalten beides in mir vorhanden ist und weil dazu noch viel andere Gründe kommen, die mich zur Liebe verleiten, zum Beispiele meine Jugend und die Abwesenheit meines Gatten, so muß das alles zu meinen

Gunsten zusammenwirken, um meine inbrünstige Liebe vor Euern Augen zu rechtfertigen; und hat das bei Euch den Erfolg, den es bei klugen Männern haben muß, so bitte ich Euch, mir in meinem Anliegen Rat und Hilfe zu leihen. Ich kann es nämlich nicht leugnen, daß ich mich, wegen der Abwesenheit meines Gatten unfähig, dem Stachel des Fleisches und der Macht der Liebe zu widerstehn, die von einer solchen Kraft sind, daß sie die stärksten Männer, geschweige denn die zarten Frauen, zu often Malen überwunden haben und alltäglich überwinden, daß ich mich also in der müßigen Gemächlichkeit, in der Ihr mich seht, habe hinreißen lassen, den Wonnen der Liebe nachzugeben und verliebt zu werden; und obwohl ich einsehe, daß meine Neigung, wenn sie bekannt würde, nicht ehrbar wäre, so finde ich doch, wenn sie verborgen ist und bleibt, nichts Unehrbares darin: Amor ist mir ja so gnädig gewesen, daß er mir die Einsicht, die bei der Wahl eines Geliebten vonnöten ist, nicht nur nicht genommen, sondern in reichlichem Maße verliehen hat, indem er mir Euch als den Mann gezeigt hat, der es verdient, von einer Dame, wie ich bin, geliebt zu werden. Wenn ich nicht in einer Täuschung befangen bin, so seid Ihr der schönste, der anmutigste, der liebenswürdigste und der klügste Ritter, der im Königreiche der Franken erfunden werden kann; und so wie ich sagen kann, daß ich ohne Gatten bin, so seid Ihr ohne Gattin. Darum bitte ich Euch bei der heißen Liebe, die ich zu Euch trage, versagt mir die Euerige nicht

und erbarmt Euch meiner Jugend, die sich wahrlich um Euch verzehrt, wie Eis am Feuer.“ Und nach diesen Worten wurde sie von einem Tränenstrome unterbrochen, so daß sie trotz ihrer Absicht, ihn noch mehr mit Bitten zu bestürmen, nicht weiterreden konnte, sondern weinend und ihrer Gefühle schier nicht mehr mächtig mit dem Gesichte voran an die Brust des Grafen sank. Der Graf, der ein gar getreuer Ritter war, begann ihr diese törichte Liebe mit scharfem Tadel zu verweisen und stieß sie, die ihm um den Hals fallen wollte, zurück; und er bewährte es ihr mit seinem Eide, er werde sich lieber vierteilen lassen, als sich zu einem solchen Anschlage wider die Ehre seines Herrn herzugeben oder ihn von einem andern zu dulden. Kaum hatte das die Dame gehört, so war auch schon ihre Liebe vergessen und sie sagte, in wilder Wut entbrannt: „So soll ich denn auf diese Weise meines Verlangens halber von Euch verhöhnt werden, nichtswürdiger Ritter? Da sei Gott vor, daß ich nicht ein Mittel fände, Euch sterben zu lassen, wie Ihr mich sterben lassen wollt, oder Euere Hinrichtung zu erzwingen!“ Und nach diesen Worten fuhr sie sich auch schon mit den Händen in die Haare, um sie sich zu zerraufen und auszureißen, zerriß sich die Kleider auf der Brust und begann aus Leibeskräften zu schreien: „Zu Hilfe, zu Hilfe! der Graf von Antwerpen will mir Gewalt antun!“ Als das der Graf sah, sprang er auf, so rasch er nur konnte, weniger weil es ihm sein Gewissen geraten hätte, als aus Furcht vor dem

höfischen Neide, von dem er besorgte, daß er der Bosheit der Dame mehr Glauben verschaffen werde als seiner Unschuld; er lief aus dem Gemache und aus dem Palaste und floh in sein Haus. Dort stieg er, ohne erst lange zu überlegen, mit seinen Kindern zu Pferde und brach schleunigst nach Calais auf. Auf den Lärm der Dame waren viele hingelaufen; als die sie in diesem Zustande sahen und die Ursache ihres Schreiens hörten, schenkten sie deswegen nicht nur ihren Worten vollen Glauben, sondern setzten auch noch hinzu, daß sich der Graf nur deshalb so lange liebenswürdig und zierlich betragen habe, um zu diesem Ziele zu gelangen. Voller Wut liefen sie zu dem Hause des Grafen, um ihn zu verhaften; da sie ihn aber nicht antrafen, plünderten sie das Haus völlig aus und zerstörten es bis auf den Grund. Die Zeitung kam entstellt, wie sie erzählt wurde, zu dem Könige und seinem Sohne ins Feld; arg erbost verurteilten die ihn und seine Nachkommen zu ewiger Verbannung und setzten eine hohe Belohnung für den aus, der ihn ihnen lebend oder tot bringen werde. Der Graf, der sehr bekümmert war, weil er sich als Unschuldiger durch seine Flucht zum Schuldigen gemacht hatte, kam mit seinen Kindern, ohne daß er sich zu erkennen gegeben hätte oder erkannt worden wäre, nach Calais, setzte alsbald nach England über und begab sich in ärmlicher Kleidung nach London: bevor er aber die Stadt betrat, unterwies er die zwei Kinder mit vielen Worten und sonderlich in zwei Dingen: einmal, daß sie die Armut, worein sie das

Schicksal zugleich mit ihm ohne Schuld gestürzt habe, geduldig ertragen sollten, und dann, daß sie sich, wenn ihnen ihr Leben lieb sei, in acht nehmen sollten, irgendwem zu entdecken, woher und wessen Kinder sie seien. Der Sohn, der Louis hieß, war etwa neun Jahre alt, und die Tochter, deren Name Violante war, etwa sieben; für dieses zarte Alter faßten sie die Unterweisungen ihres Vaters sehr gut auf, wie sie es denn später durch die Tat bewiesen. Und um es ihnen leichter zu machen, glaubte er ihre Namen ändern zu müssen und tat es, und er nannte den Knaben Pierrot und das Mädchen Jeannette; und nachdem sie in ihrer ärmlichen Kleidung nach London gekommen waren, verlegten sie sich darauf, Almosen heischen zu gehn, wie wir es diese französischen Bettler tun sehn. Und als sie in dieser Absicht eines Morgens von ungefähr an einer Kirche standen, geschah es, daß eine Dame, die die Gemahlin eines der Marschälle des Königs von England war, beim Austritte aus der Kirche den Grafen und seine zwei Kinder sah, die Almosen heischten; da fragte sie ihn, woher er sei und ob das seine Kinder seien. Er antwortete ihr, daß er aus der Pikardie sei und wegen eines Verbrechens seines ungeratenen ältern Sohnes mit diesen beiden, die auch seine Kinder seien, habe fliehen müssen. Die Dame, die ein mitleidiges Herz hatte, faßte das Mägdlein ins Auge und sagte, weil ihr die ob ihrer Schönheit und Artigkeit und Zutraulichkeit wohl gefiel: „Wenn du einverstanden bist, guter Mann, mir deine Tochter zu lassen, so

werde ich sie gern nehmen, weil ihr Aussehn viel Gutes verspricht; und wenn sie sich gut aufführen wird, so werde ich sie zur schicklichen Zeit so verheiraten, daß es ihr wohl ergehn wird.“ Dieses Anerbieten gefiel dem Grafen sehr, so daß er augenblicklich ja sagte; er übergab sie ihr mit Tränen in den Augen und befahl sie ihrer Güte. Und da er seine Tochter also untergebracht hatte – bei wem, wußte er genau –, beschloß er, nicht länger in London zu bleiben: er durchstrich bettelnd die Insel und kam so, nicht ohne große Beschwerlichkeit, weil er nicht gewohnt war, zu Fuß zu gehn, mit Pierrot nach Wallis. Dort war ein anderer Marschall des Königs, der ein ansehnliches Hauswesen und viel Dienerschaft hielt; und an dessen Hofe fand sich der Graf zuweilen mit seinem Sohne des Essens halber ein. Nun hatte der Marschall einen Sohn, und da der mit andern Knaben von Edelleuten jugendliche Spiele trieb, wie Laufen und Springen, begann sich Pierrot zu ihnen zu gesellen, und er zeigte sich in jeder Fertigkeit ebenso gewandt wie die andern oder noch gewandter. Der Marschall sah ihnen ein und das andere Mal zu; und weil er an der Art und dem Betragen des Knaben viel Gefallen fand, fragte er, wer er sei. Es wurde ihm gesagt, er sei der Sohn eines armen Mannes, der manchmal um Almosen komme. Nun ließ der Marschall den Knaben von seinem Vater verlangen, und der Graf, der Gott um nichts andres gebeten hatte, überließ ihn ihm willig, obwohl es ihm schwer war, sich von ihm zu trennen. Nachdem also

der Graf den Sohn und die Tochter versorgt hatte, gedachte er sich nicht länger in England aufzuhalten, sondern machte, daß er nach Irland hinüberkam; und als er nach Stamford gelangt war, verdang er sich einem Ritter eines Grafen auf dem Lande als Knecht und verrichtete jeden Dienst, der einem Knechte oder einem Stallburschen obliegen kann. Dort blieb er, ohne jemals von irgendwem erkannt zu werden, unter großem Ungemach und bei harter Mühe lange Zeit. In dieser Zeit wuchs Violante, die nun Jeannette hieß, bei der Edeldame in London an Jahren, Leib und Schönheit und erwarb sich die Gunst der Dame und ihres Gemahls ebenso wie die aller Leute, die im Hause waren oder sie sonst kannten, in einem solchen Maße, daß es wundersam war, es zu sehn, und niemand, der ihr sittsames Wesen beobachtet hatte, sagte etwas andres, als daß sie des größten Glückes und der höchsten Ehre wert sei. Aus diesem Grunde hatte auch die Edeldame, die über sie nie mehr hatte erfahren können, als was ihr von ihrem Vater, der sie ihr übergeben hatte, mitgeteilt worden war, den Vorsatz gefaßt, sie ihrem vermeintlichen Stande gemäß zu verheiraten. Aber Gott, der als gerechter Beurteiler der menschlichen Verdienste ihre adelige Geburt erwog und daß sie für anderer Fehler unschuldig büßte, beschloß anders: und es ist wohl glaublich, daß er das, was nun geschah, in seiner Güte zugelassen hat, um das edle Fräulein nicht einem niedrigen Manne in die Hände fallen zu lassen. Die Edeldame, bei der Jeannette

weilte, hatte von ihrem Gemahle einen einzigen Sohn, den sie und sein Vater herzlich liebten, nicht nur weil er ihr Kind war, sondern auch weil er, der an Sitte und Trefflichkeit und Wohlgestalt nicht seinesgleichen hatte, ihre Liebe wegen seiner Tugenden und Vorzüge verdiente. Er war etwa sechs Jahre älter als Jeannette und fand sie so schön und anmutig, daß er sich glühend in sie verliebte und nichts sonst mehr sah als sie. Weil er aber der Meinung war, sie sei von geringer Abkunft, so getraute er sich nicht nur nicht, sie von seinen Eltern zur Gattin zu erbitten, sondern hielt auch seine Liebe aus Furcht vor dem Vorwurfe, daß er sich darin erniedrigt habe, so geheim, wie es ihm nur möglich war; und dies entflammte ihn mehr, als wenn er sie entdeckt hätte. So geschah es, daß er vor übermäßiger Leidenschaft schwer krank wurde. Obwohl die vielen Ärzte, die zu seiner Heilung gerufen worden waren, sein Wasser zu mehrern Malen untersucht hatten, vermochten sie doch die Krankheit nicht zu erkennen und verzweifelten allesamt an seiner Genesung. Darüber waren seine Eltern so betrübt und niedergeschlagen, wie man nur sein kann, und fragten ihn öfter mit beweglichen Bitten um die Ursache seines Leidens; er aber antwortete entweder nur mit Seufzern oder sagte, er fühle, daß er sich gänzlich verzehre. Als nun eines Tages ein gar junger, aber in der Wissenschaft gründlich bewanderter Arzt bei ihm saß und seinen Arm dort hielt, wo sie nach dem Pulse fühlen, geschah es, daß Jeannette, die ihn seiner

Mutter zuliebe sorglich pflegte, aus irgendeinem Anlasse in das Gemach trat, wo er lag. Kaum sah er sie, so fühlte er, ohne daß er ein Wort geredet oder sich irgendwie bewegt hätte, die Liebesflamme in seinem Herzen höher lodern, so daß sein Puls schneller zu schlagen begann als sonst; der Arzt bemerkte es sogleich, verhielt sich aber trotz seinem Erstaunen still, um zu sehn, wie lange dieses Schlagen dauern werde. Jeannette verließ das Gemach, und der Puls ging wieder ruhig; das nahm der Arzt für einen Anhaltspunkt, wo die Ursache der Krankheit zu suchen sei. Ohne den Arm des Kranken auszulassen, befahl er nach einer Weile unter dem Vorwande, er wolle sie um etwas fragen, Jeannette zu rufen, und sie kam augenblicklich; kaum war sie in das Gemach getreten, so begann auch schon der Puls des jungen Mannes zu klopfen, und als sie sich entfernte, ließ er nach. Nunmehr glaubte der Arzt seiner Sache völlig sicher zu sein; er erhob sich und nahm die Eltern des jungen Mannes beiseite und sagte zu ihnen: „Die Genesung Euers Sohnes hängt nicht von der Hilfe der Ärzte ab, sondern liegt in den Händen Jeannettes, die er, wie ich aus gewissen Zeichen klar erkannt habe, glühend liebt, obwohl sie nach dem, was ich sehe, nichts davon ahnt. Nun wißt Ihr, was Ihr zu tun habt, wenn Euch sein Leben lieb ist.“ Der Edelmann und seine Gemahlin waren, als sie das hörten, wohl zufrieden, weil sich also doch ein Mittel zu seiner Rettung gefunden hatte, wenn sie auch von der Aussicht, ihm Jeannette zur Gattin geben zu müssen, sehr

bedrückt waren. Sie begaben sich also, nachdem der Arzt weggegangen war, zu dem Kranken, und die Dame sagte zu ihm: „Nie hätte ich es geglaubt, mein Sohn, daß du mir irgendeinen Wunsch von dir verhehlen werdest, und sonderlich nicht, wenn du siehst, daß du dadurch, daß er unerfüllt bleibt, zugrunde gehst; du hättest doch sicher sein können und kannst sicher sein, daß es, wenn es dich zufriedenzustellen gilt, nichts gibt, was ich, auch wenn es nicht ganz ehrbar wäre, nicht ebenso täte, wie ich es um meiner selbst willen täte. Da du mir aber trotzdem nichts gesagt hast, so war der Herrgott mitleidiger mit dir als du selber und hat mir, auf daß du nicht an dieser Krankheit sterbest, ihre Ursache gewiesen, und die ist nichts andres als eine übermäßige Liebe, die du zu einem Mädchen trägst. Und das offen zu sagen, hättest du dich nicht zu schämen brauchen, weil das dein Alter verlangt und weil ich nicht viel von dir hielte, wenn du dich nicht verliebt hättest. Fürchte dich also nicht vor mir, mein Sohn, sondern entdecke mir ruhig alle deine Wünsche; und die Schwermut tu ab von dir geradeso wie die Bedenken, die du hast und die an deiner Krankheit schuld sind, und fasse Mut und sei überzeugt, daß du mir zu deiner Befriedigung nichts auftragen kannst, was ich nicht, da ich dich mehr liebe als mein Leben, nach meinen Kräften täte. Verbanne die Scham und die Angst und sage mir, ob ich deine Liebe irgendwie fördern kann; und findest du dann nicht, daß ich alles aufbiete, um dich an dein Ziel zu bringen,

so schilt mich die grausamste Mutter, die je einen Sohn geboren hat.“ Zuerst schämte sich der junge Mann, als er die Worte seiner Mutter hörte; da er aber dann bedachte, daß es niemand besser als sie vermöge, sein Verlangen zu stillen, ließ er seine Scham fahren und sagte zu ihr: „Nichts andres, Frau Mutter, hat mich bestimmt, meine Liebe geheimzuhalten, als daß ich bei den meisten Leuten bemerkt habe, daß sie sich, wann sie bejahrt sind, nicht mehr erinnern wollen, daß sie einmal jung gewesen sind. Da ich Euch aber hierin so verständig sehe, so will ich nicht nur nicht leugnen, daß das, dessen Ihr, wie Ihr sagt, innegeworden seid, wahr ist, sondern werde Euch auch die nennen, die ich liebe, unter der Bedingung jedoch, daß Ihr mir Euer Versprechen nach Kräften erfüllt, weil Ihr mich nur so gesund machen könnt.“ Und die Dame, die allzusehr auf etwas vertraute, was ihr so, wie sie dachte, nicht gelingen sollte, antwortete fröhlich, er solle ihr dreist alle seine Wünsche eröffnen; sie werde sich ohne jeglichen Verzug alle Mühe geben, ihm Befriedigung zu verschaffen. „Frau Mutter,“ sagte nun der junge Mann, „die große Schönheit und das preisliche Betragen unserer Jeannette und die Unmöglichkeit, sie auf meine Liebe aufmerksam zu machen, geschweige denn, ihr Mitleid zu gewinnen, und meine Blödigkeit, die mich abgehalten hat, diese Liebe jemand zu entdecken, haben mich so weit gebracht, wie Ihr seht; und wenn das, was Ihr mir versprochen habt, auf die eine oder die andere Weise unerfüllt bleibt,

so könnt Ihr sicher sein, daß ich nicht mehr lange leben werde.“ Die Dame, der in diesem Augenblicke tröstlicher Zuspruch mehr am Platze schien als Vorwürfe, sagte lächelnd: „Deswegen also, mein Sohn, hast du dich krank werden lassen? Tröste dich, und wann du gesund sein wirst, so laß mich machen.“ Froher Hoffnung voll, wies der junge Mann in ganz kurzer Zeit Zeichen entschiedener Besserung auf, und die Dame, die darüber ganz glücklich war, entschloß sich zu versuchen, wie sie ihr Versprechen einhalten könne. Nachdem sie sich daher eines Tages Jeannette hatte rufen lassen, fragte sie sie, freundlich scherzend, ob sie einen Liebsten habe. Jeannette, die übers ganze Gesicht rot geworden war, antwortete: „Einem armen Mädchen, gnädige Frau, das wie ich keine Heimat hat und wie ich als Dienerin bei Fremden lebt, steht es nicht wohl an, an Liebe zu denken.“ Und die Dame sagte zu ihr: „Wenn Ihr denn keinen habt, so will ich Euch einen geben, der Lust in Euer Leben bringen und Euch erst Euerer Schönheit recht froh machen soll; ein so schönes Mädchen wie Ihr darf ja gar nicht ohne Liebsten sein.“ Und Jeannette sagte: „Ihr habt mich, gnädige Frau, der Armut meines Vaters entrissen und mich wie Euere Tochter aufgezogen, und deshalb wäre es meine Pflicht, alles zu tun, was Ihr wünscht; in diesem Stücke kann ich Euch aber nicht willfahren, und ich glaube daran wohlzutun. Wenn es Euch belieben wird, mir einen Gatten zu geben, so werde ich ihn lieben, aber einen andern nicht;

denn da mir von dem Erbe meiner Vorfahren nichts geblieben ist als die Ehrbarkeit, so will ich die hüten und bewahren, solange mein Leben währen wird.“ Diese Rede deuchte die Dame das gerade Gegenteil von dem zu besagen, worauf sie, um ihrem Sohne ihr Versprechen zu halten, hinaus wollte, obwohl sie als verständige Dame dem Mädchen innerlich vollen Beifall gab, und sie sagte: „Wie denn aber, Jeannette, wenn unser gnädiger Herr König, der ein junger Ritter ist, von deiner Liebe, weil du so ausbündig schön bist, eine Gunst wollte, würdest du sie ihm verweigern?“ Und Jeannette antwortete auf der Stelle: „Gewalt könnte mir der König antun, aber mit meiner Zustimmung würde er von mir nichts sonst erlangen, als was ehrbar ist.“ Da die Dame sah, wie ihr Sinn war, verlor sie weiter keine Worte und gedachte sie auf die Probe zu stellen: und sie sagte ihrem Sohne, sie werde sie ihm, wann er genesen sei, allein in die Kammer bringen, und dann solle er trachten, sie seinen Wünschen gefügig zu machen; denn ihr scheine es unehrbar, daß sie sich nach Art einer Kupplerin für ihn bemühen und ihr Mädchen bitten sollte. Damit war der junge Mann keineswegs zufrieden, und augenblicklich trat in seinem Befinden eine arge Verschlimmerung ein; als das die Dame sah, eröffnete sie Jeannette ihren Wunsch. Da sie die aber standhafter fand als je, erzählte sie ihrem Gemahle, was sie getan hatte, und sie beschlossen, obwohl es ihnen schwer fiel, mit gleichmäßigem Einverständnis, sie ihm zur Gattin zu

geben, weil es ihnen lieber war, ihn unter seinem Stande verheiratet und am Leben, als ohne Frau tot zu sehn; und nach vielem Hin und Wider taten sie auch so. Jeannette war es wohl zufrieden und dankte frommen Herzens dem Herrgott, daß er ihrer nicht vergessen hatte; bei alledem aber sagte sie niemals etwas andres, als daß sie die Tochter eines Pikarden sei. Der junge Mann genas und machte, seliger als je ein Mensch, Hochzeit und begann die Freuden zu genießen, die ihm ihre Liebe bot. Pierrot, der in Wallis bei dem Marschall des Königs von England verblieben war, hatte sich, ebenso heranwachsend, die Gunst seines Herrn erworben und war ein so schöner und wackerer Jüngling geworden, wie nur irgendeiner auf der Insel, so daß er weder im Turnier noch im Tjost noch in einer andern Waffentüchtigkeit im ganzen Lande seinesgleichen hatte; darum war er, den sie Pierrot den Pikarden nannten, weit und breit gekannt und wohlberufen. Und wie Gott seiner Schwester nicht vergessen hatte, so tat er auch dar, daß er sich ebenso seiner erinnerte. Denn über die Gegend kam eine todbringende Seuche und die raffte schier die Hälfte der Bevölkerung dahin, abgesehn davon, daß ein großer Teil des Restes aus Furcht in andere Gegenden floh, so daß das Land gänzlich zur Einöde geworden zu sein schien. An dieser Seuche starben auch sein Herr und dessen Gemahlin und ihr Sohn und viele Brüder und Vettern und Verwandte des Herrn, und niemand blieb übrig als eine schon mannbare Tochter des Marschalls und einige

Diener, unter diesen auch Pierrot. Als dann das Sterben etwas nachgelassen hatte, nahm das Fräulein auf den freudigen Rat einiger weniger Leute, die das Leben behalten hatten, Pierrot wegen seiner trefflichen Eigenschaften zum Gatten und machte ihn zum Herrn alles dessen, was ihr durch Erbschaft zugefallen war. Und es verstrich keine lange Zeit, so setzte der König von England, als er von dem Tode des Marschalls hörte, Pierrot den Pikarden, dessen Tüchtigkeit ihm bekannt war, an die Stelle des Verstorbenen und machte ihn zu seinem Marschall. Und das sind in Kürze die Schicksale der beiden unschuldigen Kinder, die der Graf von Antwerpen in niedriger Lage verlassen hatte. Es waren schon achtzehn Jahre verflossen, seitdem der Graf von Antwerpen aus Paris geflohen war, als ihm, der noch in Irland weilte, wo er bei einem elenden Leben viel erduldet hatte, der Wunsch kam, nun als alter Mann, wenn möglich, zu erkunden, was aus seinen Kindern geworden sei. Da er nicht nur sah, daß sich seine Gestalt gänzlich verändert hatte, sondern auch fühlte, daß er durch die lange schwere Arbeit viel kräftiger geworden war als in seiner in Muße verbrachten Jugend, so verließ er den, bei dem er lange gewesen war, begab sich in seiner dürftigen, schlechten Kleidung nach England und ging dorthin, wo er Pierrot gelassen hatte, und den fand er als Marschall und großen Herrn und sah, daß er ein gesunder und kräftiger und schöner Mann war; obwohl er darüber hocherfreut war, wollte er sich ihm doch nicht früher

zu erkennen geben, als bis er erfahren habe, wie es Jeannette ergehe. Darum machte er sich auf den Weg und rastete nicht, bevor er in London angekommen war; und als er sich dort vorsichtig um die Dame, bei der er seine Tochter gelassen hatte, und um ihr Wohlergehn erkundigte, sagte man ihm, daß Jeannette die Gattin ihres Sohnes sei. Darüber war er sehr froh und hielt nun, wo er seine Kinder am Leben und in guten Umständen gefunden hatte, all sein vergangenes Ungemach für gering; und weil er Sehnsucht hatte, seine Tochter zu sehn, begann er sich als Bettler in der Nähe ihres Hauses herumzutreiben. So bekam ihn eines Tages Jakob Lamiens – so hieß der Gemahl Jeannettes – zu Gesicht; aus Mitleid mit dem armen alten Manne befahl er einem seiner Diener, ihn ins Haus zu führen und ihm um Gottes willen zu essen zu geben, und das tat der Diener willig. Nun hatte Jeannette von Jakob schon mehrere Kinder, deren ältestes nicht über acht Jahre zählte, und sie waren die hübschesten und artigsten Kinder von der Welt. Kaum sahen sie den Grafen essen, so waren sie auch schon alle in großer Freude um ihn, als ob sie von einer geheimen Kraft getrieben geahnt hätten, daß er ihr Großvater war. Und er, der wußte, daß sie seine Enkel waren, begann sie zu liebkosen und zu herzen; darum wollten die Kinder nicht weg von ihm, obwohl sie der, der sie beaufsichtigte, rief. Da das Jeannette in einem Gemache nebenan hörte, kam sie hin und drohte ihnen mit Schlägen, wenn sie nicht täten, was ihr Hof-

meister wolle. Die Kinder begannen zu weinen und sagten, sie wollten bei dem wackern Manne bleiben, der sie viel lieber habe als ihr Hofmeister; und darüber lachten die Dame und der Graf. Der Graf war aufgestanden, keineswegs aber wie ein Vater, der seine Tochter begrüßt, sondern wie ein armer Mann, der einer Dame seine Ehrfurcht bezeigt, und hatte bei ihrem Anblicke eine wundersame Wonne im Herzen empfunden. Sie aber erkannte ihn weder damals noch später, weil er sich gegen früher gänzlich verändert hatte; denn er war ein Greis und bärtig und grauhaarig und war mager geworden und gebräunt, so daß er einem fremden Menschen ähnlicher war als dem Grafen. Und da die Dame sah, daß sich die Kinder nicht von ihm trennen wollten, sondern weinten, wenn sie entfernt werden sollten, sagte sie dem Hofmeister, er solle sie eine Weile gewähren lassen. Die Kinder waren noch bei dem wackern Manne, als Jakobs Vater heimkam und die Sache von ihrem Hofmeister erfuhr; da sagte er, weil er Jeannette nicht leiden mochte: „Laß sie gehn in des Unglücks Namen, das ihnen Gott gebe; sie bezeugen ja nur ihre Abkunft. Von der Mutter her stammen sie von einem Bettler ab und darum ist es kein Wunder, wenn sie gern bei Bettlern sind.“ Diese Worte hörte der Graf und sie kränkten ihn sehr: trotzdem ertrug er diese Unbill achselzuckend ebenso, wie er viele andere ertragen hatte. Jakob, der erfahren hatte, wie glücklich die Kinder bei dem wackern Manne, nämlich bei dem Grafen, waren, liebte sie so sehr,

daß er, obwohl ihm das sehr mißfiel, doch, um sie nicht weinen zu sehn, befahl, daß der wackere Mann, wenn er zu irgendeiner Dienstleistung dableiben wolle, aufgenommen werde. Der antwortete, er bleibe gern, verstehe aber nichts sonst, als Pferde zu warten, womit er sich sein Lebtag beschäftigt habe. Es wurde ihm also ein Pferd zugewiesen, und seine freie Zeit widmete er dem Vergnügen der Kinder. So also, wie erzählt worden ist, leitete das Schicksal den Grafen von Antwerpen und seine Kinder, als es geschah, daß der König von Frankreich, nachdem er zu often Malen mit den Deutschen Waffenstillstand geschlossen hatte, starb, und an seiner Statt wurde sein Sohn gekrönt, dessen Gemahlin schuld an der Verbannung des Grafen gewesen war. Als dann der letzte Waffenstillstand mit den Deutschen abgelaufen war, fing der König den Krieg mit frischem Ungestüm an, und der König von England schickte ihm als neuer Vetter ein zahlreiches Hilfsvolk, das unter den Befehlen seines Marschalls Pierrot und des Sohnes seines andern Marschalls, Jakob Lamiens, stand. Und mit Jakob Lamiens zog auch der wackere Mann, nämlich der Graf, hin und weilte nun lange als Stallknecht beim Heere, ohne von jemand erkannt zu werden; dort verrichtete er als tüchtiger Mann in Rat und Tat viel mehr Gutes, als seine Pflicht gewesen wäre. In dieser Zeit des Krieges wurde die Königin von Frankreich schwer krank; und da sie selber erkannte, daß es mit ihr zu Ende ging, beichtete sie in frommer Zerknir-

schung über ihre Sünden dem Erzbischofe von Rouen, der allgemein als gar heilig und gutherzig galt; und neben ihren andern Sünden erzählte sie ihm auch, was für ein großes Unrecht sie dem Grafen von Antwerpen zugefügt hatte. Und sie begnügte sich nicht damit, es ihm zu sagen, sondern erzählte den Hergang auch vor viel andern würdigen Männern und bat sie, beim Könige dahin zu wirken, daß der Graf, oder wenn er nicht mehr am Leben sei, seine Kinder in ihren frühern Stand versetzt würden; und bald darauf schied sie aus diesem Leben und wurde ehrenvoll begraben. Als diese Beichte dem Könige mitgeteilt worden war, ließ er nach einigen schmerzlichen Seufzern über die Unbill, die er dem würdigen Manne angetan hatte, im ganzen Heere und überdies weit und breit im Lande ausrufen, daß er den, der ihm eine genaue Kunde bringe von dem Grafen oder von einem seiner Kinder, für jedes einzeln großartig belohnen werde; denn die von der Königin abgelegte Beichte habe den Grafen dessen entschuldigt, weswegen er ins Elend gegangen sei, und er gedenke ihm seine alte Stellung wiederzugeben und ihn noch mehr zu erhöhen. Der gräfliche Stallknecht, der davon hörte, begab sich, weil er wußte, daß es sich wirklich so verhielt, augenblicklich zu Jakob und bat ihn, mit ihm zu Pierrot zu gehn, weil er ihnen das zeigen wolle, was der König suche. Als sie nun alle drei beisammen waren, sagte der Graf zu Pierrot, der schon daran dachte, sich zu entdecken: „Pierrot, Jakob, der hier ist, hat deine Schwester zur

Gattin, hat aber noch keine Heimsteuer erhalten; und damit nicht deine Schwester der Heimsteuer ermangle, will ich, daß er und kein anderer diese große Belohnung erhält, die der König um dich versprochen hat, und er soll es kundtun, daß du der Sohn des Grafen von Antwerpen bist, und ebenso soll er auch die Belohnung für Violante, deine Schwester und seine Gattin, haben und die für mich, der ich der Graf von Antwerpen und euer Vater bin.“ Kaum hatte ihm Pierrot, als er das hörte, fest ins Gesicht gesehn, so erkannte er ihn auch schon und warf sich ihm weinend zu Füßen und umarmte ihn und sagte: „Seid vieltausendmal willkommen, Vater!“ Über Jakob kam, als er zuerst hörte, was der Graf sagte, und dann sah, was Pierrot tat, eine so große Verwunderung zugleich mit einer so großen Freude, daß er kaum wußte, was er tun sollte; schließlich aber schenkte er den Worten Glauben und sank unter Tränen der Scham wegen der unbilligen Reden, die er gegen den Grafen als Stallknecht gebraucht hatte, zu seinen Füßen nieder und bat ihn für alle vergangene Schmach demütig um Verzeihung, und der Graf, der ihn aufhob, gewährte sie ihm gütig. Und nachdem sie einander alle drei ihre mannigfachen Schicksale erzählt und viel geweint und sich viel gefreut hatten, wollten Pierrot und Jakob den Grafen anders kleiden; er aber litt das keineswegs, sondern sein Wille war, daß ihn Jakob, bis sich der die Sicherheit verschafft habe, daß er die versprochene Belohnung erhalten werde, dem Könige, um den mehr zu

beschämen, so wie er sei und im Stallknechtskleide vorführe. So trat denn Jakob, dem der Graf und Pierrot folgten, vor den König und machte sich anheischig, ihm den Grafen und dessen Kinder vorzuführen, wenn er ihn so, wie ausgerufen worden sei, belohnen werde. Auf der Stelle ließ der König die für alle ausgesetzte Belohnung bringen, die den Augen Jakobs wundersam schien, und hieß ihn sie wegtragen, wenn er ihm in Wahrheit den Grafen und dessen Kinder, wie er es versprochen habe, zeigen könne. Nun wandte sich Jakob um, ließ den Grafen, seinen Stallknecht, und Pierrot vortreten und sagte: „Gnädiger Herr, hier sind Vater und Sohn; die Tochter, meine Gattin, die nicht hier ist, sollt Ihr mit Gottes Hilfe bald sehn.“ Als das der König hörte, sah er den Grafen an; und obwohl sich der gegen früher sehr verändert hatte, erkannte er ihn nach einigem Ansehn. Und schier mit Tränen in den Augen hob er den Grafen, der vor ihm kniete, auf und küßte und umarmte ihn, und auch Pierrot empfing er freundlich und er befahl, daß der Graf augenblicklich mit Kleidern, Gesinde, Pferden und Gerät so versehn werde, wie es sein Adel erheische; und das wurde unverzüglich getan. Überdies erwies der König auch Jakob viel Ehre und wollte von ihm erfahren, wie sich alles zugetragen hatte. Und als Jakob die hohe Belohnung dafür, daß er dem Könige den Grafen und dessen Kinder entdeckt hatte, in Empfang nahm, sagte der Graf zu ihm: „Nimm das, was dir die Großmut unsers gnädigen Herrn, des Königs, gibt, und

vergiß nicht, deinem Vater zu sagen, daß deine Kinder, seine und meine Enkel, von der Mutter her nicht von einem Bettler abstammen.“ Jakob nahm die Geschenke und ließ seine Gattin und seine Mutter nach Paris kommen, und auch Pierrots Gattin kam hin; und es war eine helle Freude zwischen ihnen und dem Grafen, den der König in alle seine Güter wiedereingesetzt und größer gemacht hatte, als er jemals gewesen war. Dann kehrten alle, von dem Grafen beurlaubt, in ihre Heimat zurück, und er lebte in Paris in höhern Ehren als je bis zu seinem Tode.

NEUNTE GESCHICHTE

Bernabò von Genua verliert, von Ambrogiuolo betrogen, sein Vermögen und befiehlt, daß seine unschuldige Frau umgebracht werde. Sie entgeht dem Tode und dient dem Sultan in Männerkleidung; schließlich entdeckt sie den Betrüger und bringt Bernabò nach Alexandrien, von wo sie und ihr Gatte, nachdem der Betrüger bestraft worden ist und sie wieder Frauenkleidung angelegt hat, als reiche Leute nach Genua zurückkehren.

ALS Elisa mit ihrer rührenden Geschichte ihre Schuldigkeit erfüllt hatte, nahm Filomena, die Königin, die schön und groß von Gestalt war und deren Gesicht noch lieblicher und heiterer war als das jeder andern Dame, ihre Gedanken zusammen und sagte: Der Vertrag mit Dioneo will gehalten werden, und darum werde ich, weil außer ihm und mir niemand mehr zu erzählen hat, zuerst meine Geschichte

vorbringen, und er soll, wie er sich erbeten hat, der letzte sein, der erzählen wird; und nach diesen Worten begann sie also: Bei dem gemeinen Manne ist das Sprichwort im Schwange: ‚Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein'; und daß das wahr ist, ließe sich mit keinen Vernunftgründen beweisen, wenn es nicht durch wirkliche Ereignisse bewiesen würde. Indem ich nun die gestellte Aufgabe verfolge, möchte ich Euch, meine liebwerten Damen, zur gleichen Zeit auch dartun, daß das wirklich wahr ist, was man sagt; und es wird Euch nicht unlieb sein dürfen, diese Geschichte gehört zu haben, weil Ihr dann wissen werdet, wie sehr man vor Betrügern auf der Hut sein soll.

In Paris waren einmal in einer Herberge etliche italienische Großkaufleute, die, der eine in diesen, der andere in jenen Geschäften, wie sie eben ihr Beruf mit sich bringt, hingekommen waren, und die begannen eines Abends, als sie wie sonst fröhlich gegessen hatten, von mancherlei Dingen zu sprechen; und indem ein Gespräch das andere ergab, kamen sie auch auf ihre Frauen zu reden, die sie daheim gelassen hatten, und einer sagte scherzend: „Ich weiß nicht, was die meinige tut, aber das weiß ich wohl, daß ich, wenn mir hier ein junges Dirnchen, das mir gefällt, unter die Hände kommt, die Liebe, die ich zu meiner Frau trage, beiseite lasse und bei der andern jedes Vergnügen mitnehme, das ich haben kann." Ein anderer antwortete: „Und ich mache es ebenso; denn wenn ich glaube, daß sich meine Frau ihre Unter-

haltung sucht, so tut sie's, und glaube ichs nicht, so tut sie's auch. Drum lieber Gleiches für Gleiches: wie der Esel in den Wald schreit, so hallt es wieder heraus.“ Ein dritter kam bei seiner Rede schier zu demselben Spruche, und kurz, alle schienen darin übereinzustimmen, daß ihre Frauen daheim sicherlich die Zeit zu nutzen wüßten. Nur einer, Bernabò Lomellino mit Namen und aus Genua, sagte das Gegenteil und versicherte, er habe durch eine besondere Gnade Gottes eine Dame zur Gattin, die alle Tugenden, die eine Dame haben solle, und zum großen Teile auch die, die einem Ritter oder Junker anständen, in sich vereine, so daß sie vielleicht in Italien nicht ihresgleichen habe. Denn sie sei schön von Leibe und noch sehr jung und flink und lebhaft, und von allem, was eine Dame verstehn solle, wie Handarbeiten aus Seide zu verfertigen oder ähnliche Dinge, sei nichts, was sie nicht besser träfe als jede andere. Überdies, sagte er, gäbe es keinen Knappen, oder sagen wir, Diener, der bei dem Tische eines Herrn besser und sorglicher aufzuwarten verstände als sie, die gar artig, klug und bescheiden sei. Dann pries er sie höchlich, daß sie besser zu reiten und das Federspiel zu halten, zu lesen, zu schreiben und eine Rechnung zu machen wisse, als wenn sie ein Kaufmann wäre; und von diesem kam er nach vielem andern Lobe auf das, wovon gesprochen wurde, und bewährte mit seinem Eide, daß keine reinere oder keuschere erfunden werden könnte, so daß er wahrlich glaube, sie würde sich, auch wenn er zehn Jahre lang oder

für immer vom Hause wegbliebe, nimmer mit einem Manne auf dergleichen Streiche einlassen. Unter den Kaufleuten, die dieses Gespräch führten, war ein junger Mann, Ambrogiuolo von Piacenza mit Namen, und der begann bei diesem letzten Lobe, das Bernabò seiner Dame spendete, aus vollem Halse zu lachen und fragte ihn spöttisch, ob ihm dieses Vorrecht vor allen andern Männern vom Kaiser gewährt worden sei. Ein wenig verletzt sagte Bernabò, nicht der Kaiser, aber der Herrgott, der etwas mehr vermöge als der Kaiser, habe ihm diese Gnade gewährt. Nun sagte Ambrogiuolo: „Ich zweifle keineswegs, Bernabò, daß du glaubst, die Wahrheit zu sagen; aber wie es mir scheint, hast du die Natur der Dinge wenig betrachtet, weil ich dich, wenn du sie betrachtet hättest, nicht für so einfältig hielte, daß du nicht darin so manches wahrgenommen hättest, was dich veranlassen müßte, über diesen Gegenstand mit mehr Zurückhaltung zu sprechen. Und damit du nicht glaubst, daß wir, die wir von unsern Frauen frei heraus gesprochen haben, glaubten, andere oder anders beschaffene Frauen zu haben als du, sondern einsiehst, daß wir, von einer natürlichen Erkenntnis geleitet, so geredet haben, will ich diesen Gegenstand ein wenig mit dir erörtern. Ich habe stets gehört, der Mann sei das edelste unter den sterblichen Wesen, die Gott geschaffen hat, und nach ihm komme das Weib; der Mann ist denn auch, wie man allgemein annimmt und wie es die Tatsachen beweisen, vollkommener, und weil er eine größere Vollkommen-

heit hat, so muß er auch ohne Fehl mehr Festigkeit und Beständigkeit haben: wirklich sind ja die Weiber wankelmütiger, und warum sie es sind, das könnte durch viele Gründe dargelegt werden, die ich aber jetzt beiseite lassen will. Wenn nun der Mann von einer größern Festigkeit ist und es doch nicht über sich bringt, ich will nicht sagen, einer, die ihn bittet, nicht zu willfahren, aber nach einer, die ihm gefällt, nicht zu verlangen und über dieses Verlangen hinaus nicht alles, was er nur kann, zu tun, um sie sich zu gewinnen, und wenn es ihm so nicht einmal im Monate, sondern tausendmal des Tages ergeht, was erwartest du dann, daß eine Frau, die von Natur aus wankelmütig ist, bei den Bitten, den Schmeicheleien und den Geschenken und bei den tausend andern Mitteln tun kann, die ein kluger Mann, der sie liebt, anwenden wird? Glaubst du, daß sie fest bleiben kann? Wahrhaftig, auch wenn du das behauptest, so glaube ich nicht, daß du es glaubst; und dabei sagst du selber, daß deine Frau ein Weib ist und aus Fleisch und Bein wie die andern. Wenn dem so ist, so müssen die Wünsche, die sie hegt, und ihre Kräfte, diesen natürlichen Begierden zu widerstehn, dieselben sein wie bei den andern; daher ist die Möglichkeit da, daß sie, wie keusch sie auch sei, doch das tut, was die andern tun, und etwas Mögliches darf man nicht so hartnäckig, wie du es tust, leugnen, um das Gegenteil zu behaupten.“ Und Bernabò antwortete ihm und sagte: „Ich bin ein Kaufmann und kein Philosoph und werde dir als Kaufmann antworten. Und

ich sage, daß ich wohl weiß, daß das, was du sagst, von den Törinnen gelten kann, die keine Scham im Leibe haben; aber die Klugen sind für ihre Ehre so besorgt, daß sie stärker werden als die Männer, die darin gar zu leichtfertig sind. Und zu diesen Frauen gehört die meinige." Ambrogiuolo sagte: „Wahrlich, wüchse ihnen jedesmal, wann sie sich auf solche Stückchen einlassen, ein Horn an der Stirn, das Zeugnis ablegte, was sie getan haben, dann würde ich glauben, daß sich nur wenige darauf einließen; aber nicht nur, daß ihnen kein Horn wächst, man merkt ihnen auch, wenn sie klug sind, nicht die geringste Spur an, und Schande und Entehrung gibt es nur bei Dingen, die offenkundig sind: wenn sie's darum heimlich tun können, so tun sie's, und lassen sie's, so sind sie eben zu dumm dazu. Und sei überzeugt, daß nur die keusch ist, die nie von einem Manne gebeten worden ist, oder wenn sie selber gebeten hat, nicht erhört worden ist. Und obwohl ich aus natürlichen und triftigen Gründen weiß, daß dem so sein muß, würde ich davon nicht mit solcher Bestimmtheit sprechen, wenn ich nicht zu often Malen und bei vielen Frauen die Probe gemacht hätte. Und ich sage dir: wäre ich nur bei deiner gar so heiligen Frau, ich getraute es mich wohl, sie in kurzer Zeit zu dem zu bringen, wozu ich schon genug andere gebracht habe." Geärgert antwortete Bernabò: „Der Streit mit Worten könnte sich gar zu lange hinziehen: du würdest reden und ich würde reden, und am Ende käme doch nichts heraus. Weil du aber sagst, daß alle so

leicht zu haben sind, und daß du so gewandt bist, so bin ich, um dich von der Keuschheit meiner Frau zu überzeugen, bereit, mir den Kopf abschlagen zu lassen, wenn du sie verleiten kannst, daß sie dir in dieser Beziehung irgendwie zu Willen ist; und kannst du das nicht, so sollst du nicht mehr als tausend Gulden verlieren.“ Ambrogiuolo, der sich schon in die Hitze geredet hatte, antwortete: „Ich wüßte nicht, Bernabò, was ich, wenn ich gewänne, mit deinem Blute anfangen sollte; wenn du aber Lust hast, die Probe von dem, was ich gesprochen habe, zu sehn, so setze gegen meine tausend Gulden fünftausend von den deinigen, an denen dir ja weniger liegen muß als an deinem Kopfe. Und obwohl du keine Frist angibst, so will ich mich verpflichten, nach Genua zu ziehen und deine Frau binnen drei Monaten von dem Tage an, wo ich abreisen werde, zu meinem Willen gebracht zu haben, und zum Beweise will ich etliche ihrer Lieblingsdinge mitbringen und so viele und solche Zeichen angeben, daß du selber zugestehn sollst, daß es wahr ist; alles jedoch unter der Bedingung, daß du mir mit deinem Eide versprichst, in dieser Frist weder nach Genua zu kommen noch ihr über die Angelegenheit etwas zu schreiben.“ Bernabò sagte, er sei es gern zufrieden, und obwohl sich die andern Kaufleute alle Mühe gaben, die Sache zu hintertreiben, weil sie einsahen, was daraus für ein Unglück erfolgen könne, so waren doch die zwei so in die Hitze geraten, daß sie sich gegen den Willen der andern mit ihren eigenhändigen Unter-

schriften einander verpflichteten. Bernabò blieb, nachdem der Vertrag geschlossen war, in Paris, und Ambrogiuolo begab sich, so schnell er nur konnte, nach Genua. Und als er dort ein paar Tage verweilt und sich mit vieler Vorsicht erkundigt hatte, wo die Dame wohne und wie ihr Betragen sei, bekam er dasselbe zu hören, was ihm Bernabò gesagt hatte, und noch mehr; darob deuchte ihn denn, er habe sich in ein törichtes Unternehmen eingelassen. Immerhin machte er sich an ein armes Weib heran, das häufig in das Haus kam und bei der Dame gern gesehn war, und dieses Weib bestach er mit Geld und ließ sich von ihr, da sie zu nichts sonst zu haben war, in einer zu diesem Zwecke kunstreich verfertigten Kiste nicht nur in das Haus, sondern sogar in das Gemach der edeln Dame bringen; seinem Auftrage gemäß bat dort das gute Weib die Dame unter dem Vorwande, sie wolle verreisen, ihr die Kiste einige Tage aufzubewahren. Als die Nacht gekommen war, öffnete Ambrogiuolo um die Stunde, wo er dachte, die Dame sei schon eingeschlafen, den künstlichen Verschluß der Kiste, die im Gemache verblieben war, und trat leise in das Gemach, wo ein Licht brannte. Nun begann er die Gelegenheit des Gemaches und die Malereien und was sonst bemerkenswert war, zu betrachten und sich alles ins Gedächtnis zu prägen. Als er sich dann dem Bette genähert hatte und sah, daß sowohl die Dame als auch ihr Töchterchen, das sie bei sich hatte, fest schlief, deckte er sie sachte völlig ab; da sah er denn, daß sie nackt ebenso schön

war wie bekleidet. Aber er ersah kein andres Zeichen an ihr, das er später hätte angeben können, als ein Mal unter der linken Brust, das einige goldblonde Härchen umgaben; und als er das gesehn hatte, deckte er sie leise wieder zu, obwohl ihm bei dem Anblicke ihrer Schönheit die Lust gekommen war, sein Leben aufs Spiel zu setzen und sich zu ihr zu legen. Weil er aber gehört hatte, sie sei in solchen Dingen gar hart und rauh, wagte er es nicht; und nachdem er einen großen Teil der Nacht ungestört im Gemache verbracht und aus einer Truhe eine Börse und ein Oberkleid von ihr genommen hatte, tat er diese Gegenstände samt etlichen Ringen und Gürteln in seine Kiste, stieg wieder hinein und schloß sie so, wie sie vorher gewesen war. Und so tat er zwei Nächte, ohne daß die Dame etwas bemerkt hätte. Am dritten Tage kam das gute Weib verabredetermaßen um ihre Kiste und brachte sie dorthin, woher sie sie genommen hatte; Ambrogiuolo stieg heraus, befriedigte das Weib mit dem, was er ihr versprochen hatte, und kehrte mit den Sachen, die er genommen hatte, so rasch er nur konnte nach Paris zurück. Dort, wo er noch vor der bestimmten Frist eintraf, rief er die Kaufleute zusammen, die bei dem Streite und bei der Wette zugegen gewesen waren, und sagte in Bernabòs Gegenwart, er habe die Wette gewonnen und das vollführt, dessen er sich gerühmt habe; und zum Beweise beschrieb er zuerst die Gestalt des Gemaches und die Malereien und zeigte dann die Sachen, die er mitgebracht hatte, indem er

behauptete, er habe sie von ihr erhalten. Bernabò gestand zu, daß das Gemach so sei, wie er sage, und außerdem, daß er die Sachen kenne und daß sie Eigentum seiner Frau gewesen seien, sagte jedoch, Ambrogiuolo könne die Beschaffenheit des Gemaches von einem Diener erfahren und auf dieselbe Weise auch die Sachen erhalten haben; wenn darum Ambrogiuolo nichts andres sage, so scheine ihm das nicht genug, um sich besiegt zu geben. Darauf sagte Ambrogiuolo: „Eigentlich müßte es genug sein; weil du aber willst, daß ich noch mehr sage, so will ich es tun. Ich sage dir also, daß Madonna Ginevra, deine Gattin, unter der linken Brust ein ziemlich großes Mal hat, das etwa von sechs goldblonden Härchen umgeben ist.“ Als das Bernabò hörte, war es ihm, als ob ihm ein Messer durchs Herz gefahren wäre, so groß war sein Schmerz; und die Blässe, die jäh sein ganzes Gesicht überzog, wäre, auch wenn er kein Wort gesagt hätte, ein offenkundiges Zeichen gewesen, es sei so, wie Ambrogiuolo gesagt hatte. Und nach einer Weile sagte er: „Meine Herren, das, was Ambrogiuolo sagt, ist wahr; und weil er daher gewonnen hat, so mag er sich seine Zahlung holen, wann es ihm beliebt;“ und so wurde Ambrogiuolo am nächsten Tage auf den Heller bezahlt. Und Bernabò verließ Paris und machte sich, das Herz voll Tücke gegen seine Frau, auf den Weg nach Genua. Und als er in die Nähe der Stadt kam, wollte er nicht hineingehn, sondern blieb gute zwanzig Meilen vor der Stadt auf einem seiner Landgüter.

Und er schickte einen Diener, dem er völlig vertraute, mit zwei Pferden nach Genua und gab ihm einen Brief mit, worin er seiner Frau schrieb, er sei zurückgekehrt und sie solle mit dem Diener zu ihm kommen. Der Diener wurde von der Dame, als er in Genua eingetroffen war und den Brief übergeben und die Botschaft ausgerichtet hatte, mit großer Freude empfangen, und am nächsten Morgen stieg sie mit ihm zu Pferde und schlug den Weg zu dem Landgute ein; und indem sie ihren Weg unter mancherlei Gesprächen verfolgten, kamen sie in eine gar tiefe und einsame Schlucht, die von Bäumen und hohen Felsen eingeschlossen war. Die schien dem Diener der richtige Ort, um den Befehl seines Herrn gefahrlos zu vollziehen; darum zog er den Dolch, packte die Dame am Arme und sagte: „Madonna, befehlt Euere Seele dem Herrgott; denn hier müßt Ihr Euer Leben lassen!“ Als die Dame diese Worte hörte und den Dolch sah, sagte sie entsetzt: „Gnade, um Gottes willen! sage mir doch, bevor du mich umbringst, womit ich dich gekränkt habe, daß du mich umbringen willst.“ „Madonna,“ sagte der Diener, „mich habt Ihr nicht im mindesten gekränkt; womit Ihr aber Euern Gatten gekränkt habt, davon weiß ich nicht mehr, als daß er mir befohlen hat, Euch auf diesem Wege ohne Barmherzigkeit umzubringen. Und wenn ichs nicht täte, so ließe er mich, wie er mir gedroht hat, henken. Ihr wißt sehr wohl, wie verpflichtet ich ihm bin und ob ich nein sagen kann, wenn er mir etwas aufträgt; weiß

Gott, wie Ihr mich dauert, aber ich kann nicht anders.“ Und die Dame sagte weinend zu ihm: „Ach Gnade, um Gottes willen! werde doch nicht, um einem andern zu dienen, zum Mörder an mir, die ich dich nie gekränkt habe! Gott, dem nichts verborgen ist, weiß, ob ich je etwas getan habe, um dessentwillen ich von meinem Gatten einen solchen Lohn verdient hätte. Aber lassen wir das: du kannst, wenn du willst, zu gleicher Zeit Gott und deinem Herrn und mir etwas zuliebe tun, daß du mir nämlich dein Wams und einen Mantel gibst und dafür meine Kleider nimmst und damit zu meinem und deinem Herrn gehst und ihm sagst, du habest mich umgebracht; und ich verspreche dir bei meinem Leben, das du mir also geschenkt haben wirst, ich will von hier so weit weggehn, daß weder zu ihm noch zu dir, ja nicht einmal in diese Gegend je eine Kunde von mir dringen wird.“ Der Diener, der sie gar ungern getötet hätte, ließ sich leicht zum Mitleide bewegen; er nahm ihre Gewänder, aber nicht auch das Geld, das sie bei sich hatte, und gab ihr sein Wams und einen Mantel und ließ sie, nachdem er sie noch gebeten hatte, sich aus dieser Gegend zu entfernen, zu Fuß in der Schlucht zurück; und er ritt zu seinem Herrn und sagte ihm, er habe nicht nur seinen Befehl vollzogen, sondern auch ihren Leichnam etlichen Wölfen überlassen, die dazugekommen seien. Bernabò kehrte nach einiger Zeit nach Genua heim; und als man dort von seiner Tat erfuhr, wurde er heftig getadelt. Die Dame, die allein und trostlos zurück-

geblieben war, hatte sich bei Anbruch der Nacht, nicht ohne sich nach Kräften entstellt zu haben, in ein Dörfchen in der Nähe begeben; nachdem sie sich dort von einem alten Weibe alles Nötige verschafft hatte, hatte sie das Wams abgeschnitten und für ihren Leib zurechtgemacht und aus ihrem Hemde ein Paar Hosen genäht und sich die Haare geschoren und sich gänzlich in einen Matrosen verwandelt, und dann war sie bis ans Meer gegangen; dort traf sie von ungefähr einen katalanischen Edelmann, Señor 'N Carache mit Namen, der sein Schiff, das in geringer Entfernung war, in Alba verlassen hatte, um sich an einer Quelle zu erfrischen. Mit dem fing sie ein Gespräch an, verdang sich ihm unter dem Namen Sicurano von Finale als Diener und bestieg das Schiff. Dort versorgte sie der Edelmann mit besserer Kleidung, und sie begann ihn so gut und trefflich zu bedienen, daß sie seine besondere Gunst gewann. Nicht lange darauf geschah es, daß der Katalanier mit einer Ladung Waren nach Alexandrien fuhr, und er nahm für den Sultan einige Wanderfalken mit; nach seiner Ankunft machte er sie ihm denn auch zum Geschenke. Nun fand der Sultan, als er ihn einige Male zum Speisen eingeladen hatte, an Sicurano, der stets seinen Herrn, um ihn zu bedienen, begleitete, ein solches Wohlgefallen, daß er sich ihn von dem Katalanier ausbat; und der überließ ihn ihm, obwohl es ihm schwer ankam. Und es dauerte nicht lange, so hatte sich Sicurano durch seine gute Aufführung die Gunst und die Liebe des Sultans in nicht gerin-

germ Maße erworben, als früher die des Katalaniers. Da kam die Zeit heran, wo sich, wie alljährlich, in Akka, das unter der Herrschaft des Sultans stand, eine große Zahl von Kaufleuten, christlichen und sarazenischen, ähnlich wie zu einer Messe zusammenfinden sollten; und damit die Kaufleute und ihre Waren in Sicherheit seien, hatte der Sultan von jeher die Gewohnheit gehabt, außer seinen sonstigen Beamten auch einen seiner Großen mit einer eigenen Wache hinzuschicken. Als es nun an der Zeit war, beschloß er, in dieser Eigenschaft Sicurano zu schicken, der die Sprache schon sehr gut verstand; und so tat er auch. Als demnach Sicurano als Herr der Stadt und als Hauptmann der Wache, die für die Sicherheit der Kaufleute und der Waren zu sorgen hatte, nach Akka gekommen war und dort die Obliegenheiten seines Amtes gut und treulich verrichtete und überall nachsah, traf er viele Kaufleute aus Sizilien und Pisa und Genua und Venedig und dem übrigen Italien, und mit denen unterhielt er sich gern in der Erinnerung an seine Heimat, da geschah es, daß er, als er einmal einen Laden venezianischer Kaufleute betreten hatte, unter andern Kleinoden eine Börse und einen Gürtel sah, die er augenblicklich nicht ohne große Verwunderung als sein Eigentum wiedererkannte; ohne sich jedoch etwas anmerken zu lassen, fragte er höflich, wem sie gehörten und ob sie zu verkaufen seien. Nun war in diesem Laden Ambrogiuolo von Piacenza, der mit einem großen Kaufmannsgut auf einem venezianischen Schiffe nach Akka gekommen

war, und als der hörte, daß der Hauptmann der Wache fragte, wem sie gehörten, trat er vor und sagte lächelnd: „Herr, die Sachen gehören mir, aber ich verkaufe sie nicht; gefallen sie Euch jedoch, so macht es mir ein Vergnügen, wenn Ihr sie als Geschenk annehmt.“ Da ihn Sicurano lächeln sah, argwöhnte er, der Kaufmann habe ihn an irgendeinem Zuge erkannt; trotzdem veränderte er keine Miene und sagte: „Du lachst vielleicht, weil du siehst, daß ein Kriegsmann um solche Weibersachen fragt?“ Ambrogiuolo sagte: „Herr, ich lache nicht darüber, sondern über die Art, wie ich sie gewonnen habe.“ Und Sicurano sagte: „So sag es mir denn, so wahr dir Gott alles Gute beschere, wie du sie gewonnen hast, wenn es nicht unziemlich ist.“ „Herr,“ sagte Ambrogiuolo, „diese Sachen und noch andere hat mir eine edle Dame in Genua, Madonna Ginevra mit Namen und Gattin Bernabò Lamellinos, in einer Nacht, die ich mit ihr verbracht habe, geschenkt und sie hat mich gebeten, sie ihr zuliebe zu behalten. Gelacht habe ich aber, weil mir die Torheit Bernabòs eingefallen ist, der so närrisch war, daß er fünftausend Gulden gegen tausend gewettet hat, ich würde seine Frau nicht dazu bringen, daß sie mir zu Willen sei; und ich habe die Wette gewonnen, und der, der viel eher sich selber für seine Dummheit, als seine Frau für etwas, was alle Weiber tun, hätte bestrafen sollen, ist von Paris nach Genua heimgekehrt und hat sie, wie ich später vernommen habe, umbringen lassen.“ Als das Sicurano hörte, verstand er augenblicklich, was

die Ursache von Bernabòs Zorn gegen sie gewesen war, und erkannte klar, daß dieser Mann die Ursache ihres großen Unglücks war; und sie nahm sich vor, ihn dafür nicht straflos zu lassen. Sicurano stellte sich daher, als hätte ihm diese Geschichte sehr gefallen, und bot all seine Schlauheit auf, um mit Ambrogiuolo auf einen freundschaftlichen Fuß zu kommen; das gelang ihm auch so gut, daß ihn Ambrogiuolo, als die Messe zu Ende war, auf sein Zureden mit all seinem Eigentum nach Alexandrien begleitete. Dort ließ ihm Sicurano einen Laden einrichten und gab ihm viel Geld von dem seinigen auf die Hand, so daß Ambrogiuolo, der darin seinen großen Nutzen sah, gern dort blieb. Sicurano, dessen ganzes Trachten dahin ging, Bernabò von seiner Unschuld zu überzeugen, ruhte nicht eher, als bis er diesen mit Hilfe einiger genuesischer Kaufleute, die in Alexandrien waren, unter einem geschickten Vorwande dazu gebracht hatte, hinzukommen; und da Bernabò in gar dürftigen Umständen war, verschaffte er ihm in der Stille bei einem seiner Freunde Unterkunft, bis es ihm an der Zeit scheinen werde, das, was er beabsichtigte, ins Werk zu setzen. Sicurano hatte es aber schon zu veranstalten gewußt, daß Ambrogiuolo die Geschichte dem Sultan erzählte, und der Sultan hatte Vergnügen daran gefunden; als er nun Bernabò zur Stelle wußte, dachte er die Sache nicht länger aufschieben zu dürfen und lag dem Sultan an, sich Ambrogiuolo und Bernabò kommen zu lassen und Ambrogiuolo in Bernabòs Gegenwart, wenn es

auf gütliche Weise nicht gehe, mit Strenge zu einem Geständnis zu bringen, wie das, dessen er sich von Bernabòs Frau rühme, in Wirklichkeit gewesen sei. Der Sultan ließ denn auch die beiden kommen und befahl Ambrogiuolo in Gegenwart vieler Leute mit einem ungnädigen Gesichte, die Wahrheit zu sagen, wie er die fünftausend Gulden von Bernabò gewonnen habe; und auch Sicurano war anwesend, auf den Ambrogiuolo am meisten baute, aber der drohte ihm mit einem viel zornigern Gesichte die größten Martern an, wenn er nicht die Wahrheit sage. Bei Ambrogiuolo, der von dem Benehmen des einen wie des andern erschreckt war, brauchte es nicht vielen Zwanges, daß er, weil er auf keine andere Strafe gefaßt war, als die fünftausend Gulden zurückgeben zu müssen, den ganzen Sachverhalt in Gegenwart Bernabòs und vieler anderer ausführlich erzählte. Und kaum hatte er ausgesprochen, so kehrte sich Sicurano, der als Bevollmächtigter des Sultans auftrat, zu Bernabò und sagte: „Und du, was hast du dieser Lüge halber mit deiner Frau getan?“ Und Bernabò antwortete: „Außer mir vor Zorn über den Verlust meines Geldes und vor Scham über die Schmach, die sie mir meiner Meinung nach angetan gehabt hat, habe ich sie durch meinen Diener umbringen lassen; und wie er mir gemeldet hat, ist sie auf der Stelle von einem Rudel Wölfe zerrissen worden.“ Der Sultan hatte diese Aussagen, die in seiner Gegenwart gemacht worden waren, gehört und verstanden, freilich ohne zu wissen, wo Sicurano, der

das Ganze veranstaltet und die Fragen gestellt hatte, hinaus wolle: nun aber sagte Sicurano zu ihm: „Herr, Ihr könnt klärlich ersehn, wieviel Grund die Dame hat, auf ihren Liebhaber und auf ihren Gatten stolz zu sein: der Liebhaber, der ihren guten Ruf lügnerisch verletzte, raubte ihr die Ehre und stürzte gleichzeitig ihren Gatten ins Elend, und der, der der Falschheit des Fremden mehr Glauben beimaß als ihrer Wahrhaftigkeit, die er durch lange Erfahrung hätte kennen müssen, ließ sie umbringen und von den Wölfen fressen; und dazu ist die Liebe und Leidenschaft, die ihr Buhle und Gatte entgegenbringen, so groß, daß sie alle beide seit langem mit ihr verkehren, ohne sie zu erkennen. Auf daß Ihr aber völlig erkennet, was jeder von den beiden verdient hat, so ist es, wenn Ihr mir die besondere Gunst gewähren wollt, den Betrüger zu bestrafen und dem Betrogenen zu verzeihen, meine Absicht, die Frau vor Euch und vor ihnen erscheinen zu lassen.“ Der Sultan, der sich vorgenommen hatte, in dieser Sache Sicurano gänzlich zu willfahren, sagte, es sei ihm recht und er solle die Frau kommen lassen. Bernabò, der fest überzeugt war, sie sei tot, war baß erstaunt; und Ambrogiuolo, der schon sein Unheil ahnte und etwas Schlimmers besorgte, als das Geld bezahlen zu müssen, wartete mit ungeduldiger Verwunderung auf ihre Ankunft, obwohl er nicht wußte, was er davon erhoffen oder fürchten sollte. Als nun der Sultan Sicuranos Bitte gewährt hatte, warf sie sich weinend vor ihm auf die Knie und sagte, indem sie

die männliche Stimme schier in demselben Augenblicke aufgab, wo sie nicht mehr als Mann gelten wollte: „Herr, ich bin die arme, unselige Ginevra, die seit sechs Jahren in männlicher Tracht durch die Welt irrt, die von diesem Verräter von Ambrogiuolo fälschlich und boshaft beschuldigt worden ist und die der grausame, ungerechte Gatte einem Diener übergeben hat, um sie von ihm umbringen und von den Wölfen fressen zu lassen.“ Und indem sie sich die Kleider aufriß und ihre Brust zeigte, bewies sie dem Sultan und jedem andern, daß sie ein Weib war; und dann kehrte sie sich zu Ambrogiuolo und fragte ihn mit schimpflicher Rede, wann er, wie er sich rühme, mit ihr geschlafen habe. Der, der sie erkannt hatte und vor Scham schier stumm geworden war, sagte kein Wort. Über den Sultan, der sie immer für einen Mann gehalten hatte, kam, als er das sah und hörte, eine solche Verwunderung, daß er kaum glauben konnte, das, was er sah und hörte, sei kein Traum, sondern Wirklichkeit. Als sich aber seine Verwunderung legte und er die Wahrheit erkannte, pries er mit überschwenglichem Lobe das Leben und die Standhaftigkeit und das Betragen und die Tugend Ginevras, die bis dahin Sicurano geheißen hatte. Und nachdem sie auf seinen Befehl mit vornehmen Frauengewändern versehn worden war und einige Damen zu ihrer Gesellschaft erhalten hatte, schenkte er, der von ihr gestellten Bitte gemäß, Bernabò das verwirkte Leben. Der hatte sich ihr, als er sie erkannt hatte, weinend zu Füßen geworfen und sie

um Verzeihung gebeten, und die gewährte sie ihm gütig, so wenig er sie auch verdient hatte, und hob ihn auf und umarmte ihn zärtlich als ihren Gatten. Dann befahl der Sultan, daß Ambrogiuolo unverzüglich an einem hohen Orte der Stadt an einen Pfahl gebunden und mit Honig bestrichen werde, um dort so lange zu bleiben, bis seine Knochen von selber auseinanderfielen; und das wurde getan. Und hierauf befahl er, daß alles, was Ambrogiuolos Eigentum gewesen sei, der Dame gegeben werde; und das war nicht so gering, daß es nicht mehr als zehntausend Dublonen wert gewesen wäre. Und er veranstaltete, um Bernabò als Gatten Madonna Ginevras und Madonna Ginevra als die tugendhafteste Frau zu ehren, ein glänzendes Fest und schenkte ihr an Kleinoden und an goldenem und silbernem Geschirr und an Geld so viel, daß es wieder mehr als zehntausend Dublonen ausmachte. Und als das Fest zu Ende war, ließ er ihnen ein Schiff ausrüsten und gab ihnen Urlaub, nach Genua heimzukehren, wann es ihnen belieben werde; und sie kamen als reiche und frohe Leute in die Heimat und wurden mit außerordentlichen Ehren empfangen, sonderlich Madonna Ginevra, die jedermann für tot gehalten hatte. Und ihr ganzes Leben lang genoß Madonna Ginevra als Vorbild hoher Tugend allgemeine Verehrung. Ambrogiuolo war noch an demselben Tage, wo er an den Pfahl gebunden und mit Honig bestrichen worden war, von den Fliegen und den Wespen und den Bremsen, die in diesem Lande sehr zahlreich sind,

nicht nur unter den größten Qualen getötet, sondern auch bis auf die Knochen aufgezehrt worden; und diese weißen Knochen, die an den Sehnen hingen, gaben noch lange Zeit hernach, da man nicht daran rührte, jedem, der sie sah, ein Zeugnis seiner Ruchlosigkeit. So hat also das Sprichwort recht gehabt, das da sagt: wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

ZEHNTE GESCHICHTE

Paganino von Monaco raubt die Gattin Messer Ricciardos di Chinzica; als der erfährt, wo sie ist, begibt er sich dorthin, befreundet sich mit Paganino und verlangt sie von ihm zurück. Paganino verspricht sie ihm, wenn sie wolle; sie will aber nicht mit ihm heimkehren und wird nach Messer Ricciardos Tode die Gattin Paganinos.

DIE ganze ehrenwerte Gesellschaft pries die Geschichte, die ihre Königin erzählt hatte, als überaus schön, und besonders tat dies Dioneo, der der einzige war, der an diesem Tage noch zu erzählen hatte. Und als er mit seinen Lobeserhebungen zu Ende war, sagte er: Ein Umstand in der Erzählung der Königin hat mich, meine schönen Damen, veranlaßt, von der Geschichte, die ich im Sinne gehabt hätte, abzusehn und Euch eine andere zu erzählen: und dieser Umstand ist die Dummheit Bernabòs, bei der es nichts ausmacht, daß sie ihm gut ausgegangen ist; so wie er redet sich nämlich mancher Mann ein, daß seine Frau, während er sich auf seiner Reise durch

alle möglichen Länder bald mit der einen, bald mit der andern vergnügt, daheim die Hände in den Schoß lege, geradeso als ob wir, die wir ja unter den Frauen zur Welt kommen und aufwachsen, nicht wüßten, wonach ihr Sinn steht. Mit der Geschichte, die ich Euch erzählen werde, will ich Euch nun zu gleicher Zeit zeigen, wie groß die Albernheit solcher Männer ist und um wieviel größer die etlicher anderer ist, die in der Meinung, sie vermöchten mehr als die Natur, mit eitelm Gefasel etwas, was ihnen unmöglich ist, ausrichten zu können glauben und sich abmühen, jemand andern zu dem zu machen, was sie selber sind, wenn dies auch dem ganzen Wesen dessen, an dem sie sich versuchen, zuwider ist.

Es war also einmal in Pisa ein Richter, Messer Ricciardo di Chinzica mit Namen, der mehr mit geistigen Kräften als mit körperlichen begabt war; der war vielleicht der Meinung, er werde eine Frau mit einer Arbeit von der Gattung zufriedenstellen, wie er sie in seiner Gelehrtenstube verrichtete, und so trachtete er, der sehr reich war, mit allem Eifer, eine schöne und junge Dame zur Frau zu bekommen, obwohl er, wenn er sich ebenso gut zu beraten gewußt hätte wie andere, gerade diesen beiden Eigenschaften hätte ausweichen sollen. Und sein Wunsch ging in Erfüllung; denn Messer Lotto Gualandi gab ihm eine seiner Töchter, Bartolomea mit Namen, eines der schönsten und lebhaftesten Mädchen in Pisa, wo es ja überhaupt nur wenige gibt, die nicht den Eidechsen gleichen. Nachdem sie der Richter mit

großen Festlichkeiten heimgeführt und eine schöne, prunkvolle Hochzeit gefeiert hatte, unterfing er sich in der ersten Nacht, um die Ehe zu vollziehen, ein einziges Mal, sie zu berühren; und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es auch das eine Mal eine Niete gewesen, und am Morgen mußte er sich, mager und dürr und kraftlos wie er war, mit rotem Weine und stärkenden Latwergen und andern Mittelchen wieder zum Leben bringen. Da der Herr Richter nunmehr seine Kräfte besser einschätzte, als er zuvor getan hatte, begann er seine Frau einen Kalender zu lehren, der Kindern, die ungern in die Schule gehn, wohl getaugt hätte und vielleicht in Ravenna gemacht worden war. Denn nach seinen Erklärungen gab es nicht einen Tag, auf den nicht, von einem gar nicht zu reden, sondern mehrere Feste gefallen wären, die, wie er ihr mit mancherlei Gründen erklärte, dadurch gefeiert werden mußten, daß sich Mann und Frau einer derartigen Vereinigung enthielten; dazu kamen noch die Quatember und die Vigilien der Apostel und tausend anderer Heiliger und die Freitage und die Samstage und der Tag des Herrn und die vierzigtägige Fastenzeit und etliche Mondviertel und viele andere Ausnahmen, weil er vielleicht meinte, mit der Frau im Bette gelte es ebenso Ferien zu halten, wie er sie dann und wann in seinem Richteramte hielt. Und diese Weise hielt er lange ein, nicht ohne großes Mißvergnügen der Dame, auf die es kaum einmal im Monate traf; dabei hütete er sie aber wohl, auf daß sie nicht ein anderer die Werktage kennen

lehre, so wie er sie die Feiertage gelehrt hatte. Nun geschah es zur Zeit der großen Hitze, daß Messer Ricciardo Lust bekam, auf ein sehr hübsches seiniges Landgut in der Nähe des Monte Nero zu gehn und dort, um frische Luft zu schöpfen, etliche Tage zu verweilen; und dorthin nahm er seine schöne Gattin mit. Um ihr nun in der Zeit, die sie sich dort aufhielten, einige Unterhaltung zu bieten, veranstaltete er einen Fischfang, und er fuhr mit den Fischern in einem Kahne hin und sie mit andern Damen in einem andern; und das Vergnügen lockte sie so, daß sie, ohne es gewahr zu werden, etliche Meilen weit ins Meer hinausfuhren. Und während sie voll Aufmerksamkeit zusahen, kam plötzlich eine Galeere Paganinos da Mare daher, der damals ein berühmter Seeräuber war; und als der die Kähne sah, hielt er auf sie zu, und die konnten nicht so schnell fliehen, daß nicht Paganino den erreicht hätte, in dem die Damen waren. Als er nun die schöne Dame sah, nahm er sie, ohne nach sonst etwas zu verlangen, vor den Augen Messer Ricciardos, der schon gelandet hatte, auf seine Galeere und fuhr davon. Ob der Herr Richter, der auf jedes Lüftchen eifersüchtig war, bei diesem Anblicke betrübt gewesen ist, das braucht keiner Frage. Es war nutzlos, daß er über die Schändlichkeit der Seeräuber sowohl in Pisa als auch an anderen Orten Klage führte, um so mehr als er gar nicht wußte, von wem und wohin ihm seine Gattin entführt worden war. Paganino aber war ganz zufrieden, als er sah, daß sie so schön war; und weil er keine Frau hatte,

gedachte er sie immer bei sich zu behalten und begann ihr, die heftig weinte, mit süßen Worten Trost zuzusprechen. Als dann die Nacht gekommen war, setzte er, dem der Kalender aus dem Gürtel gefallen war und der alle Feste und Feiertage vergessen hatte, seine Tröstungen mit Werken fort, weil es ihn deuchte, die Worte bei Tag hätten wenig gefruchtet; und er tröstete sie auf eine solche Weise, daß sie, bevor sie noch nach Monaco kamen, den Richter samt seinen Gesetzen vergessen und sich freudig in Paganinos Lebensweise geschickt hatte. Und als er sie nach Monaco gebracht hatte, hielt er sie außer den Tröstungen, die er ihr bei Tag und Nacht spendete, auch sonst so ehrlich, wie wenn sie seine Gattin gewesen wäre. Einige Zeit darauf kam dem Herrn Richter zu Ohren, wo seine Frau weilte; und weil er vor Sehnsucht nach ihr glühte, so faßte er in der Meinung, daß kein anderer die Sache richtig anzupacken verstände, den Entschluß, sie selber zu holen. Und er stieg zu Schiffe und fuhr nach Monaco, und dort sah er sie und sie ihn; aber sie sagte das am Abende ihrem Paganino und tat ihm auch ihre Willensmeinung kund. Kaum hatte Messer Ricciardo am nächsten Morgen Paganino gesehn, so machte er sich auch schon an ihn heran und floß in kurzer Zeit von Beteuerungen einer innigen Freundschaft über, während sich Paganino stellte, als kennte er ihn nicht und wartete, wo er hinaus wolle; als es dann Messer Ricciardo an der Zeit schien, entdeckte er ihm, so gut und so höflich wie er nur konnte, den

Grund seines Kommens und bat ihn, so viel zu nehmen wie ihm beliebe, und ihm dafür die Dame zurückzugeben. Paganino antwortete mit freundlichem Gesichte: „Seid willkommen, Messer; und um Euch kurz zu antworten, sage ich Euch folgendes: es ist wahr, daß ich eine junge Frau im Hause habe; ob sie aber Euere oder eines andern Gattin ist, weiß ich nicht, da ich Euch überhaupt nicht kenne und sie auch nicht länger, als seit der kurzen Zeit, die sie bei mir ist. Wenn Ihr, wie Ihr sagt, ihr Gatte seid, so werde ich Euch, weil Ihr mir ein liebenswürdiger Mann scheint, zu ihr führen, und ich bin überzeugt, daß sie Euch erkennen wird: sagt sie, daß es so ist, wie Ihr sagt, und will sie mit Euch gehn, so werde ich mich, Eurer Liebenswürdigkeit halber, mit dem begnügen, was Ihr selber mir als Lösegeld für sie geben wollt; trifft das aber nicht zu, so wäre es garstig von Euch, wenn Ihr sie mir nähmet: ich bin ja ein junger Mann und kann mir so gut wie ein anderer eine Frau halten und sonderlich sie, die die liebenswürdigste ist, die ich je gesehn habe.“ Nun sagte Messer Ricciardo: „Sie ist wirklich meine Frau, und wenn du mich zu ihr führst, so wirst du's sehn; augenblicklich wird sie mir um den Hals fallen. Und darum verlange ich nichts anderes, als was du selber bestimmt hast.“ „So wollen wir denn gehn,“ sagte Paganino. Als sie daher zu Paganino gegangen waren, ließ dieser die Dame in den Saal, wo sie waren, rufen, und sie trat alsbald, hübsch gekleidet und geschmückt, aus einem Gemache und ging zu Messer Ricciardo

und Paganino; aber sie begrüßte Messer Ricciardo nicht anders, als wie sie jeden Fremden begrüßt hätte, der zu Paganino gekommen wäre. Der Richter, der erwartet hatte, sie werde ihn mit hellem Jubel empfangen, verwunderte sich baß, als er das sah, und sagte sich im Selbstgespräche: ‚Vielleicht haben mich der lange Schmerz, den ich seit ihrem Verluste ertragen habe, und der Gram um sie so verändert, daß sie mich nicht erkennt.‘ Darum sagte er: „Der Fischfang, Frau, zu dem ich dich geführt habe, ist mir teuer zu stehn gekommen; denn nie noch habe ich einen solchen Schmerz ausgestanden wie den, den ich seit dem Tage, wo ich deiner verlustig geworden bin, gefühlt habe. Und du scheinst mich nicht zu erkennen, so fremd sprichst du zu mir. Siehst du nicht, daß ich dein Messer Ricciardo bin, der hierhergekommen ist, um diesem Edelmanne, in dessen Hause wir sind, alles, was er verlangt, zu zahlen, damit ich dich wiederhabe und mitnehmen kann? und er gibt dich mir, dank seiner Güte, um eine Summe zurück, die ich selber bestimmen darf.“ Die Dame kehrte sich zu ihm und sagte mit einem fast unmerklichen Lächeln: „Sprecht Ihr zu mir, Messer? Gebt acht, daß Ihr mich nicht mit einer andern verwechselt; denn ich wenigstens erinnere mich nicht, Euch jemals gesehn zu haben.“ Messer Ricciardo sagte: „Gib acht, was du sprichst, und betrachte mich gut; wenn du dich recht erinnern willst, so wirst du wohl sehn, daß ich dein Ricciardo di Chinzica bin.“ Die Dame sagte: „Verzeiht, Herr, Euch lange zu betrachten,

ist für mich vielleicht nicht so schicklich, wie Ihr Euch einbildet; nichtsdestoweniger habe ich Euch lange genug betrachtet, um zu wissen, daß ich Euch noch nie sonst gesehn habe.“ Messer Ricciardo bildete sich ein, sie benehme sich so aus Furcht vor Paganino, in dessen Gegenwart sie nicht gestehn wolle, daß sie ihn erkenne; darum bat er nach einer Weile Paganino um die Gunst, mit ihr unter vier Augen reden zu dürfen. Paganino sagte, ihm sei es recht, unter der Bedingung jedoch, daß er sie nicht gegen ihren Willen küssen dürfe; und er befahl der Dame, mit ihm in ihr Gemach zu gehn und anzuhören, was er ihr sagen wolle, und ihm nach ihrem Belieben zu antworten. Als nun die Dame und Messer Ricciardo allein waren, begann Messer Ricciardo, kaum daß sie sich gesetzt hatten: „Ach, du Herz meines Leibes, du meine süße Seele, du meine Zuversicht, kennst du noch immer deinen Ricciardo nicht, der dich lieber hat als sich selber? wie kann das sein? habe ich mich denn gar so verändert? Ach, mein Augapfel, sieh mich doch nur ein wenig an!“ Die Dame begann zu lachen und sagte, ohne ihn weitersprechen zu lassen: „Ihr wißt recht gut, daß ich nicht so vergeßlich bin, Euch nicht als Messer Ricciardo di Chinzica, meinen Gatten, zu kennen; aber Ihr kennt mich schlecht, wie Ihr, solange ich bei Euch war, bewiesen habt. Wenn Ihr nämlich der kluge Mann, für den Ihr gelten wollt, wäret oder gewesen wäret, hättet Ihr so viel Erkenntnis haben müssen, um zu sehn, daß ich jung und frisch und kräftig bin, und

um demnach zu erkennen, was jungen Frauen außer der Kleidung und Speise not tut, wenn sie es auch aus Scham nicht sagen: und wie Ihr Euch dazu verhalten habt, das wißt Ihr. Und wenn Euch das Studium der Gesetze lieber war als die Gattin, so hättet Ihr keine nehmen sollen; mir seid Ihr freilich nie recht wie ein Richter vorgekommen, sondern eher wie ein Feiertagsausrufer, so gut habt Ihr die Festtage und Fasten und die Vigilien gewußt. Das eine sage ich Euch: wenn Ihr die Arbeiter, die Euere Ländereien bestellen, soviel Feiertage hättet halten lassen, wie Ihr den, der mein kleines Äckerchen hätte bestellen sollen, habt halten lassen, so hättet Ihr nie ein Körnchen Korn geerntet. Nun hat sich Gott meiner Jugend erbarmt und mich den Mann treffen lassen, mit dem ich in diesem Gemache wohne, wo man nicht weiß, was Festtage sind – mit den Festtagen meine ich solche, wie sie Ihr, mehr Gott ergeben als dem Frauendienste, in so großer Zahl gefeiert habt –, über dessen Schwelle weder ein Samstag noch ein Freitag noch eine Vigilie noch die Quatember und auch nicht die Fasten, die so lang sind, kommen, wo hingegen Tag und Nacht gearbeitet und die Wolle geschlagen wird; und ich könnte Euch sagen, daß es, seitdem es heute nacht zur Mette geläutet hat, nicht bei einem Male geblieben ist. Und darum will ich bei ihm bleiben und mit ihm arbeiten, solange ich jung bin, und die Feiertage und die Ablässe und die Fasten will ich mir aufheben, bis ich alt bin; und Ihr mögt von mir aus in Gottes Namen so bald wie

möglich gehn und ohne mich Feste feiern, sooft es Euch beliebt.“ Bei dieser Rede fühlte Messer Ricciardo einen unbeschreiblichen Schmerz; und als er sah, daß sie schwieg, sagte er: „Ach, meine süße Seele, was sind das für Worte, die du da sprichst? Hast du denn keine Rücksicht auf die Ehre deiner Eltern und die deinige? Willst du denn in einer Todsünde verharren und lieber hier die Metze dieses Mannes sein, als in Pisa meine Gattin? Er wird dich, wann er deiner überdrüssig sein wird, mit Schande und Spott davonjagen; ich werde dich immer liebhaben und du wirst, was auch mit mir werden mag, immer die Herrin meines Hauses sein. Kannst du denn um dieser ungezügelten und unehrbaren Lust willen deine Ehre lassen und zugleich auch mich, der ich dich mehr liebe als mein Leben? Ach, meine Zuversicht, sprich nicht mehr so und komme mit mir; von nun an werde ich mir, da ich jetzt dein Verlangen kenne, alle Mühe geben. Und darum ändere deinen Entschluß, mein süßes Herz, und komme mit mir; seitdem du mir genommen worden bist, habe ich keine gute Stunde mehr gehabt.“ Und die Dame antwortete ihm: „Um meine Ehre braucht sich jetzt, wo es zu spät ist, kein Mensch in höherem Maße zu kümmern als ich; hätten es nur meine Eltern damals getan, als sie mich Euch gegeben haben. So wenig sie sich damals um meine Ehre gekümmert haben, so wenig gedenke ich es jetzt mit der ihrigen zu tun. Und lebe ich jetzt in einer Todsünde, so habe ich mich deswegen noch lange nicht

tot gesündigt; macht Euch darüber nicht mehr Sorgen als ich. Und ich sage Euch: hier darf ich mich für Paganinos Gattin halten, und in Pisa habe ich mich für Euere Metze halten müssen; während es in Pisa nur nach Mondvierteln und geometrischen Erwägungen möglich war, unsere Planeten zusammenzubringen, hält mich hier Paganino die ganze Nacht im Arme und drückt mich und beißt mich, und wie er mich hernimmt, das soll Euch der Herrgott erzählen. Ihr sagt, Ihr wolltet Euch alle Mühe geben: ja womit denn? dreimal einen Anlauf zu nehmen und ihn mit Schlägen in die Höhe zu bringen! Ich kann mirs ja denken, was für ein tüchtiger Ritter aus Euch geworden ist, seitdem ich Euch das letztemal gesehn habe. Geht und gebt Euch alle Mühe, Euer Leben zu fristen; auf der Welt scheint Ihr mir sowieso nur zur Miete zu sein, so ausgemergelt und jämmerlich seht Ihr mir aus. Und weiter sage ich Euch noch, daß ich, wenn er mich ließe – obwohl er meiner Meinung nach gar nicht daran denkt, sondern froh ist, wenn nur ich bleibe –, deswegen noch immer nicht zu Euch zurückkäme, aus dem man samt allem Drücken kein Näpfchen Saft herausbrächte; zu meinem größten Leidwesen und Schaden bin ich einmal bei Euch gewesen, und darum würde ich mein Glück anderswo versuchen. Ich sage es Euch also noch einmal: hier gibt es keine Feiertage und keine Vigilien und darum bleibe ich hier; und nun geht endlich in Gottes Namen Euers Weges, oder ich fange zu schreien an, daß Ihr mir

Gewalt antun wollt.“ Messer Ricciardo sah ein, daß alles umsonst war, und wurde sich endlich klar, was für eine Narrheit es gewesen war, daß er als abgelebter Schwächling ein junges Weib genommen hatte, und verließ das Gemach mit einem Herzen voll Trauer und Betrübnis; zwar redete er Paganino noch mit vielen Worten zu, aber das nützte ihm keinen Pfifferling, so daß er schließlich von der Dame ließ und, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Pisa heimkehrte. Dort wurde er vor Schmerz so blödsinnig, daß er, wenn er auf der Straße ging, jedem, der ihn grüßte oder ihn um etwas fragte, nichts sonst antwortete als: „Das schlechte Ding will keinen Feiertag;“ und es dauerte gar nicht lange, so starb er. Als das Paganino erfuhr, machte er die Dame, deren Liebe zu ihm er kannte, zu seiner rechtmäßigen Gattin; und ohne sich um Feiertage oder Vigilien oder Fasten zu kümmern, arbeiteten sie, solange die Beine sie trugen, und verbrachten ihre Tage in Freuden. Darum glaube ich, meine lieben Damen, daß Messer Bernabò bei dem Streite mit Ambrogiuolo den Esel beim Schwanz aufgezäumt hat.

Diese Geschichte hatte der ganzen Gesellschaft so viel zu lachen gegeben, daß niemand war, dem nicht die Kinnbacken weh getan hätten, und alle Damen sagten in völliger Einmütigkeit, daß Dioneo die Wahrheit gesagt habe und daß Bernabò ein Esel gewesen sei. Als aber die Geschichte zu Ende war und sich schließlich auch das Gelächter gelegt hatte,

nahm die Königin, die sah, daß die Stunde schon spät war und daß alle erzählt hatten und daß das Ende ihrer Herrschaft da war, pflichtgemäß den Kranz ab und setzte ihn auf das Haupt Neifiles und sagte mit heiterm Gesichte: „Nun, meine liebe Gesellin, sei du die Herrscherin über dies Völkchen;“ und damit setzte sie sich wieder. Neifile errötete ein wenig über die Ehre, die ihr zuteil geworden war, so daß ihr Gesicht einer Rose glich, die im Mai bei Tagesanbruch aufblüht, und sie senkte die muntern Augen, die funkelten wie der Morgenstern. Als aber der rauschende Beifall, der von der Verehrung Zeugnis gab, die die Königin bei allen genoß, verstummt war und sie ihre Befangenheit überwunden hatte, nahm sie einen erhabenern Sitz ein als sonst und sagte: „Da ich denn nun Euere Königin bin, will ich Euch, ohne mich von der Weise meiner Vorgängerinnen, die Ihr durch Euern Gehorsam gebilligt habt, zu entfernen, in wenigen Worten kundtun, was ich im Sinne habe, und wenn das Euer Ratschlag für gut findet, so wollen wir es ausführen. Wie Ihr wißt, ist morgen Freitag und übermorgen Samstag, beides Tage, die wegen der Speisen, die man da genießt, den meisten Leuten ein wenig widerwärtig sind, und dazu kommt noch, daß der Freitag wegen der Leiden Dessen, der für unser Leben gestorben ist, der Erbauung dienen soll; darum würde ich es für recht und ziemlich erachten, wenn wir uns am Freitage zur größern Ehre Gottes lieber mit Gebeten als mit Geschichten beschäftigten. Am Samstage haben es

wieder die Frauen im Brauche, sich den Kopf zu waschen und ihn von allem Staube und Schmutze zu säubern, der sich bei ihren Verrichtungen in der ganzen Woche angesammelt hat, und gar viele pflegen auch aus Verehrung für die heilige Jungfrau, die Mutter Gottes, zu fasten, und schon, um den darauffolgenden Sonntag zu heiligen, alle Arbeit ruhen zu lassen; weil wir also an diesem Tage die von uns angenommene Lebensweise nicht völlig beibehalten könnten, bin ich der Meinung, es wäre wohl getan, auch mit den Geschichten auszusetzen. Da wir dann aber schon vier Tage hier gewesen sein werden, so glaube ich, daß wir, wenn wir es vermeiden wollen, daß uns fremde Leute überraschten, gut daran täten, unsern Aufenthaltsort zu wechseln und anderswohin zu gehn; und wohin wir gehn wollen, das habe ich auch schon erwogen und vorgesehn. Wann wir dort am Sonntage nach dem Mittagsschlafe versammelt sein werden, so werdet Ihr viel Zeit zum Nachdenken gehabt haben, und aus diesem Grunde und dann auch, weil es bei dem weiten Spielraume, der unsern heutigen Geschichten gewährt war, sehr hübsch sein wird, den Erzählern das Feld etwas einzuschränken und von den verschiedenen Fügungen des Schicksals eine einzige Art herauszugreifen, so habe ich mir gedacht, daß wir von denen sprechen wollen, die durch Geschicklichkeit etwas Heißersehntes erlangt oder das Verlorene wiedergewonnen haben. Dioneos Vorrecht unbeschadet, denke jeder daran, über diesen Gegenstand etwas zu erzählen, was der Gesellschaft

nützen oder sie wenigstens unterhalten kann.“ Alle spendeten der Rede und der Absicht der Königin ihren Beifall und beschlossen, daß es so gehalten werden solle. Hierauf ließ die Königin ihren Seneschall rufen und gab ihm genau an, wo er am Abende die Tische decken solle und was er in der ganzen Zeit ihrer Herrschaft zu tun haben werde; und nun erhob sie sich mit ihrer ganzen Gesellschaft und gab jedem die Erlaubnis, das zu tun, was ihm behage. Die Damen und die Herren machten sich auf den Weg in ein Gärtchen, um sich eine Weile zu erlustigen, und dort nahmen sie auch, als die Speisestunde gekommen war, froh und vergnügt ihr Abendessen ein; und nachdem sie sich von den Tischen erhoben hatten, führte Emilia auf der Königin Wunsch den Reigen, und Pampinea sang dazu das folgende Lied, worein die andern Damen einstimmten:

An mir vor allen Frauen ists, zu singen,
An mir, der alle Wünsche Rosen bringen!

So komm denn, Amor, Herr in meinem Herzen,
Der du mir Liebe, Hoffnung, Lust gewährtest,
Laß uns ein Lied erheben
Von Seufzern nicht und nicht von bittern Schmerzen,
Durch die du meine Freuden nur vermehrtest,
Nein, von dem Wonneleben,
Das mich entflammt zu hellem, frohem Streben,
Dir, meinem Gotte, Opfer darzubringen.

Du führtest, Amor, mir vor meine Augen
Am ersten Tage, als ich dir mich weihte,

Ein Jünglingsbild zum Lohne;
Wer Mut und Schönheit kennt und männlich
Taugen,
Weiß keinen über ihm, noch ihm zur Seite!
Er ist der Männer Krone,
In dessen Herze ich so selig wohne,
Daß ich mit dir kann Jubellieder singen.

Die höchste Wonne doch, die mir beschieden,
Ist, daß sein Herz mir schlägt, wie ihm das meine;
Dank, Amor, deinem Walten
Hab ich des Wunsches Ziel erreicht hienieden
Und hoff auch drüben, daß ein Licht mir scheine,
Weil ich ihm Treu gehalten.
Gott, dem mein Herz liegt offen ohne Falten,
Wird gnädig drum zu seinem Reich uns bringen.

Sodann wurden noch mehrere andere gesungen und mehrere Tänze aufgeführt und verschiedene Instrumente gespielt. Als aber die Königin dafür hielt, es sei Zeit, zur Ruhe zu gehn, wurden alle mit Fackeln in ihre Gemächer geleitet; und indem sie sich die beiden folgenden Tage mit den Dingen beschäftigten, die die Königin besprochen hatte, erwarteten sie den Sonntag voll Verlangen.

ES ENDET DER ZWEITE TAG DES DEKAMERONS

ES BEGINNT DER

DRITTE TAG DES DEKAMERONS

WO UNTER DER HERRSCHAFT NEIFILES VON DENEN GESPROCHEN WIRD, DIE DURCH GESCHICKLICHKEIT ETWAS HEISSERSEHNTES ERLANGT ODER DAS VERLORENE WIEDERGEWONNEN HABEN

SCHON BEGANN AM SONNTAG DAS Morgenrot vor der nahenden Sonne zu erblassen, als die Königin aufstand und ihre ganze Gesellschaft aufstehn hieß. Früher noch hatte der Seneschall mancherlei Gerät an den Ort, wohin sie gehn sollten, geschickt samt einigen Leuten, die dort das Nötige vorbereiten sollten; als er nun sah, daß die Königin schon aufgebrochen war, ließ er alles übrige zusammenpacken und zog mit der Dienerschaft, die bei den Damen und Herren verblieben war, und mit dem Trosse wie aus einem abgebrochenen Lager weiter. Die Königin und mit und hinter ihr ihre Damen und die drei jungen Männer schlugen, geleitet von dem Gesange von schier zwanzig Nachtigallen und andern Vöglein, in westlicher Richtung einen Pfad ein, der zwar wenig begangen war, dafür aber mitten durch Blumen lief, die im grünen Grase ihre Kelche der aufsteigenden Sonne öffneten; und plaudernd, scherzend und lachend war die Gesellschaft kaum zweitausend Schritte gegangen, als sie die Königin, noch lange vor der Mitte der zweiten Morgenstunde, zu einem schönen, prächtigen Palaste geführt hatte, der, ein wenig über die Ebene erhaben, auf einem kleinen Hügel lag. Alsbald traten sie ein, und als sie überall herumgegangen waren, durch die großen Säle sowohl als auch durch die saubern und wohlgezierten Gemächer, die alles, was zu einem Gemache gehört, in Hülle und Fülle enthielten, kargten sie nicht mit ihrem Lobe und kamen zu dem Schlusse, der Besitzer müsse ein

gar vornehmer Mann sein. Und als sie dann hinabgestiegen waren und den weiten, freundlichen Hof, das eiskalte Wasser, das dort in reichlicher Menge hervorsprudelte, und die Keller voll des besten Weines gesehn hatten, steigerten sie ihre Lobeserhebungen. Nun setzten sie sich, schier nach Ruhe verlangend, auf einen Altan, der den ganzen Hof beherrschte und allenthalben mit den Blumen, die die Jahreszeit bot, und mit Laub geschmückt war; da kam auch schon der treffliche Seneschall und empfing und erquickte sie mit köstlichem Konfekt und trefflichem Weine. Hierauf ließen sie sich einen von Mauern umgebenen Garten öffnen, der sich an den Palast anschloß, und traten ein; und sie fanden ihn gleich beim Eintritte in seiner Gesamtheit von so wunderbarer Schönheit, daß sie mit größerer Aufmerksamkeit an die Betrachtung der Einzelheiten gingen. Ringsherum und nach allen Richtungen im Innern liefen pfeilgerade, breite Wege, überdacht von Weinreben, die für dieses Jahr eine reiche Traubenernte versprachen; und da sie damals in der Blüte standen, strömten sie zusammen mit den andern Gewächsen, die im Garten dufteten, einen solchen Wohlgeruch aus, daß sich die Gesellschaft mitten unter alle Spezerei des Morgenlandes versetzt wähnte. Und diese Gänge waren, so wie oben durch das Rebendach, an den Seiten überall mit Hecken von weißen und roten Rosen und von Jasmin gleichsam geschlossen, so daß man sich unter dem lieblichen, würzigen Schatten nicht nur am Morgen, sondern auch wann

die Sonne am höchsten stand, nach Belieben ergehn konnte, ohne von den Strahlen getroffen zu werden. Wie viele und was für Pflanzen dort wuchsen und wie sie verteilt waren, das zu schildern wäre zu weitläufig; aber von allen nennenswerten, die unser Himmelsstrich gedeihen läßt, war nicht eine, die dort nicht im Überflusse vorhanden gewesen wäre. Mitten in dem Garten – und das war nicht sein geringster Vorzug – war eine Wiese von zartem Grase, deren beinahe ins Schwarze übergehendes Grün vielleicht von tausenderlei bunten Blumen unterbrochen war; und sie war ringsum von grünen, strotzenden Orangen- und Zitronenbäumen umschlossen, die mit ihren Früchten, alten sowohl als auch unreifen, und ihren dabei noch immer blühenden Zweigen zugleich das Auge durch den Schatten und den Geruchsinn durch den Duft letzten. Und mitten in dieser Wiese war ein Brunnen aus weißem Marmor, ein Meisterwerk der Bildhauerkunst. Darin sprang, ich weiß nicht, ob durch natürliche Kraft oder durch eine künstliche Anlage, aus einer Figur, die auf einer in der Mitte errichteten Säule stand, ein so mächtiger Wasserstrahl zum Himmel empor, daß eine geringere Menge eine Mühle im Gange erhalten hätte, und fiel dann, nicht ohne ein liebliches Geplätscher, in den klaren Brunnen zurück. Das Wasser, nämlich das, das der Brunnen nicht fassen konnte, lief auf verborgenem Wege bis zum Rande der Wiese, trat dort ans Licht und umfloß sie in schönen, künstlich angelegten Gräben; ähnliche Gräben führten es auch

schier in jeden Teil des Gartens, bis es sich endlich an einem Punkte sammelte und den schönen Garten verließ, um als klares Bächlein in die Ebene niederzufließen, nachdem es noch vorher zu nicht geringem Nutzen des Besitzers mit großer Wucht zwei Mühlen getrieben hatte. Der Anblick dieses Gartens, der so schön angelegt war, der Pflanzen und des Springbrunnens mit dem daraus abfließenden Bächlein machte jeglicher Dame und den drei jungen Männern so viel Vergnügen, daß sie einander einmütig gestanden, sie wüßten sich nicht vorzustellen, daß ein irdisches Paradies, wenn das möglich wäre, anders aussehn könnte als dieser Garten, und sie seien außerstande, eine Schönheit zu erdenken, die ihm hinzugefügt werden könnte. Indem sie so, in aller Zufriedenheit lustwandelten, aus mannigfaltigen Zweigen schöne Kränze windend und den Vöglein lauschend, die wohl in zwanzigerlei Weisen um die Wette zu singen schienen, entdeckten sie noch eine reizende Schönheit, die sie, von den andern gefesselt, bisher nicht wahrgenommen hatten: sie sahen nämlich, daß der Garten wohl an hundert Arten hübscher Tiere enthielt, und einer konnte den andern aufmerksam machen, daß hier Kaninchen hervorkamen, dort Hasen liefen, an einem andern Plätzchen Rehe lagerten und wieder anderswo junge Hirsche ästen, und daß sich außer diesen noch viele andere Gattungen unschädlicher Tiere, alle schier zahm, in froher Lust tummelten; und das erhöhte ihr Vergnügen in erklecklichem Maße. Nachdem sie aber,

bald dies, bald jenes betrachtend, lange genug umhergegangen waren, ließen sie die Tische bei dem schönen Brunnen decken und gingen, wie es der Wunsch der Königin war, essen, nicht ohne vorher sechs Liedchen gesungen und ein wenig getanzt zu haben; sie wurden in trefflicher, schöner und geruhiger Weise bedient, und die guten und köstlichen Gerichte steigerten ihre Heiterkeit, so daß sie sich, nachdem sie sich erhoben hatten, von neuem der Musik und dem Gesange und dem Tanze ergaben, bis es der Königin wegen der Hitze, die sich einstellte, Zeit schien, daß wer wolle, schlafen gehe. Einige taten dies auch, andere, die von der Schönheit des Ortes eingenommen waren, wollten nicht gehn, sondern blieben, um sich, während die andern schliefen, mit Romanlesen oder mit Spielen, sowohl Schach als auch Brett, zu beschäftigen. Nachdem sie aber, als die dritte Stunde nach Mittag verstrichen war, aufgestanden waren und sich das Gesicht mit kaltem Wasser erfrischt hatten, kamen sie nach dem Wunsche der Königin auf der Wiese bei dem Springbrunnen zusammen und setzten sich in der gewohnten Weise und warteten auf den Befehl, zu dem von der Königin bestimmten Gegenstande zu erzählen. Und der erste dem die Königin diese Pflicht auferlegte, war Filostrato, und der begann folgendermaßen:

ERSTE GESCHICHTE

Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, und die Nonnen trachten alle um die Wette bei ihm zu liegen.

Es gibt, meine schönsten Damen, genug Männer und Frauen, die so töricht sind, daß sie ernstlich glauben, ein junges Mädchen, dem man den weißen Schleier um den Kopf gelegt und die schwarze Kutte angezogen hat, sei nicht anders mehr Weib und fühle die weiblichen Lüste nicht anders mehr, als ob sie sich dadurch, daß sie ins Kloster gegangen sei, in einen Stein verwandelt hätte; und hören diese Leute etwas, was ihrem Glauben zuwider ist, so erbosen sie sich so, wie wenn es sich um ein verruchtes, fluchwürdiges Verbrechen wider die Natur handelte, ohne an sich selber zu denken, die auch die unumschränkte Freiheit, alles zu tun, was sie wollen, nicht ersättigen kann, und ohne die große Gewalt der Muße und der Einsamkeit in Betrachtung zu ziehen. Und wieder gibt es genug andere, die ebenso ernstlich glauben, daß Hacke und Spaten, grobe Speisen und schwere Mühsal den Leuten, die auf dem Felde arbeiten, die begehrlichen Lüste nähmen und ihnen Verstand und Einsicht vergröberten. Wie sehr sich aber alle die, die so etwas glauben, täuschen, das will ich Euch, da mir der Auftrag der Königin geworden ist, mit einer kleinen Geschichte beweisen, ohne mich jedoch von dem Gegenstande, den sie bestimmt hat, zu entfernen.

In dieser unserer Gegend war und ist noch ein Nonnenkloster, wohlberufen durch seine Frömmigkeit – nennen werde ich es nicht, um nicht seinen Ruf irgendwie zu schmälern –, dessen hübschen Garten vor gar nicht langer Zeit, als dort nicht mehr als acht Nonnen und ihre Äbtissin, lauter junge Frauen, waren, ein biederer Mann bestellte; da der aber mit seinem Lohne nicht zufrieden war, so rechnete er mit ihrem Schaffer ab und kehrte nach Lamporecchio zurück, wo er daheim war. Unter denen, die ihn freundlich bewillkommten, war ein kräftiger, stämmiger Bauernbursche, der für einen vom Lande wohlgebaut war, Masetto mit Namen, und der fragte ihn, wo er so lange gewesen sei. Der Biedermann, der Nuto hieß, sagte es ihm, und Masetto fragte ihn, worin sein Dienst im Kloster bestanden habe. Und Nuto antwortete ihm: „Ich arbeitete in ihrem hübschen, großen Garten, ging dann und wann um Holz in den Busch, schöpfte Wasser und verrichtete noch andere solche Dienstlein, aber die Nonnen gaben mir so wenig Lohn, daß ich kaum die Schuhe bezahlen konnte. Dazu sind sie allesamt jung, und ich glaube, sie haben den Teufel im Leibe, weil man ihnen nichts recht machen kann; wenn ich zuzeiten im Garten arbeitete, sagte die eine: ‚setz das daher‘, und die andere: ‚setz das dorthin‘, und die dritte nahm mir die Hacke aus der Hand und sagte: ‚das ist nicht gut so‘, und auf diese Art ärgerten sie mich dann so lange, bis ich die Arbeit stehn ließ und aus dem Garten ging. So habe ich denn, wegen des einen sowohl

als auch wegen des andern, nicht länger bleiben wollen und bin hierhergekommen. Ihr Schaffer hat mich ja wohl bei meinem Weggehn gebeten, wenn mir einer unterkomme, der dazu tauge, ihn ihm zu schicken, und ich habe es ihm auch versprochen; aber da kann er lange warten, daß ich ihm einen besorge oder schicke!“ Als Masetto die Erzählung Nutos hörte, überkam ihn eine so große Lust, bei den Nonnen zu sein, daß er schier vergehn wollte; denn aus Nutos Erzählung glaubte er schließen zu dürfen, daß ihm das, wonach ihn gelüstete, glücken könnte. Weil er aber fürchtete, er verderbe es sich, wenn er Nuto etwas davon sage, sagte er zu ihm: „Das war wohlgetan von dir, daß du hergekommen bist! Wie sollte denn ein Mann mit Frauenzimmern auskommen? leichter käme man noch mit Teufeln aus; von sieben Malen wissen sie ja sechsmal nicht, was sie selber wollen.“ Nachdem jedoch ihr Gespräch zu Ende war, begann er nachzudenken, wie ers anfangen sollte, um bei ihnen sein zu können; zwar wußte er, daß er alle Dienstleistungen, die Nuto genannt hatte, trefflich verstand, so daß ihm nicht bange war, deshalb abgewiesen zu werden, aber er besorgte, daß er seiner großen Jugend und seines hübschen Aussehns halber nicht werde aufgenommen werden. Darum folgerte er nach vielem Hinundhersinnen also: das Kloster ist weit entfernt von hier, und niemand kennt mich dort; wenn ich mich stumm stelle, so werde ich sicherlich aufgenommen. Indem er bei dieser Folgerung stehnblieb, ging er mit einem Beile auf

der Schulter, ohne jemand zu sagen, wohin er gehe, in ärmlicher Kleidung zum Kloster: dort angelangt, trat er ein, und von ungefähr traf er den Schaffer im Hofe; dem deutete er mit Gebärden, wie sie die Stummen machen, er möge ihm um Gottes willen zu essen geben, wofür er ihm, wenn es nötig sei, Holz spalten werde. Der Schaffer gab ihm bereitwillig zu essen und stellte ihn dann vor ein paar Blöcke, mit denen Nuto nicht hatte zurechtkommen können; Masetto aber, der ein baumstarker Mensch war, hatte sie im Nu klein gemacht. Nun nahm ihn der Schaffer mit in den Busch, wo er zu tun hatte, und ließ ihn dort Holz schlagen; dann stellte er den Esel vor ihn und gab ihm durch Zeichen zu verstehn, er solle das Holz nach Hause bringen. Das verrichtete der Stumme sehr gut, und so behielt ihn der Schaffer zu einigen Arbeiten, die zu tun waren, mehrere Tage bei sich. Auf diese Art geschah es, daß ihn eines Tages die Äbtissin sah und den Schaffer fragte, wer er sei. Und der sagte zu ihr: „Madonna, das ist ein armer Taubstummer, der dieser Tage um ein Almosen gekommen ist; ich habe es ihm gegeben und habe ihn dann eine Menge Dinge verrichten lassen, die nötig gewesen sind. Wenn er sich auf die Gartenarbeit verstände und hierbleiben wollte, so glaube ich, daß wir an ihm einen trefflichen Knecht hätten, den wir ja brauchten; denn er ist stark, und man könnte mit ihm anfangen, was man wollte, und brauchte außerdem nicht zu fürchten, daß er mit Euern Fräulein schäkerte.“ Und die Äbtissin sagte

zu ihm: „Gottstreu, du hast recht: sich zu, ob er die Arbeit versteht, und trachte ihn dazubehalten; gib ihm etwa ein Paar Schuhe und einen alten Mantel, tu ihm recht schön und geh ihm um den Bart und gib ihm gut zu essen.“ Der Schaffer sagte, er werde es tun. Masetto, der nicht weit davon war, hörte das alles, obwohl er sich stellte, als hätte er nur darauf acht, den Hof zu kehren, und sagte sich voller Freude: ‚Wenn ihr mich nur dazu anstellt, so will ich euch den Garten so bearbeiten, wie er noch nie bearbeitet worden ist.‘ Als nun der Schaffer gesehn hatte, daß er trefflich zu arbeiten verstand, fragte er ihn durch Zeichen, ob er bleiben wolle, und Masetto antwortete durch Zeichen, er wolle tun, was man wollen werde, so daß ihn der Schaffer aufnahm und ihm die Gartenarbeit übertrug und ihm seine Obliegenheiten zeigte; hierauf ging er den andern Klostergeschäften nach und kümmerte sich nicht mehr um ihn. Da also Masetto einen Tag um den andern im Garten arbeitete, begannen ihn die Nonnen zu necken und zum besten zu haben, wie es die Leute oft den Stummen tun, und sagten ihm in dem Glauben, er verstehe sie nicht, die unflätigsten Worte, die es nur gibt; und die Äbtissin, die vielleicht glaubte, ihm mangle etwas andres geradeso wie die Sprache, scherte sich darum wenig oder gar nicht. Eines Tages aber geschah es, daß sich ihm, als er sich nach harter Arbeit ein wenig hingelegt hatte, zwei Klosterfräulein, die im Garten umhergingen, näherten und ihn zu betrachten anfingen, während er sich schlafend stellte.

Darum sagte die eine, die etwas keck war, zu der andern: „Wenn ich wüßte, daß ich dir vertrauen kann, so würde ich dir etwas sagen, was mir oft schon in den Sinn gekommen ist und was vielleicht auch dir frommen könnte.“ Die andere antwortete: „Sag es nur dreist; ich werde es wahrhaftig keiner Seele sagen.“ Nun begann die Kecke: „Ich weiß nicht, ob du schon darüber nachgedacht hast, wie streng wir hier gehalten werden, und daß sich kein Mann sonst da hereingetraut, außer unserm Schaffer, der ein Greis ist, und diesem Stummen; und zu mehrern Malen habe ich die Frauen, die zu uns gekommen sind, sagen hören, daß alle Wonnen der Welt ein Plunder sind gegen die, die das Weib in dem Umgange mit dem Manne genießt. Darum habe ich es mir schon öfter vorgenommen, es mit diesem Stummen, da ich doch keinen andern haben kann, zu versuchen, ob dem so ist. Und dazu taugt er am allerbesten, weil er es, auch wenn er wollte, nicht wiedersagen könnte; du siehst, er ist ein dummer Bengel, der länger gewachsen ist als sein Verstand: und nun möchte ich gerne hören, was dich darüber bedünkt.“ „O weh,“ sagte die andere, „was sagst du da! Weißt du nicht, daß wir unsere Jungfräulichkeit dem Herrgott gelobt haben?“ „Ach was,“ sagte die erste, „wieviel wird ihm nicht alle Tage gelobt, ohne daß ihm etwas gehalten würde; haben wir sie ihm gelobt, so wird sich schon eine oder die andere finden, von der er sie erhält.“ Und ihre Gesellin sagte zu ihr: „Und wenn wir schwanger würden, was sollte dann werden?“ Aber die erste

sagte: „Du denkst ans Unglück, bevor es da ist: geschieht es wirklich, dann heißt es denken; und da werden sich hundert Mittel finden, daß niemand etwas davon erfährt, wenn wirs nicht selber sagen.“ Die andere war nun schon lüsterner als die Anstifterin, zu versuchen, was für ein Tier der Mann sei, und so sagte sie: „Also gut; wie machen wirs denn?“ Und sie bekam zur Antwort: „Du siehst, es geht gegen die dritte Nachmittagsstunde, und die Schwestern, glaube ich, schlafen alle außer uns; sehn wir nach, ob jemand im Garten ist, und ist niemand da, was brauchen wir weiter zu tun, als ihn bei der Hand zu nehmen und in die Hütte da zu führen, wo man beim Regen untersteht? Die eine bleibt dann drinnen bei ihm, und die andere hält Wache; er ist so dumm, daß er sich in alles fügen wird, was wir wollen.“ Masetto, der das ganze Gespräch gehört hatte und entschlossen war, zu gehorchen, wartete auf nichts sonst, als daß ihn eine von ihnen nehmen werde. Und als sie überall Umschau gehalten und sich überzeugt hatten, daß sie von keiner Seite gesehn werden konnten, trat die, die das Gespräch angefangen hatte, auf ihn zu und weckte ihn, und er sprang augenblicklich auf. Sie nahm ihn unter Liebkosungen bei der Hand und führte ihn, der einfältig lachte, in die Hütte; dort tat er denn, ohne sich lange einladen zu lassen, alles, was sie wollte. Nachdem sie ihren Willen gehabt hatte, machte sie als treue Gesellin der andern Platz, und Masetto, der weiter den Tölpel spielte, tat, was sie wünschten. Darum entschlossen sie sich,

bevor sie weggingen, den Versuch, wie der Stumme reiten könne, zu wiederholen; und indem sie dann öfter darüber sprachen, gestanden sie einander, die Wonne sei wirklich so groß, ja noch größer gewesen, als sie gehört hätten, weshalb sie denn auch fortan zu günstiger Zeit die Gelegenheit wahrnahmen und den Stummen oft zu ihrer Lust besuchten. Eines Tages aber geschah es, daß ihnen dabei eine ihrer Gesellinnen vom Zellenfenster aus zusah und sie zwei andern zeigte. Zuerst sprachen sich die drei miteinander dahin aus, daß sie sie bei der Äbtissin verklagen müßten; dann aber änderten sie ihren Rat und einigten sich mit ihnen und wurden Teilhaberinnen an Masettos Gütchen. Und durch verschiedene Umstände wurden auch die übrigen drei Schwestern zu der Gesellschaft gebracht. Schließlich fand die Äbtissin, die von diesen Dingen noch nichts gemerkt hatte, eines Tages, als sie bei großer Hitze ganz allein im Garten umherging, den armen Masetto, dem die geringe Tagesarbeit wegen der allzu häufigen nächtlichen Ritte hart ankam, im Schatten eines Mandelbaumes langausgestreckt schlafen, und der Wind hatte ihm das Hemd zurückgeschlagen, so daß er völlig entblößt war. Bei diesem Anblicke wurde die Dame, die sich allein sah, von derselben Begierde befallen, die ihre Nonnen befallen hatte, und sie weckte Masetto und nahm ihn mit sich in ihr Gemach. Und dort behielt sie ihn zum größten Leidwesen der Nonnen, die sich darüber beklagten, daß er nicht zur Gartenarbeit komme, etliche Tage lang,

um die Wonnen, derenthalben sie vorher jede verdammt hatte, zu kosten und wieder zu kosten, bis sie ihn endlich in seine Kammer entließ. Da sie ihn aber immer wieder in Anspruch nahm und mehr von ihm wollte, als auf ihren Teil gekommen wäre, sah Masetto, dem es unmöglich war, so viele zu befriedigen, endlich ein, daß ihm aus seinem Stummsein, wenn er dabei bliebe, ein allzu großer Schaden erwachsen könnte. Als er daher eines Nachts bei der Äbtissin war, löste er das Band seiner Zunge und begann also: „Ich habe mir sagen lassen, Madonna, daß ein Hahn gar wohl zehn Hennen genügt, daß es aber zehn Männer nur schlecht oder mühselig vermögen, ein Weib zu ersättigen; und ich soll ihrer neune bedienen! Das kann ich um nichts in der Welt länger mehr aushalten; ich bin ja auch durch das, was ich geleistet habe, so weit heruntergekommen, daß ich nunmehr weder wenig noch viel leisten kann. Und darum laßt mich entweder in Gottes Namen ziehen oder trefft in dieser Sache ein Abkommen.“ Da die Äbtissin den Menschen, den sie für stumm gehalten hatte, sprechen hörte, war sie ganz verdutzt und sagte: „Was ist das? ich habe geglaubt, du seiest stumm.“ „Madonna,“ sagte Masetto, „ich war es auch, aber nicht von Geburt, sondern von einer Krankheit, die mir die Sprache genommen hat; und erst heute nacht fühle ich, daß sie mir wiedergegeben ist, und dafür lobe ich Gott von ganzem Herzen.“ Die Dame glaubte ihm und fragte ihn, was das heißen solle, daß er neun zu bedienen habe. Masetto erzählte

ihr den ganzen Handel. Als das die Äbtissin hörte, ward sie inne, daß sie keine Nonne hatte, die nicht viel klüger gewesen wäre als sie; ohne darum Masetto ziehen zu lassen, entschloß sie sich als verständige Dame, mit ihren Nonnen ein Abkommen zu treffen, damit nicht das Kloster durch ihn in einen schlimmen Leumund komme. Und da in diesen Tagen ihr Schaffer gestorben war, einigten sie sich, nachdem sie einander alles, was unter ihnen vorgegangen war, entdeckt hatten, im Einverständnis mit Masetto dahin, den Leuten in der Umgebung weiszumachen, daß ihm nach langer Stummheit durch ihre Gebete und wegen der Verdienste des Heiligen, dem das Kloster geweiht war, die Sprache wiedergegeben worden sei, und machten ihn zu ihrem Schaffer; und seine Pflichten verteilten sie auf eine Weise, daß er sie ertragen konnte. Obwohl er auf diese Art manches Mönchlein erzeugte, ging doch die Sache so gut vonstatten, daß davon nicht früher etwas ruchbar wurde, als nach dem Tode der Äbtissin; um diese Zeit war er schon dem Alter nahe und verlangte danach, mit seinem Reichtum heimzukehren, und dieser Wunsch wurde ihm auch willig gewährt. So kam denn Masetto nach einer klug angewandten Jugend in seinem Alter als reicher Mann und Vater, ohne sich damit geplagt zu haben, die Kinder zu nähren und Geld für sie auszugeben, in die Heimat zurück, die er mit einem Beile auf der Schulter verlassen hatte, und er sagte jedem, der es hören wollte, so verfahre Christus mit denen, die ihm Hörner aufsetzten.

ZWEITE GESCHICHTE

Ein Stallknecht liegt bei der Gemahlin König Agilulfs; Agilulf entdeckt es, bleibt jedoch ruhig. Er findet den Schuldigen und schneidet ihm die Haare ab; der aber tut den andern desgleichen und rettet sich also.

ALS die Geschichte Filostratos, bei der die Damen manchmal errötet waren, manchmal aber auch gelacht hatten, zu Ende war, gefiel es der Königin, daß Pampinea mit dem Erzählen fortfahre. Die begann mit lächelndem Munde und sagte: Es gibt Leute, die unverständig genug sind, allwege zeigen zu wollen, daß sie Kenntnis und Kunde von Dingen haben, die sie gerade nicht zu wissen brauchten; und wenn sie daher dann und wann die Vergehen anderer, die sonst unbekannt geblieben wären, tadeln, vermehren sie nur die eigene Schande, statt sie, wie sie glauben, zu vermindern. Und daß das wahr ist, gedenke ich Euch, meine reizenden Damen, durch das Gegenteil zu beweisen, indem ich Euch erzählen will, wie klug sich ein trefflicher König bei der Verschlagenheit eines Mannes, den Ihr vielleicht für geringer halten werdet als Masetto, benommen hat.

Agilulf, König der Langobarden, schlug sein Hoflager, wie seine Vorgänger getan hatten, in Pavia auf, der lombardischen Stadt; zur Gattin hatte er Theudelinde, die Witwe Autharis, der gleicherweise König der Langobarden gewesen war, eine sehr schöne, kluge und gar ehrbare Dame, der aber durch einen Buhlen ein großes Unglück widerfahren ist.

In der Zeit nämlich, wo im Langobardenreiche durch die Tapferkeit und die Klugheit König Agilulfs Wohlstand und Ruhe herrschten, geschah es, daß sich ein Stallknecht der Königin, der trotz seiner niedrigen Abkunft einen höhern Sinn trug, als sich zu seinem niedrigen Dienste geschickt hätte, und von Gestalt schön und groß wie der König war, maßlos in seine Herrin verliebte. Und weil ihm sein schnöder Stand die Erkenntnis, daß seine Liebe aller Vernunft widerstritt, nicht genommen hatte, entdeckte er sie als kluger Mann keinem Menschen und wagte es nicht einmal, sie der Königin durch Blicke zu verraten. Und obwohl er ohne Hoffnung lebte, jemals ihre Huld zu gewinnen, so rühmte er sich doch vor sich selber, daß er seinen Sinn auf einen so erhabenen Gegenstand gerichtet hatte; und weil er ganz in den Liebesflammen glühte, trachtete er mehr als jeder von seinen Gesellen alles zu tun, was seiner Meinung nach der Königin gefallen konnte. Daraus ergab sich, daß die Königin, wenn sie reiten sollte, viel lieber das Pferd, das er wartete, ritt als irgendein andres; und wann das geschah, so rechnete er es sich zur höchsten Gnade an und wich nicht von ihrem Steigbügel, weil er sich schon selig fühlte, wenn er nur ihr Gewand berühren durfte. Wie wir es aber oft geschehn sehn, daß die Liebe um so mehr zunimmt, je mehr sich die Hoffnung vermindert, so geschah es auch diesem armen Stallknechte, so daß es ihm gar schwer wurde, die große Leidenschaft in der Heimlichkeit, die er beobachtete, zu ertragen,

ohne von einer Hoffnung gefördert zu werden; und außerstande, sich von dieser Liebe loszureißen, beriet er sich zu often Malen mit sich selber, zu sterben. Und indem er nachdachte, wie er das tun sollte, entschloß er sich endlich, so sterben zu wollen, daß es dadurch offenbar werde, daß er um der Liebe willen sterbe, die er für die Königin gehegt habe und hege; und er nahm sich vor, es auf die Weise zu tun, daß er dabei sein Glück versuche, ob er sein Verlangen ganz oder zum Teile stillen könne. Er unternahm es aber keineswegs, der Königin etwas zu sagen oder ihr seine Liebe durch einen Brief zu wissen zu machen, weil er wußte, daß es eitel gewesen wäre, ihr etwas zu sagen oder zu schreiben; sondern er wollte den Versuch machen, ob er durch List bei ihr liegen könne. Und dabei konnte es sich um keine andere List handeln, als ein Mittel zu finden, daß er, als ob er der König wäre, der, wie er wußte, nicht immer bei ihr schlief, zu ihr gelangen und in ihr Gemach gehn könne. Um deshalb zu sehn, wie und in welcher Kleidung der König gehe, wann er zu ihr gehe, verbarg er sich mehrere Male des Nachts in einem großen Saale des königlichen Schlosses, der zwischen dem Gemache des Königs und dem der Königin war; und da sah er eines Nachts, daß der König sein Gemach in einen weiten Mantel gehüllt verließ und in der einen Hand eine brennende Kerze und in der andern eine Gerte hielt und zum Gemache der Königin ging und, ohne ein Wort zu sagen, ein- oder zweimal mit der Gerte an die Tür klopfte, und

daß ihm unverzüglich geöffnet und die Kerze aus der Hand genommen wurde. Als er das gesehn und ihn auf ähnliche Weise hatte zurückkommen sehn, gedachte er es ebenso zu machen. Er verschaffte sich also einen ähnlichen Mantel, wie der war, den er beim Könige gesehn hatte, und eine Kerze und ein Stäbchen; und nachdem er sich im Bade wohl gewaschen hatte, damit nicht etwa der Geruch des Mistes die Königin anwidere oder ihr die Täuschung verrate, verbarg er sich mit diesen Dingen so wie sonst in dem großen Saale. Und als er merkte, daß alles schlief, und es ihm an der Zeit schien, entweder sein Verlangen zu stillen oder dem ersehnten Tode hochgemut den Weg zu bahnen, schlug er mit Stein und Stahl, die er mitgebracht hatte, Feuer, zündete seine Kerze an, zog den Mantel, in den er sich gehüllt hatte, zusammen, ging zur Tür des Gemaches und klopfte zweimal mit der Gerte. Eine ganz verschlafene Kammerfrau öffnete ihm und nahm ihm das Licht aus der Hand und verbarg es; und so bestieg er, nachdem er die Vorhänge zurückgeschlagen und den Mantel abgelegt hatte, ohne ein Wort zu sagen das Bett, wo die Königin schlief. Da er des Königs Gewohnheit kannte, daß er, wenn er verdrießlich war, nichts hören wollte, stellte er sich verdrießlich; und so redete weder er noch sie ein Wort, als er sie sehnsüchtig in die Arme schloß und zu mehrern Malen erkannte. Und obwohl ihm der Abschied schwer ankam, so erhob er sich doch aus Furcht, ein allzu langes Verweilen könnte der Grund

werden, daß sich ihm die genossene Lust in Trübsal verkehre, und nahm seinen Mantel und das Licht, ging, ohne etwas zu sagen, weg und kehrte so rasch wie nur möglich in sein Bett zurück. Dort konnte er kaum angelangt sein, als der König, der aufgestanden war, ins Gemach der Königin kam, die darüber baß erstaunt war; und als er ins Bett gestiegen war und sie freudig begrüßt hatte, sagte sie, die sich bei seiner Freude ein Herz gefaßt hatte: „Aber, Herr, was ist denn heute nacht los? Eben habt Ihr mich erst verlassen, und obwohl Ihr Euch an mir mehr ergötzt habt als sonst, kehrt Ihr so bald wieder zurück! Nehmt Euch in acht, was Ihr tut.“ Als der König diese Worte hörte, war es ihm auch schon klar, daß die Königin durch eine Ähnlichkeit des Benehmens und der Gestalt getäuscht worden war; aber als kluger Mann entschloß er sich sofort, die Königin nicht etwas merken zu lassen, was sie ebensowenig wie sonst jemand gemerkt hatte. Gar mancher Dummkopf hätte das nicht getan, sondern gesagt: ‚Ich war ja gar nicht hier; wer ist das, der hier war? Wie ist es denn zugegangen und was war weiter?‘ und das Ende davon wäre gewesen, daß er dadurch die Dame zu Unrecht gekränkt und ihr überdies einen Anlaß gegeben hätte, auch ein andermal das zu begehren, was sie schon verkostet hatte; und mit dem, was ihm, wenn es verschwiegen blieb, nie zur Schande ausschlagen konnte, hätte er sich, wenn er geredet hätte, eine große Schmach zugezogen. Der König antwortete also, mehr innerlich verstört als

im Gesichte oder in den Worten: „Scheine ich Euch nicht Manns genug, Frau, wiederzukommen, wenn ich auch erst da war?“ Und die Dame antwortete ihm: „O ja, Herr, aber allwege bitte ich Euch, auf Euere Gesundheit achtzuhaben.“ Nun sagte der König: „So will ich denn meinetwegen Euerm Rate folgen und für dieses Mal weggehn, ohne Euch weiter zu belästigen.“ Und das Herz voll Zorn und Erbitterung wegen dessen, was ihm, wie er sah, geschehn war, nahm er seinen Mantel wieder und verließ das Gemach; und er beabsichtigte, in der Stille zu erkunden, wer der Täter sei, von dem er überzeugt war, er müsse vom Hause sein und habe das Haus, wer immer er sei, noch nicht verlassen können. Nachdem er daher ein Laternchen mit einem kleinen Lichte genommen hatte, begab er sich in einen langen Gang in seinem Schlosse, der über den Pferdeställen war und wo schier seine ganze Dienerschaft in verschiedenen Betten schlief; und weil er meinte, daß sich bei dem, der das, was die Dame gesagt hatte, getan habe, der Anstrengung halber weder Puls noch Herzschlag beruhigt haben könnte, legte er, an dem einen Ende des Ganges beginnend, nach und nach einem jeden die Hand auf die Brust, um zu fühlen, ob sein Herz poche. Alle andern schliefen fest, nur der, der bei der Königin gewesen war, schlief noch nicht; als er daher den König kommen sah, begann er sich, weil er erriet, was der König suchte, heftig zu fürchten, so daß sein Herzklopfen, das von der Anstrengung herrührte, durch die Angst

noch ärger wurde, und er zweifelte nicht im mindesten, der König werde ihn, wenn er das merken werde, unverzüglich töten. Und obwohl ihm mancherlei, was er tun wollte, durch den Kopf ging, faßte er doch, als er den König unbewaffnet sah, den Entschluß, sich schlafend zu stellen und zu warten, was er tun werde. Der König hatte schon viele befühlt, ohne einen gefunden zu haben, den er für den Schuldigen gehalten hätte, bis er endlich zu ihm kam; und als er fühlte, daß sein Herz heftig klopfte, sagte er bei sich: ‚Der ists.' Da er aber nicht im Sinne hatte, das, was er tun wollte, jemand wissen zu lassen, tat er ihm nichts sonst, als daß er ihm mit einer Schere, die er mitgebracht hatte, die Haare, die damals lang getragen wurden, auf einer Seite zum Teile abschnitt, um ihn an diesem Zeichen am nächsten Morgen zu erkennen; und nachdem das getan war, ging er weg und kehrte in sein Gemach zurück. Der Stallknecht, dem nichts entgangen war, erriet als verschlagener Mensch klärlich, warum er ihn also gezeichnet hatte: darum erhob er sich, ohne sich lange zu besinnen, holte eine von den Scheren, die von ungefähr der Pferde wegen im Stalle waren, und ging leise zu allen, so viele ihrer in dem Gange schliefen, und schnitt ihnen allen in gleicher Weise die Haare über dem Ohre ab; und nachdem er das, ohne bemerkt worden zu sein, getan hatte, legte er sich wieder schlafen. Kaum war der König am Morgen aufgestanden, so befahl er, daß seine ganze Dienerschaft, noch bevor die Schloßtore geöffnet

würden, vor ihm erscheine, und so geschah es. Als sie nun allesamt barhäuptig vor ihm standen, begann er Umschau zu halten, um den zu finden, den er geschoren hatte; da er aber sah, daß der größere Teil von ihnen die Haare auf dieselbe Weise abgeschnitten hatte, sagte er sich voll Verwunderung: ‚Ist auch der, den ich suche, niedrigen Standes, so zeigt er doch eine hohe Klugheit.' Und weil er sah, daß er den, den er suchte, ohne Aufsehn nicht herausbekommen konnte, und weil es nicht seine Absicht war, sich um einer geringfügigen Rache willen eine große Schmach zuzuziehen, beschied er sich damit, ihn mit einem Worte zu ermahnen und ihm zu zeigen, daß er alles wisse; und so sagte er, zu allen gewandt: „Wer es getan hat, soll es nicht mehr tun; und nun geht mit Gott." Ein anderer hätte sie an den Strick spannen, peinlich befragen und verhören lassen, und indem er das getan hätte, hätte er entdeckt, was jeder verdecken soll; und hätte er ihn wirklich entdeckt und sich an ihm völlig gerächt, so hätte er seine Schmach nicht verringert, sondern um vieles vermehrt und die Ehre seiner Gemahlin befleckt. Die, die diese Rede hörten, verwunderten sich darüber und fragten lange untereinander herum, was der König damit habe sagen wollen: aber es war sonst keiner, der die Rede verstanden hätte, als der eine, den sie anging. Als kluger Mann entdeckte er niemand etwas davon, solange der König lebte, und setzte auch nie mehr sein Leben in einem solchen Handel aufs Spiel.

DRITTE GESCHICHTE

Unter dem Scheine der Beichte und eines besonders lautern Gewissens bringt eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist, einen sittenstrengen Mönch dazu, daß er ihr unwissentlich behilflich ist, ihre Lust völlig zu stillen.

ALS Pampinea schwieg, priesen fast alle den Mut und die Vorsicht des Stallknechts nicht minder als die Klugheit des Königs, bis sich die Königin zu Filomena kehrte und ihr auftrug, fortzufahren; Filomena begann also mit Anmut folgendermaßen: Ich gedenke Euch einen Streich zu erzählen, den eine schöne Dame einem sittenstrengen Mönche wahrhaftig gespielt hat und der jeden Laien um so mehr freuen muß, je mehr diese Mönche, die ja größtenteils ausgemachte Tröpfe sind und sich aberwitzig betragen, alles besser zu tun und zu wissen glauben als die andern, denen sie doch bei weitem nachstehen müßten, weil sie bei der Niedrigkeit ihrer Sinnesart nicht einmal imstande sind, sich ihren Unterhalt zu erwerben, sondern wie die Schweine überall unterkriechen, wo es für sie etwas zu essen gibt. Diese Geschichte erzähle ich Euch, meine anmutigen Damen, nicht nur weil ich an der Reihe bin, sondern auch um Euch zu zeigen, daß es, von den Männern gar nicht zu reden, aber auch unsereine trifft und getroffen hat, die Mönche, denen wir übermäßig leichtgläubige Frauen allzuviel Vertrauen schenken, zum besten zu halten.

In unserer Stadt, wo mehr Trug als Lieb oder Treue ist, war, es sind noch nicht viele Jahre her,

eine adlige Dame, die von der Natur wie nur je eine mit Schönheit geziert und mit Zucht, Hochsinn und Witz begabt war; obwohl, ich ihren Namen ebenso wie die der andern, die in diese Geschichte verwickelt sind, nennen könnte, will ich es nicht tun, weil noch einige von ihnen am Leben sind, die sich deshalb einen Pack Ärger aufladen würden, obwohl man mit Lachen darüber hinweggehen sollte. Diese Dame also, die sich ihrer vornehmen Abkunft bewußt war und sich an einen Wollenweber verheiratet sah, konnte es nicht verwinden, daß ihr Gatte ein Handwerker war, weil sie keinen Mann von niedrigem Stande, und wäre er noch so reich gewesen, einer adeligen Dame für wert erachtete; und da sie überdies sah, daß er samt all seinem Reichtum zu nichts sonst taugte, als die Wolle zu scheiden oder den Zettel anzurichten oder mit den Spinnerinnen über das Gespinst zu streiten, nahm sie sich vor, seine Umarmungen in keinerlei Weise mehr zu dulden, außer wann sie es ihm gar nicht verweigern könne, sich aber dafür zu ihrer Entschädigung einen zu suchen, der ihr dessen würdiger scheine als der Weber: und so verliebte sie sich in einen gar wackeren Edelmann mittlern Alters, und das so, daß sie des Nachts vor Gram nicht schlafen konnte, wenn sie ihn am Tage nicht gesehen hatte. Der Edelmann aber kümmerte sich nicht darum, weil er nichts davon ahnte, und sie, die sehr vorsichtig war, getraute sich aus Furcht vor den möglichen Gefahren nicht, es ihn durch eine Botin oder einen Brief wissen zu lassen.

Als sie aber bemerkt hatte, daß er viel mit einem Klosterbruder verkehrte, der seines frommen Lebenswandels halber trotz seiner Dummheit und Ungeschlachtheit allgemein in dem Rufe eines trefflichen Mönches stand, meinte sie, daß der den besten Vermittler zwischen ihr und ihrem Geliebten werde abgeben können, und nachdem sie überlegt hatte, wie sie es anzustellen habe, ging sie zu einer schicklichen Stunde in seine Kirche, ließ ihn rufen und sagte ihm, sie wolle ihm, wenn es ihm beliebe, beichten. Der Mönch, der beim ersten Anblicke erkannte, daß sie eine vornehme Dame war, hörte sie bereitwillig an; und nach der Beichte sagte sie zu ihm: „Vater, ich muß mich an Euch in einer Sache, die Ihr hören sollt, um Rat und Hilfe wenden. Ich habe Euch gesagt, wer ich bin, und weiß, daß Ihr meine Verwandten ebenso kennt wie meinen Mann, der mich mehr als sein Leben liebt und von dem ich nichts verlangen kann, was er mir nicht als schwerreicher Mann, der er ist, auf der Stelle erfüllte, weshalb ich ihn denn mehr liebe als mich selber; und wenn ich etwas, was seiner Ehre oder seinem Gefallen zuwider wäre, nur dächte, geschweige denn beginge, so gäbe es keine Missetäterin, die den Scheiterhaufen mehr verdiente als ich. Nun werde ich aber von einem Menschen – wer er ist, weiß ich wirklich nicht, aber er scheint mir von Stande, ist groß von Gestalt und hübsch, trägt Kleider aus feinem braunen Tuche und verkehrt, wenn ich mich nicht täusche, viel mit Euch –, der mir vielleicht die Gesinnung, die ich habe, nicht

zutraut, regelrecht belagert, so daß ich weder an die Tür oder ans Fenster treten noch das Haus verlassen kann, ohne daß ich ihn augenblicklich vor mir hätte, und ich wundere mich nur, daß er nicht schon da ist; und sein Benehmen ist mir sehr unangenehm, weil es ganz danach angetan ist, eine ehrbare Frau ohne ihre Schuld in üble Nachrede zu bringen. Ich habe mir schon vorgenommen gehabt, ihm das einmal durch meine Brüder sagen zu lassen, aber wieder bedacht, daß die Männer dann und wann Botschaften auf eine Weise ausrichten, daß die Antworten schlecht ausfallen, woraus dann ein Wortwechsel entsteht, der schließlich in Tätlichkeiten übergeht; um es daher zu vermeiden, daß sich ein Unheil oder Ärgernis ergebe, habe ich geschwiegen und mich entschlossen, es lieber Euch als jemand anderm zu sagen, einmal, weil Ihr sein Freund zu sein scheint, und dann auch, weil es sich für Euch sehr wohl schickt, einer solchen Sache halber, von einem Freunde zu geschweigen, aber selbst Fremden Vorstellungen zu machen. Darum bitte ich Euch um Gottes willen, verweist ihm sein Benehmen und bittet ihn, daß er es fortan ändere. Es gibt genug Frauen, die etwa zu solchen Dingen neigen und denen es ein Vergnügen machen wird, wenn er sein Augenmerk auf sie richtet und um sie buhlt, während es mir, deren Sinn in keinerlei Weise zu so etwas neigt, äußerst verdrießlich ist.“ Und nachdem sie das gesagt hatte, senkte sie den Kopf, als ob sie hätte weinen wollen. Der fromme Bruder begriff sofort, wen sie meinte,

und lobte sie höchlich ihres guten Vorsatzes halber und versprach ihr, weil er alles, was sie sagte, für reine Wahrheit hielt, er werde es schon dahin bringen, daß ihr der Mensch keinen Verdruß mehr machen werde; und da er wußte, daß sie sehr reich war, pries er ihr, indem er ihr von seiner Dürftigkeit erzählte, die Almosen und die Werke der Barmherzigkeit. Und die Dame sagte zu ihm: „Ich bitte Euch um Gottes willen, tut so, wie Ihr gesagt habt; und leugnet er, so sagt ihm ins Gesicht, daß ich es selber gewesen bin, die es Euch gesagt und sich darüber beschwert hat.“ Als sie dann ihre Beichte beendet und die Buße empfangen hatte, erinnerte sie sich der Ermunterung zu barmherzigen Werken, die ihr von dem Mönche zuteil geworden war, und füllte ihm unauffällig die Hand mit Geld und bat ihn, Messen zu lesen für die Seelen ihrer Verstorbenen; und dann erhob sie sich von seinen Füßen und ging heim. Der fromme Mönch erhielt bald darauf den gewohnten Besuch des Edelmanns; und nachdem sie miteinander eine Weile über dies und das gesprochen hatten, nahm er ihn beiseite und verwies ihm mit gütigen Worten die Nachstellungen und die Blicke, womit er die Dame nach ihrer Erzählung belästigt glaubte. Der Edelmann verwunderte sich, weil er sie noch nie angesehn hatte und nur selten bei ihrem Hause vorbeizukommen pflegte, und wollte seine Unschuld beteuern; aber der Mönch ließ ihn nicht reden, sondern sagte: „Stelle dich nicht verwundert und verliere keine Worte, um es zu leugnen, was du doch

nicht kannst; ich habe es nicht vielleicht von den Nachbarn erfahren, sondern sie selber hats mir unter bittern Klagen über dich gesagt. Und obwohl sich diese Tändeleien überhaupt nicht für dich schicken, so sage ich dir noch das: wenn ich je eine über derlei Albernheiten erbost gefunden habe, so ist sie es; darum bitte ich dich um deiner Ehre und ihrer Ruhe willen, bleib weg und laß sie in Frieden.“ Der Edelmann, der klüger war als der Mönch, brauchte nicht allzulange, um die Schlauheit der Dame zu begreifen, und sagte mit einigen Zeichen der Beschämung, er werde sich weiter nicht damit abgeben; und als er den Mönch verlassen hatte, ging er zu dem Hause der Dame, die stets, um ihn, wenn er vorübergehe, zu sehn, an einem Fensterchen verweilte. Und da sie ihn kommen sah, zeigte sie ihm ein so freudiges und holdseliges Gesicht, daß er leichtlich begreifen konnte, er habe die Worte des Mönches richtig begriffen; und von diesem Tage an machte ers sich zur Gewohnheit, unter irgendeinem Vorwande zu seiner Freude und zum wonnigen Troste der Dame durch ihre Straße zu gehn. Da es aber die Dame bald bemerkt hatte, daß sie ihm ebenso gefiel wie er ihr, so verlangte sie danach, ihn noch mehr zu entflammen und ihm keinen Zweifel über die Liebe, die sie zu ihm trug, zu lassen; darum nahm sie Zeit und Gelegenheit wahr, begab sich wieder zu dem frommen Mönche und hob, nachdem sie sich zu seinen Füßen gesetzt hatte, zu weinen an. Als das der Mönch sah, fragte er sie gütig, was sie Neues bringe, und sie ant-

wortete: „Das Neue, Vater, was ich bringe, kommt von niemand sonst als von Euerm gottvermaledeiten Freunde, über den ich mich vor ein paar Tagen bei Euch beschwert habe; ich muß jetzt schon glauben, daß er zu nichts anderm geboren ist, als mich zu reizen und zu Dingen zu verleiten, um derentwillen ich nimmer froh sein könnte und es nimmer wagen würde, Euch unter die Augen zu treten.“ „Wie?“ sagte der Mönch, „hat er denn nicht aufgehört, dir Verdruß zu machen?“ „Wahrhaftig, nein,“ sagte die Dame, „sondern seitdem ich mich bei Euch über ihn beklagt habe, geht er wie zum Trotze, vielleicht weil er es übelgenommen hat, daß ich mich über ihn beklagt habe, für jedes Mal, das er früher vorübergegangen ist, wohl siebenmal vorüber. Und wollte nur Gott, daß er sich damit begnügt hätte, vorüberzugehn und mich anzustarren, aber seine Verwegenheit und Unverschämtheit ist so weit gegangen, daß er mir gestern ein Frauenzimmer mit seinem aberwitzigen Gefasel ins Haus geschickt hat, die mir von ihm aus eine Börse und einen Gürtel gebracht hat, als ob es mir an Börsen und Gürteln mangelte; darüber bin ich so aufgebracht gewesen und bin es noch, daß ich glaube, ich hätte ihm, wenn ich mich nicht der Sünde gefürchtet und mich Euch zuliebe zurückgehalten hätte, den Teufel an den Hals gehetzt. Aber ich habe mich beherrscht und habe nichts tun oder sagen wollen, ohne Euch vorher davon unterrichtet zu haben. Und die Börse und den Gürtel hatte ich dem Frauenzimmer, die damit

gekommen war, schon wiedergegeben, damit sie sie ihm zurückstelle, und ich hatte sie schon mit barschen Worten verabschiedet, als mir die Furcht kam, sie könnte sie sich behalten und ihm sagen, ich hätte sie angenommen, wie es ja diese Weiber meiner Meinung nach öfter tun, so daß ich sie zurückrief und sie ihr voll Wut aus der Hand nahm; und ich habe sie mitgebracht, damit Ihr sie ihm zurückstellet und ihm saget, daß ich nichts von ihm brauche, weil ich, dank dem Herrgott und meinem Manne, so viel Börsen und Gürtel habe, daß ich ihn darin ersticken könnte. Und dann verzeiht mir auch väterlich, daß ich, wenn er davon nicht absteht, alles meinem Manne und meinen Brüdern sagen werde, mag daraus entstehn, was da will; mir ist es viel lieber, daß er, wenn ers nicht anders haben will, Unannehmlichkeiten hat, als daß ich seinetwegen in einen schlechten Leumund käme.“ Und nachdem sie das gesagt hatte, zog sie, allwege heftig weinend, eine schöne, kostbare Börse und einen hübschen, wertvollen Gürtel unter ihrem Mantel hervor und warf sie dem Mönche in den Schoß; und der Mönch, der alles, was die Dame sagte, durchaus glaubte und über die Maßen erbost war, nahm sie und sagte: „Mich wundert es nicht, meine Tochter, wenn du dich darüber ärgerst, und ich kann dich auch deshalb nicht tadeln; ich lobe es vielmehr höchlich, daß du meinen Rat suchst. Ich habe ihn vor ein paar Tagen ausgescholten, aber er hat mir schlecht gehalten, was er mir versprochen hat; darum gedenke ich ihm sowohl

wegen des alten als auch wegen dessen, was er neuerdings getan hat, den Kopf dermaßen zu waschen, daß er dir keinen Verdruß mehr machen soll. Und du wolle dich mit Gottes Segen nicht so weit vom Zorne hinreißen lassen, daß du jemand von den Deinigen etwas davon sagst; denn daraus könnte ein zu großes Unheil entstehen. Sei auch nicht bange, daß dir daraus eine üble Nachrede erfolgen werde; denn ich werde stets, vor Gott sowohl wie vor den Menschen, ein unwandelbarer Zeuge deiner Ehrbarkeit sein.“ Die Dame tat, als ob sie sich etwas beruhigte, ließ dieses Gespräch und sagte, weil sie seine und seiner Brüder Habsucht kannte: „In dieser Nacht, Herr, sind mir mehrere meiner Verwandten erschienen, und mir scheint es, daß sie in arger Pein sind und nichts sonst verlangen als Almosen, und sonderlich meine Mutter, die mir so bekümmert und elend aussieht, daß es zum Erbarmen ist. Ich glaube, daß sie eine arge Pein leidet, weil sie sieht, wie mich dieser Feind Gottes versucht, und darum möchte ich, daß Ihr für ihre Seele und die der andern die vierzig Messen von St. Gregor leset und Euere Gebete verrichtet, damit sie Gott aus diesem peinigenden Feuer nehme.“ Und nach diesen Worten drückte sie ihm einen Gulden in die Hand. Der Bruder nahm ihn froh und bestärkte sie mit trefflichen Worten und vielen Exempeln in ihrer Frömmigkeit und entließ sie, nachdem er ihr seinen Segen gespendet hatte. Und als sie weggegangen war, schickte er, ohne zu ahnen, daß er gefoppt wurde, um seinen Freund;

als der gekommen war und ihn so erbost sah, erriet er sofort, er werde Neuigkeiten von der Dame hören, und wartete, was ihm der Mönch sagen werde. Dieser wiederholte, was er ihm das andere Mal gesagt hatte, und schalt ihn mit bösen, harten Worten wegen dessen, was er nach der Erzählung der Dame getan haben sollte. Der Edelmann, der noch nicht sah, wo der Mönch hinauswollte, leugnete zwar, die Börse und den Gürtel geschickt zu haben, aber nur lau, um ihn nicht, wenn er sie von der Dame erhalten habe, mißtrauisch zu machen. Aber der Mönch, der arg in die Hitze kam, sagte: „Wie kannst du das leugnen, du schlechter Mensch? Da sind die Sachen, sie hat sie mir selber weinend gebracht; kennst du sie nicht?“ Der Edelmann tat, als schämte er sich sehr und sagte: „Ja denn, ich kenne sie und gestehe, daß ich unrecht getan habe; und weil ich jetzt sehe, wie sie denkt, schwöre ich Euch, daß Ihr von diesen Dingen nie mehr ein Wort hören werdet.“ Nun gab es noch ein langes Gerede, bis schließlich Bruder Dummkopf Börse und Gürtel seinem Freunde gab, nicht ohne ihm viele gute Ermahnungen erteilt und ihn eindringlich gebeten zu haben, er solle künftighin von diesen Dingen abstehn; und nachdem ihm der das versprochen hatte, entließ er ihn. Der Edelmann, der sowohl über das schöne Geschenk als auch weil er nunmehr die Gewißheit zu haben glaubte, daß ihn die Dame liebte, ganz selig war, hatte, als er den Mönch verließ, nichts eiliger zu tun, als die Dame sehen zu lassen,

daß er beide Gegenstände habe; darüber war die Dame sehr vergnügt und noch mehr darüber, daß ihr Plan einen günstigen Erfolg versprach. Und während sie, um den Handel zu einem Ende zu bringen, auf nichts sonst wartete, als daß ihr Mann verreise, geschah es, daß der nicht lange darauf aus irgendeinem Anlasse nach Genua reisen mußte. Und kaum war er am Morgen zu Pferde gestiegen und weggeritten, so ging sie auch schon zu dem frommen Bruder und sagte nach einem langen Geschluchze unter Tränen: „Ich sage Euch, Vater, ich kann es nicht mehr aushalten; weil ich Euch aber neulich versprochen habe, nichts zu tun, ohne es Euch vorher zu sagen, bin ich gekommen, um mich bei Euch zu rechtfertigen, und damit Ihr einsehet, daß ich Ursache habe, zu weinen und mich zu beklagen, will ich Euch sagen, was mir Euer Freund, oder besser dieser leibhaftige Teufel, heute morgen vor der Mettezeit getan hat. Ich weiß nicht, durch welchen unseligen Zufall er es erfahren hat, daß mein Mann gestern morgen nach Genua gereist ist, aber heute früh ist er um die Stunde, die ich Euch gesagt habe, in meinen Garten gekommen, ist an einem Baume bis zum Fenster meiner Kammer, die auf den Garten hinausgeht, geklettert, und er hat das Fenster schon offen gehabt und in die Kammer steigen wollen, als ich aufgewacht bin und zu schreien begonnen habe, und ich hätte auch geschrien, wenn er nicht noch von draußen aus um Gottes und Euretwillen um Gnade gebeten und seinen Namen genannt hätte;

so habe ich denn Euch zuliebe geschwiegen und bin nackt, wie ich erschaffen bin, hingelaufen und habe ihm das Fenster vor der Nase zugeschlagen. Und ich glaube, er ist zum Teufel gegangen, weil ich ihn nicht mehr gehört habe. Nun seht selber, ob das anständig ist und ob man sichs gefallen lassen darf; ich wenigstens gedenke es nicht mehr zu leiden, habe ich mir doch Euch zuliebe schon mehr als zuviel von ihm gefallen lassen.“ Als das der Mönch hörte, wurde er so zornig wie nie zuvor und wußte nichts sonst zu sagen, als daß er sie zu mehrern Malen fragte, ob sie genau erkannt habe, daß es kein anderer gewesen sei. Und die Dame antwortete ihm: „Na, gottlob, ich kenne ihn doch wohl so gut, um ihn nicht zu verwechseln. Ich sage Euch, er war es, und sollte ers leugnen, so glaubt ihm nicht.“ Nun sagte der Mönch: „Da ist nichts andres zu sagen, meine Tochter, als daß es eine allzu große Verwegenheit und eine allzu große Schlechtigkeit ist, und du hast recht getan, daß du ihn weggejagt hast. Ich möchte dich aber bitten, daß du, weil dich Gott vor Schande bewahrt hat, meinem Rate, den du schon zweimal befolgt hast, auch diesmal noch folgest und es, statt dich an einen von deinen Verwandten zu wenden, mir überlassest, zu versuchen, ob ich diesen abgeketteten Teufel, den ich für einen Heiligen gehalten hätte, bändigen kann: gelingt es mir, ihn von seinem viehischen Vorsatze abzubringen, dann ist es gut; gelingt es mir nicht, so gebe ich dir jetzt schon samt meinem Segen die Erlaubnis, so zu tun,

wie es dich gut dünkt.“ „Wohlan denn,“ sagte die Dame, „für dieses Mal will ich Euch nicht erzürnen und Euch nicht ungehorsam sein; macht aber, daß er sich hütet, mir fürder Verdruß zu bereiten, weil ich nicht gesonnen bin, in dieser Angelegenheit noch einmal zu Euch zu kommen;“ und ohne weiter etwas zu sagen, ging sie weg, dem Anscheine nach arg erzürnt. Sie war kaum zur Kirche hinaus, als der Edelmann daherkam; der Mönch rief ihn sofort an und nahm ihn beiseite und überschüttete ihn mit garstigen Vorwürfen, indem er ihn einen Schuft und einen Wortbrüchigen und einen Verräter hieß. Der Edelmann, der, weil er schon zweimal erfahren hatte, was die Grobheiten des Mönchs bedeuteten, sehr gespannt war, trachtete ihn durch ungereimte Antworten zum Sprechen zu bringen und begann: „Woher kommt Euch dieser Zorn, Herr, habe ich vielleicht Christum ans Kreuz geschlagen?“ Und der Mönch antwortete: „So ein unverschämter Mensch! da höre nur einer, was er sagt! Spricht er nicht geradeso, als ob es ein oder zwei Jahre her wäre und als ob er wegen der Länge der Zeit sein nichtswürdiges Bubenstück vergessen hätte? Ists vielleicht in den paar Stunden deinem Gedächtnis entfallen, was du um die Mettenzeit angestellt hast? Wo warst du denn heute früh kurz vor Tagesanbruch?“ Der Edelmann antwortete: „Was weiß ich, wo ich gewesen bin; aber der Bote ist gar rasch zu Euch gekommen.“ „Freilich,“ sagte der Mönch, „der Bote ist schon zu mir gekommen; weil der

Mann nicht da ist, hast du wohl geglaubt, die Dame werde dir augenblicklich um den Hals fallen. Sieht er nicht aus, als ob er kein Wässerlein trüben könnte, der tugendsame Herr, der ein Nachtwandler und ein Garteneinbrecher und ein Baumkletterer geworden ist! Glaubst du mit deiner Frechheit die Sittsamkeit dieser Dame zu Falle zu bringen, daß du in der Nacht auf den Bäumen zu ihren Fenstern hinaufsteigst? Es ist nichts auf der Welt, was ihr widerwärtiger wäre als du, und du gibst es nicht auf, es immer wieder zu versuchen. Reden wir nicht davon, daß sie dirs bei jeder Gelegenheit gezeigt hat, aber wahrhaftig, meine Ermahnungen hast du dir besonders gut zu Herzen genommen. Aber laß dirs gesagt sein: bis jetzt hat sie, nicht vielleicht aus Liebe zu dir, sondern auf meine Bitten hin, zu allem geschwiegen, was du getan hast; künftighin jedoch wird sie nicht mehr schweigen, und ich habe ihr die Erlaubnis erteilt, nach ihrem Gutdünken zu tun, wenn du noch einmal irgendwie ihr Mißfallen erregst. Was wirst du denn tun, wenn sie's ihren Brüdern sagt?" Da der Edelmann nunmehr alles, was er brauchte, erfahren hatte, beruhigte er den Mönch, so gut er nur wußte und konnte, mit vielen weitläufigen Versprechungen und ging weg; kaum war es aber in der nächsten Nacht Mettenzeit, so trat er in ihren Garten und kletterte auf den Baum und schwang sich durch das offene Fenster in das Gemach und warf sich in die Arme seiner Schönen. Und die, die ihn mit heißer Sehnsucht erwartet hatte,

empfing ihn freudig mit den Worten: „Großen Dank dem Herrn Mönch, daß er dir den Weg zu mir so gut gezeigt hat.“ Und indem sie sich eins am andern entzückten, getrösteten sie sich miteinander zu ihrer größten Lust unter häufigen Späßen über die Einfalt des Bruders Dummkopf und mit Hohn und Spott für Rocken und Kämme und Wollkratzen. Dann verabredeten sie sich und trafen solche Maßnahmen, daß sie sich, ohne erst wieder zu dem Herrn Bruder gehn zu müssen, noch viele Nächte zu gleichen Wonnen zusammenfinden konnten, wie sie Gott in seiner heiligen Barmherzigkeit mir und allen christlichen Seelen, die danach verlangen, bald bescheren möge.

VIERTE GESCHICHTE

Don Felice lehrt Bruder Puccio eine Buße, die ihm die Seligkeit gewinnen soll; Bruder Puccio unterzieht sich dieser Buße, und unterdessen läßt es sich Don Felice mit seiner Frau gut geschehn.

ALS Filomena ihre Geschichte beendet hatte und schwieg, pries Dioneo mit schönen Worten die Klugheit der Dame und auch das Gebet, das Filomena am Schlusse gesprochen hatte; dann blickte die Königin lächelnd Panfilo an und sagte: Nun, Panfilo, fahre zu unserer Lust mit einem hübschen Spaße fort. Panfilo antwortete unverzüglich, das tue er gern, und begann: Es gibt viele Leute, Madonna, die, während sie selber ins Paradies zu kom-

men trachten, andere hineinbringen, ohne daß sie es gewahr würden; so ist es auch, wie Ihr hören werdet, vor gar nicht langer Zeit einer Landsmännin von uns ergangen.

Wie ich mir habe sagen lassen, war in der Nähe von San Brancazio ein guter, reicher Mann, Puccio di Rinieri mit Namen, der seinen Sinn im Laufe der Zeit ganz auf die geistlichen Dinge gestellt hatte, so daß er schließlich in den dritten Orden des heiligen Franziskus eintrat; und indem er, der nun Bruder Puccio genannt wurde, diesem geistlichen Lebenswandel nachhing, besuchte er, weil sein Hauswesen nur aus seiner Frau und einer Magd bestand, so daß er kein Handwerk zu betreiben brauchte, fleißig die Kirche. Und weil er ein Dummkopf und grobschrötiger Mensch war, sagte er seine Vaterunser her, ging in die Predigten und hörte Messen und fehlte nie, wann die Laienbrüder Lobliedersangen, und fastete und geißelte sich, und man erzählte sich, daß er Flagellant sei. Seine Gattin, Monna Isabetta mit Namen, eine noch junge Frau von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, die frisch und hübsch und rundlich, wie sie war, einem Franzapfel glich, war wegen der Frömmigkeit ihres Mannes und vielleicht auch wegen seines Alters gar oft länger auf schmale Kost gesetzt, als sie gewünscht hätte; und wann sie schlafen oder etwa mit ihm Kurzweil treiben wollte, erzählte er ihr Christi Leben oder die Predigten des Bruders Anastasius oder Magdalenas Klage oder sonst derlei Dinge. In dieser Zeit kam von Paris ein Mönch heim, Don Felice genannt,

ein Klostergeistlicher von San Brancazio, der schön von Leibe und gar jung war und einen scharfen Geist und ein tiefes Wissen hatte, und dem schloß sich Bruder Puccio eng an. Und weil ihm der Geistliche jeden Zweifel trefflich löste und sich überdies, als er innegeworden war, mit wem ers zu tun hatte, als sonderlich frommer Mann zeigte, begann ihn Bruder Puccio dann und wann in sein Haus mitzunehmen und ihn, wie es sich traf, zum Mittagmahle oder zum Abendessen einzuladen; und ihrem Manne zuliebe hatte ihm bald auch die Frau ihr Vertrauen geschenkt und ließ es nicht an Aufmerksamkeiten für ihn fehlen. Da also der Mönch seinen Verkehr in Bruder Puccios Hause fortsetzte und die Frau so frisch und rundlich sah, erriet er wohl, woran es ihr vor allem mangelte, und um Bruder Puccio die Mühe abzunehmen, beschloß er ihr darin, wenn es möglich sein werde, auszuhelfen. Und indem er ihr zuweilen listig einen Blick zuschoß, brachte ers dahin, daß er in ihrem Herzen dasselbe Verlangen entzündete, das in seinem brannte; und als er das gemerkt hatte, nahm er die Gelegenheit wahr und sagte ihr seine Wünsche. Obgleich er sie wohlgeneigt fand, ihn gewähren zu lassen, war es doch unmöglich, ein Mittel dazu zu finden, weil sie sich sonst nirgends auf der Welt mit ihm zusammenzusein getrauen wollte, als in ihrem Hause; und in ihrem Hause war es unmöglich, weil Bruder Puccio niemals verreiste; darüber war denn der Mönch sehr bekümmert. Nach vielem Sinnen verfiel er aber doch auf ein Mittel, mit der

Frau in ihrem Hause ohne jeglichen Verdacht, sogar bei Anwesenheit Bruder Puccios, zusammensein zu können. Und als ihn Bruder Puccio eines Tages besuchen gekommen war, sprach er also zu ihm: „Ich habe schon oft bemerkt, Bruder Puccio, daß dein ganzes Trachten dahin geht, die ewige Seligkeit zu erlangen; mich dünkt aber, daß du da einen langen Weg gehst, wo es doch einen sehr kurzen gäbe. Freilich wollen es der Papst und die Kirchenfürsten, die ihn kennen und einschlagen, nicht, daß er den Leuten gezeigt werde; denn die Klerisei, die ja zum größten Teile von Almosen lebt, wäre auf der Stelle zugrunde gerichtet, weil ihr die Laien fortan weder Almosen noch sonst etwas zuwenden würden. Da du aber mein Freund bist und mir viel Ehre erzeigt hast, würde ich ihn dir weisen, wenn ich nur glauben könnte, daß du ihn keinem Menschen auf der Welt entdecktest und ihm folgen wolltest.“ Voller Begierde begann Bruder Puccio damit, daß er den Mönch inständigst bat, ihm ihn zu zeigen, schwor ihm dann, daß er davon, außer mit seiner Einwilligung, niemals jemand etwas sagen werde, und schloß mit der Beteuerung, er werde ihn sicherlich einschlagen, wenn er nur so sei, daß er ihm folgen könne. „Weil du mir also das versprichst,“ sagte der Mönch, „so will ich ihn dir angeben. Du mußt wissen, daß nach den heiligen Kirchenvätern der, der selig werden will, die folgende Buße tun muß; aber versteh mich nur recht: ich sage nicht, daß du nach der Buße nicht ein ebensolcher Sünder wärest, wie du jetzt bist,

wohl aber wird es geschehn, daß die Sünden, die du bis zur Stunde der Buße begangen hast, alle bereinigt und dir der Buße halber vergeben sein werden; die hingegen, die du nachher begehn wirst, werden dir nicht zu deiner Verdammnis angerechnet, sondern mit dem Weihwasser abgewaschen werden, so wie es jetzt bei den läßlichen zutrifft. Vor allem soll also der Mensch, wann er die Buße beginnt, seine Sünden gewissenhaft beichten; dann muß er fasten und strenge Enthaltsamkeit zu üben beginnen und das vierzig Tage lang fortsetzen, und in dieser Zeit darfst du, von andern Frauen gar nicht zu reden, aber auch deine eigene nicht anrühren. Weiter mußt du in deinem eigenen Hause einen Ort haben, wo du des Nachts den Himmel sehn kannst, und dorthin mußt du gegen Sonnenuntergang gehn, und dort muß ein breites Brett sein, das so aufgestellt ist, daß du dich, wenn du davorstehst, mit dem Rücken anlehnen und die Arme, die du, wenn du willst, durch Pflöckchen unterstützen magst, wie ein Gekreuzigter ausstrecken kannst, während die Füße auf dem Boden bleiben; und in dieser Weise mußt du, die Augen gen Himmel gerichtet, bis zur Mettenzeit stehnbleiben, ohne dich zu regen. Und wärest du ein gelehrter Mann, so müßtest du dabei gewisse Gebete sprechen, die ich dir geben würde; weil du es aber nicht bist, so wird es deine Aufgabe sein, dreihundert Vaterunser und dreihundert Ave-Maria zu Ehren der Dreifaltigkeit zu sprechen und, den Himmel unverwandt betrachtend, stets deine Gedanken darauf zu richten, daß

der Herrgott, der Schöpfer des Himmels und der Erde gewesen ist, und dich zu erinnern, was Christus in derselben Stellung wie du am Kreuze gelitten hat. Wann es dann zur Mette läutet, kannst du, wenn du willst, gehn und dich, ohne dich zu entkleiden, auf dein Bett werfen und schlafen, und am Morgen sollst du in die Kirche gehen und mindestens drei Messen hören und fünfzig Vaterunser und ebenso viele Ave-Maria beten; hierauf kannst du lautern Sinnes deine Geschäfte verrichten, wenn du welche zu verrichten hast, und dann zu Mittag essen. Zur Vesper mußt du aber wieder in der Kirche sein und gewisse Gebete sprechen, die ich dir in einer Abschrift geben werde und ohne die alles unnütz wäre; und nach Sonnenuntergang fängst du wieder von vorne an. Und tust du das, so wie ich es getan habe, so hoffe ich, daß du, noch bevor du ans Ende der Buße gekommen bist, von der ewigen Seligkeit wundersame Dinge verspüren sollst, wenn du nämlich alles mit andächtigem Herzen getan hast.“ Nun sagte Bruder Puccio: „Das ist nicht allzu schwer, dauert nicht allzu lang und läßt sich ganz leicht machen; darum will ich in Gottes Namen am Sonntag damit anfangen;“ und er verließ den Mönch und ging nach Hause und erzählte seiner Frau alles der Reihe nach, was ihm selbstverständlich erlaubt worden war. Die Frau verstand sehr wohl, was der Mönch mit dem regungslosen Stillstehn bis zur Mette sagen wollte; und weil ihr dieses Mittel gar gut zu sein schien, sagte sie, sie sei mit diesen und allen andern guten

Werken, die er für sein Seelenheil verrichte, einverstanden und wolle, wenn sie schon sonst nichts tue, wenigstens mit ihm fasten, auf daß ihm Gott in seiner Buße gnädig sei. Da sie also völlig einig waren, begann Bruder Puccio, als der Sonntag gekommen war, seine Buße, und der hochwürdige Herr, der sich mit der Frau verabredet hatte, kam sie an den meisten Abenden zu einer Stunde, wo er nicht gesehn werden konnte, besuchen, aß und trank mit ihr von den guten Sachen, die er mitgebracht hatte, und legte sich mit ihr nieder; um die Mettenzeit stand er auf und machte sich davon, und Bruder Puccio ging zu Bette. Nun war der Ort, den Bruder Puccio für seine Buße gewählt hatte, neben der Kammer, wo seine Frau lag, und nichts war dazwischen als eine ganz dünne Mauer; als daher einmal der Mönch mit der Frau und sie mit ihm allzu eifrig schäkerte, war es Bruder Puccio, als ob die Dielen zitterten, so daß er, der eben das erste Hundert seiner Vaterunser hergesagt hatte, innehielt und, ohne sich zu rühren, die Frau anrief und fragte, was sie mache. Die Frau, die gar schalkhaft war und vielleicht just das Tier von St. Benedikt oder eigentlich von St. Johannes Gualbertus, der die grauen Mönche gestiftet hat, ritt, antwortete: „Meiner Treu, Mann, ich werfe mich herum, was ich nur kann.“ Darauf sagte Bruder Puccio: „Wieso wirfst du dich herum? Was soll denn dies Herumwerfen heißen?“ Heiter lachend antwortete sie, die eine wackere Frau war und etwa einen Grund zu lachen hatte: „Wie, Ihr wißt nicht, was das heißen

soll? Habe ich Euch doch tausendmal sagen hören: wer abends hungrig schlafen geht, findet keine Ruh im Bett.“ Bruder Puccio glaubte, das Fasten sei schuld daran, daß sie nicht schlafen könne und sich darum im Bette herumwerfe, und so sagte er treuherzig: „Ich habe dir ja gesagt, Frau, du sollst nicht fasten; weil du es aber nun einmal hast tun wollen, so denke nicht daran und sieh zu, daß du einschläfst; du gibst ja dem Bette einen Ruck nach dem andern, daß das ganze Haus zittert.“ Nun sagte die Frau: „Kümmert Euch nicht darum; ich weiß recht gut, was ich tue; tut nur Ihr das Eurige, ich werde schon das Meinige tun.“ Bruder Puccio war ruhig und machte sich wieder an seine Vaterunser; und die Frau und der hochwürdige Herr ließen sich von dieser Nacht an in einem andern Teile des Hauses ein Bett machen, und dort unterhielten sie sich trefflich, solange Bruder Puccios Buße dauerte, und der Mönch entfernte sich immer erst, wann die Frau in ihr altes Bett ging, wo sich bald darauf Bruder Puccio nach vollbrachter Buße einfand. Indem sie in dieser Weise alle drei fortfuhren, Bruder Puccio in seiner Buße und die andern zwei in ihrer Lust, sagte die Frau zu often Malen scherzend zum Mönche: „Du läßt Bruder Puccio Buße tun, und wir sinds, denen das Paradies zuteil geworden ist.“ Und weil sie sich dabei gar wohl befand, gewöhnte sie sich so an die Kost, die ihr der Mönch reichte, daß sie, die von ihrem Manne lange schmal gehalten worden war, auch als dessen Buße zu Ende war, Mittel und Wege

fand, sich mit ihm anderswo zu sättigen; und da sie vorsichtig zu Werke ging, war ihr Vergnügen von langer Dauer. So ist es denn, damit sich nicht die Schlußworte von denen des Eingangs unterscheiden, dazu gekommen, daß Bruder Puccio, der mit seiner Buße ins Paradies zu kommen gedachte, sowohl den Mönch, der ihm den nächsten Weg dorthin gezeigt hatte, als auch seine Frau hineinbrachte, die er gar sehr an dem darben ließ, womit sie der hochwürdige Herr als barmherziger Mann reichlich versorgte.

FÜNFTE GESCHICHTE

Zima schenkt Messer Francesco Vergellesi ein Roß und erhält dafür die Erlaubnis, mit Messer Francescos Gattin sprechen zu dürfen; als sie schweigt, antwortet er sich selber in ihrem Namen, und der Ausgang entspricht seiner Antwort.

PANFILO hatte nicht ohne Gelächter der Damen die Geschichte von Bruder Puccio zu Ende gebracht, als die Königin mit dem Anstande einer Dame Elisa fortzufahren gebot. Und die begann in ihrer etwas spöttischen Weise, die übrigens nicht von einem bösartigen Gemüt, sondern von einer alten Gewohnheit herrührte, also zu sprechen: Viele, die viel verstehn, glauben, daß andere gar nichts verständen, und so werden sie zu often Malen, während sie andere zu foppen glauben, am Ende gewahr, daß sie selber gefoppt worden sind; darum halte ich es für eine große Torheit, wenn sich einer ohne Not

unterfängt, die Geisteskräfte eines andern zu versuchen. Weil aber nicht jedermann meiner Meinung sein dürfte, will ich Euch, ohne mich von dem bestimmten Vorwurfe zu entfernen, erzählen, was einem pistojesischen Ritter begegnet ist.

In Pistoja war im Geschlechte der Vergellesi ein Ritter, Messer Francesco mit Namen, ein überaus reicher, kluger und verschlagener, aber außerordentlich habsüchtiger Mann. Als sich der als Stadtvogt nach Mailand begeben sollte, hatte er sich mit allem versehn, was er, um wohlanständig zu reisen, brauchte, und es fehlte ihm nur noch ein Roß, das für ihn schön genug gewesen wäre; da er nun keines fand, das ihm gefallen hätte, wußte er sich nicht recht Rat. Damals war in Pistoja ein junger Mann, Ricciardo genannt, der von geringer Abkunft, aber sehr reich war und sich so schmuck und geschniegelt trug, daß er allgemein nur Zima oder zu deutsch Stutzer hieß; der hatte die Gemahlin Messer Francescos, die wunderschön und gar tugendhaft war, lange Zeit vergeblich geliebt und umworben. Nun hatte er eines der schönsten Rosse von Toskana, und das war ihm seiner Schönheit halber sehr wert; und da es männiglich bekannt war, daß er um die Gattin Messer Francescos buhlte, sagte dem einer, wenn er das Roß von ihm verlange, so werde er es um der Liebe willen, die Zima zu seiner Gemahlin trage, erhalten. Von Habsucht verleitet, ließ Messer Francesco Zima rufen und verlangte, er solle ihm sein Roß verkaufen; so tat er aber nur, damit es ihm Zima zum Geschenk

anbiete. Zima war das, was er hörte, sehr lieb, und er antwortete dem Ritter: „Wenn Ihr mir alles gäbet, was Ihr auf der Welt besitzt, so wäre mir mein Roß für Euch nicht feil; wohl aber könnt Ihr es, wenn Euch das beliebt, als Geschenk haben unter der einen Bedingung, daß ich, bevor Ihr es nehmt, mit Eurer Gunst und in Euerer Gegenwart einige Worte mit Euerer Gemahlin sprechen darf, jedoch so weit von jedermann entfernt, daß mich niemand hört als sie.“ Von Habsucht verleitet und in der Hoffnung, ihn zum besten zu halten, antwortete der Ritter, das sei ihm recht und er könne mit ihr so viel sprechen wie ihm beliebe; und er ließ ihn im Saale seines Palastes, ging ins Gemach seiner Gemahlin, sagte ihr, wie leicht er das Roß gewinnen könne, und befahl ihr, zu kommen und Zima anzuhören, sich aber wohl in acht zu nehmen, daß sie ihm auf irgend etwas, was er sage, antworte, weder viel noch wenig. Die Dame mißbilligte den Handel sehr, sagte jedoch, da sie sich dem Belieben des Gatten fügen mußte, sie werde es tun; und sie folgte ihm in den Saal, um zu hören, was Zima sagen wolle. Nachdem der die Verabredung mit dem Ritter noch einmal festgemacht hatte, setzte er sich mit der Dame in einer Ecke des Saales, genügend entfernt von jedermann, nieder und begann also zu reden: „Mir scheint es eine ausgemachte Sache, meine treffliche Dame, daß Ihr so klug seid, daß Ihr schon seit langem habt bemerken können, wie sehr mich schon Euere Schönheit, die ohne Fehl die jeder andern Dame, die ich bis jetzt

gesehn habe, überstrahlt, zur Liebe für Euch entflammt hat, ganz zu geschweigen von den preislichen Sitten und den einzigen Tugenden, die in Euch sind und die die Kraft hätten, das Herz jedweden hochgemuten Mannes einzunehmen; darum brauche ich Euch nicht erst mit Worten darzulegen, daß diese meine Liebe die größte und heißeste ist, die je ein Mann zu einer Dame getragen hat, und so wird sie unfehlbar bleiben, solange mein elendes Leben diese Glieder aufrechterhalten wird, und noch länger, weil ich Euch, wenn man dort so liebt wie hier, in alle Ewigkeit lieben werde. Und so könnt Ihr überzeugt sein, daß Ihr nichts habt, sei es Euch teuer oder gering, was Ihr so sehr Euer nennen und womit Ihr allewege so schalten könntet, wie es bei mir, ob ich etwas wert bin oder nicht, zutrifft und ebenso bei allem, was mir gehört. Und damit Ihr darüber einen völlig klaren Beweis habet, sage ich Euch, daß ich es als die größte Gunst erachten würde, wenn Ihr mir etwas, was Euch lieb und mir möglich wäre, beföhlet, als ob die ganze Welt meinen Befehlen untertan wäre. Bin ich also so Euer Eigen, wie Ihr hört, daß ich es bin, so werde ich es wohl wagen dürfen, meine Bitten Euch, meine hohe Herrin, vorzutragen, von der allein mir all meine Ruhe, all mein Glück und all mein Heil kommen kann. So bitte ich Euch denn, o mein teuers Kleinod, o einzige Zuversicht meiner Euch so innig ergebenen Seele, die sich im Liebesfeuer nur durch die Hoffnung auf Euch erhält, mir so viel Güte zu schenken und die

Härte, die Ihr gegen mich, der ich der Euerige bin, stets bewiesen habt, so weit zu mildern, daß ich, durch Euer Mitleid erquickt, sagen kann, Euere Schönheit habe mir, so wie sie mich zur Liebe entflammt habe, auch das Leben wiedergegeben, das, wenn sich Euer stolzer Sinn nicht meiner Bitte neigt, ohne Fehl dahinschwinden wird, so daß ich sterben werde, und man Euch wird meine Mörderin nennen können. Und abgesehen davon, daß Euch mein Tod nicht zur Ehre gereichen könnte, glaube ich auch, daß Ihr dann und wann Gewissensbisse fühlen würdet; es würde Euch leid tun, so gehandelt zu haben, und Ihr würdet wohl manchmal, besser beraten, sagen: ach, wie schlecht habe ich getan, daß ich mit meinem Zima keine Barmherzigkeit gehabt habe. Und weil diese Reue fruchtlos wäre, so müßte sie zum Anlasse größern Kummers werden. Damit nun das nicht eintrete, so verschmäht nicht, mir zu helfen, solange Ihr könnt, und erbarmt Euch meiner, bevor ich sterbe; denn bei Euch allein steht es, mich zum seligsten oder zum unglücklichsten Menschen, der da lebt, zu machen. Ich hoffe, Euere Huld wird groß genug sein, um nicht zu leiden, daß mein Lohn für eine solche und so große Liebe der Tod sei, sondern um mit einer freundlichen und gnädigen Antwort meine Lebensgeister zu erquicken, die voll Bangen in Euerm Anblicke zittern.“ Damit schwieg Zima, und nach einigen tiefen Seufzern rollten ihm Tränen aus den Augen und er begann zu warten, was ihm die Dame antworten werde. Die Dame, die sein

langes Werben, seine Waffenspiele und seine Morgenständchen ebensowenig wie all die andern Dinge, die er ihr zuliebe angestellt hatte, zu rühren vermocht hatten, wurde durch die innigen Worte des feurigen Liebhabers gerührt und begann etwas zu fühlen, was sie noch nie gefühlt hatte, nämlich, was die Liebe sei. Und obwohl sie, um dem Befehle des Gatten nachzukommen, schwieg, konnten doch ihre leisen Seufzer nicht verhehlen, was sie Zima gern durch eine Antwort kundgetan hätte. Der verwunderte sich, als er nach einigem Warten sah, daß keine Antwort erfolgte; bald jedoch begann er die List zu merken, deren sich der Ritter bedient hatte. Da er ihr aber ins Gesicht schaute und sah, wie sich ihre funkelnden Blicke zuweilen auf ihn richteten, und da er überdies die Seufzer vernahm, die sie mit unterdrückter Kraft aus der Brust entließ, schöpfte er ein wenig Hoffnung und faßte, also gefördert, einen neuen Plan und begann sich im Namen der Dame, die alles hörte, selber folgendermaßen zu antworten: „Ohne Zweifel bin ich es, mein liebster Zima, schon vor langer Zeit innegeworden, daß deine Liebe zu mir groß und echt ist, und nun erkenne ich es aus deinen Worten noch besser und bin so froh darüber, wie ich es sein muß. Wenn du mich übrigens hart und grausam gefunden hast, so will ich nicht, daß du glaubest, ich sei im Herzen ebenso gewesen, wie ich mich im Gesichte gezeigt habe; ich habe dich vielmehr stets geliebt und wert gehalten wie sonst keinen, habe mich aber sowohl aus Furcht vor einem

andern als auch um meine Ehre zu bewahren, so benehmen müssen. Jetzt aber kommt die Zeit, wo ich imstande sein werde, dir klärlich zu zeigen, ob ich dich liebe und dich für die Liebe, die du zu mir getragen hast und trägst, zu belohnen, und darum sei getrost und guter Hoffnung; denn Messer Francesco wird, wie du weißt, binnen wenigen Tagen als Stadtvogt nach Mailand reisen, wozu du ihm ja aus Liebe zu mir das schöne Roß geschenkt hast, und wann er fort sein wird, so verspreche ich dir sonder Fehl auf mein Wort und bei der Liebe, die ich zu dir trage, daß du ein paar Tage darauf bei mir sein wirst und daß wir unsere Liebe in froher und völliger Befriedigung stillen werden. Und damit ich dir darüber nicht noch eine Botschaft zu schicken brauche, so sage ich dir gleich jetzt: mach, daß du an dem Tage, wo du am Fenster meiner Kammer, die auf den Garten hinausgeht, zwei ausgebreitete Handtücher sehn wirst, am Abende, wann es dunkel ist, wohl auf der Hut, daß dich niemand sieht, durch die Gartentür zu mir kommst; du wirst sehn, daß ich dich erwarte, und wir werden die ganze Nacht lang eins am anderen unsere helle Freude haben, wie wir es ersehnen.“ Als Zima im Namen der Dame so gesprochen hatte, begann er wieder für sich zu sprechen und antwortete also: „Meine heißgeliebte Dame, die übermäßige Freude über Euere gütige Antwort hat mich so überwältigt, daß ich kaum die Antwort herausbringen kann, um Euch meinen schuldigen Dank abzustatten; könnte ich aber auch so

sprechen, wie ich es begehrte, so fände ich doch weder Zeit noch Ziel, um Euch so zu danken, wie ich wollte und wie es mir geziemte: und so bleibe es Euerm verständigen Ermessen überlassen, das zu erkennen, was ich trotz meinem Verlangen mit Worten nicht ausdrücken kann. Und ich sage Euch nur das eine, daß ich ohne Fehl trachten werde, das zu tun, was Ihr mir aufgetragen habt; und wenn ich dann vielleicht durch ein so großes Geschenk, wie Ihr mir gewährt habt, mehr Mut gewonnen habe, werde ich mich nach Kräften bemühn, Euch den größten Dank abzustatten, den ich nur vermag. Nun habe ich Euch für jetzt nichts mehr zu sagen; und darum, meine geliebte Dame, schenke Euch Gott das Beste, was Ihr an Freude und Glück ersehnt, und seid Gott befohlen.“ Bei alledem sagte die Dame nicht ein einziges Wort; so stand denn Zima auf und ging auf den Ritter zu. Und als der sah, daß er aufgestanden war, schritt er ihm entgegen und sagte lachend: „Nun, was meinst du, habe ich dir mein Versprechen gehalten?“ „Nein, Messer,“ antwortete Zima, „denn Ihr habt mir versprochen, mich mit Eurer Gemahlin sprechen zu lassen, und habt mich mit einem Marmorbilde sprechen lassen.“ Diese Rede gefiel dem Ritter ungemein, und hatte er schon vorher eine gute Meinung von seiner Gemahlin gehabt, so faßte er nun noch eine bessere und er sagte: „Jetzt ist aber doch das Roß mein, das dir gehört hat.“ Und Zima antwortete ihm: „Ja, Messer; hätte ich aber geglaubt, daß ich aus der

Gunst, die Ihr mir gewährt habt, einen solchen Nutzen ziehen würde, wie ich ihn gezogen habe, so hätte ich es Euch, ohne Euch erst um etwas zu bitten, zum Geschenke gemacht. Und wollte nur Gott, ich hätte es getan; denn jetzt habt Ihr das Roß gekauft, und ich habe es nicht verkauft.“ Darüber lachte der Ritter; und weil er nun mit einem Rosse versehn war, so machte er sich in ein paar Tagen auf den Weg und reiste nach Mailand, um sein Amt anzutreten. Die Dame, die ohne Aufsicht zu Hause geblieben war, dachte oft und oft an die Worte Zimas und an die Liebe, die er zu ihr trug, und an das Roß, das er aus Liebe zu ihr verschenkt hatte; und da sie ihn gar häufig bei ihrem Hause vorbeigehn sah, sagte sie zu sich selber: ‚Was tu ich? warum verliere ich meine Jugend? Er ist nach Mailand gereist und kommt die nächsten sechs Monate nicht heim; und wann wird er mir die einbringen? wann ich alt sein werde? Und überdies, wann werde ich je wieder einen solchen Geliebten finden wie Zima? Ich bin allein und brauche mich vor niemand zu fürchten: ich wüßte nicht, warum ich mirs nicht gut geschehn lassen sollte, wann ich es kann; die Freiheit, die ich jetzt habe, werde ich nicht immer haben. Erfahren wird es niemand; und wird es wirklich bekannt, so ist es doch besser zu genießen und zu bereuen, als zu bereuen, daß man nicht genossen hat.‘ Und als sie so mit sich selber zu Rate gegangen war, hängte sie eines Tages, wie Zima gesagt hatte, zwei Handtücher ans Kammerfenster; Zima sah sie mit Freu-

den und ging, als es Nacht geworden war, heimlich und allein zu der Tür ihres Gartens, und da er die offen fand, zu der Tür, die ins Haus führte, und dort fand er die Dame auf ihn warten. Als sie ihn kommen sah, ging sie ihm entgegen und empfing ihn mit jubelnder Lust; und unter hunderttausend Umarmungen und Küssen folgte er ihr die Stiege hinauf, und sie legten sich unverzüglich nieder und gelangten ans letzte Ziel der Liebe. Und das war nicht, wie es das erstemal gewesen war, auch das letzte; denn zu beider größter Wonne kam Zima, solange der Ritter abwesend war, und auch nach seiner Heimkunft zu often Malen wieder.

SECHSTE GESCHICHTE

Ricciardo Minutolo liebt die Gattin Filippello Fighinolfis. Da er erfährt, daß sie auf ihren Mann eifersüchtig ist, macht er ihr weis, daß sich Filippello am nächsten Tage mit seiner Frau in einem Bade treffen werde, so daß sie hingeht; während sie nun glaubt, mit ihrem Manne beisammen gewesen zu sein, findet sie, daß sie bei Ricciardo gewesen ist.

ELISA hatte nichts mehr zu sagen, und die Königin befahl, nachdem sie Zimas Schlauheit gelobt hatte, daß Fiammetta mit einer Geschichte fortfahre; und die antwortete lachenden Mundes: Gern, Madonna, und begann also: Es ist ganz gut, wenn wir unsere Stadt, die, wie an allen andern Stücken, so auch an Geschichten zu allerlei Nutzanwendung

reich ist, auf eine Weile verlassen und, wie Elisa getan hat, etwas von den Dingen, die sich sonst in der Welt zugetragen haben, erzählen; und darum will ich mich nach Neapel wenden und Euch erzählen, wie eine von diesen Scheinheiligen, die sich so spröde gegen die Liebe zeigen, durch die List ihres Liebhabers dazu gebracht worden ist, früher die Früchte der Liebe zu verkosten, bevor sie ihre Blüten gekannt hat: und diese Geschichte soll Euch zugleich zur Witzigung vor Dingen, die sich ereignen können, und zur Unterhaltung über die, die sich ereignet haben, dienen.

In Neapel, der uralten Stadt, die vielleicht so annehmlich oder noch annehmlicher ist als irgendeine in Italien, war einmal ein junger Mann, ausgezeichnet durch den Adel des Blutes und glänzend durch großen Reichtum, Ricciardo Minutolo mit Namen. Obwohl er eine wunderschöne und liebreizende junge Frau zur Gattin hatte, verliebte er sich doch in eine andere, die nach der allgemeinen Ansicht alle neapolitanischen Damen an Schönheit weit übertraf und Catella hieß; sie war die Gattin eines jungen, gleicherweise adeligen Mannes, Filippello Fighinolfi genannt, den sie als ehrbare Frau über alles liebte und wert hielt. Da nun Ricciardo Minutolo diese Catella liebte und alles tat, was die Gunst und Liebe einer Dame gewinnen kann, trotzdem aber nicht imstande war, irgendwie ans Ziel seiner Wünsche zu kommen, verzweifelte er schier; und weil er es entweder nicht verstand oder nicht vermochte, sich von dieser Liebe

loszumachen, so wußte er weder zu sterben noch Freude am Leben zu finden. So also war es noch immer um ihn bestellt, als es eines Tages geschah, daß ihm einige Damen seiner Verwandtschaft eindringlich zuredeten, er solle doch dieser Liebe entsagen, weil seine Bemühungen eitel bleiben müßten; denn Catella kenne kein andres Glück als ihren Filippello, auf den sie so eifersüchtig sei, daß sie von jedem Vöglein, das in der Luft fliege, argwöhne, es könnte ihr ihn wegnehmen. Kaum hörte Ricciardo von der Eifersucht Catellas, so faßte er auch schon einen Plan, der ihm zum Ziele seiner Wünsche verhelfen sollte: er begann sich nämlich zu stellen, als hätte er an der Liebe zu Catella verzweifelt und diese Liebe einer andern Dame zugewandt; und der zuliebe begann er Waffenspiele und Lanzenbrechen zu halten und auch sonst all das zu tun, was er um Catella zu tun gewohnt gewesen war. Und das tat er noch gar nicht lange, so war ganz Neapel und auch Catella der Meinung, er liebe nicht mehr Catella, sondern die andere Dame über alle Maßen; und er fuhr darin so lange fort, bis das allgemein so als eine ausgemachte Sache galt, daß, von andern nicht zu reden, aber Catella ihre Scheu, mit der sie ihm seiner Liebe halber begegnet hatte, ablegte und ihn, wann sie ging oder kam, in nachbarlicher Freundschaft so wie alle andern Leute grüßte. Nun geschah es in der heißen Jahreszeit, daß Ricciardo erfuhr, unter den vielen Gesellschaften von Damen und Rittern, die nach neapolitanischem Brauche an den Meeres-

strand gegangen waren, um sich dort zu erlustigen und das Mittagmahl und das Abendessen einzunehmen, sei auch Catellas Gesellschaft und sie selber, und deshalb ging er mit seinen Freunden hin; und nachdem er sich erst eine Weile hatte bitten lassen, als ob ihm nicht viel daran gelegen wäre, dazubleiben, schloß er sich den Damen Catellas an. Alsbald begannen ihn die, Catella so wie die andern, seiner neuen Liebe wegen zu necken, und er tat so, als ob er lichterloh entflammt wäre, so daß es um so weniger an Stoff zur Unterhaltung gebrach. Als sich aber mit der Zeit, wie es an diesem Orte zu geschehn pflegte, die eine Dame dahin, die andere dorthin entfernt hatte und nur Catella mit wenigen andern bei ihm verblieben war, ließ er vor ihr ein Wort von einer Liebschaft ihres Gatten Filippello fallen; darob brach jäh ihre Eifersucht aus, und alsbald glühte sie am ganzen Leibe vor Verlangen zu erfahren, was Ricciardo damit habe sagen wollen. Eine Weile hielt sie sich wohl zurück, dann aber war sie es nicht mehr imstande und bat Ricciardo bei der Liebe seiner am meisten geliebten Dame, er solle so gütig sein und sie über das, was er von Filippello gesagt habe, aufklären. Und er sagte zu ihr: „Ihr habt mich bei einer Frau beschworen, um derentwillen ich Euch nichts verweigern darf, was Ihr von mir verlangt: und darum bin ich bereit, es Euch zu sagen, jedoch nur, wenn Ihr mir versprecht, daß Ihr davon weder zu ihm noch zu jemand anderm je ein Wort verlauten laßt, außer wann Ihr sehn werdet, daß es sich

wirklich so verhält, wie ich Euch erzählen werde; und wenn Ihr das zu sehn wünscht, so werde ich Euch angeben, wie es geschehn kann.“ Der Dame gefiel sein Verlangen, um dessentwillen sie alles um so mehr für wahr hielt, und sie schwur, es niemals zu sagen. Nachdem sie also, um nicht gehört zu werden, abseits gegangen waren, begann Ricciardo folgendermaßen: „Wenn ich Euch noch so liebte, Madonna, wie ich Euch geliebt habe, brächte ich es nicht übers Herz, Euch etwas zu sagen, wovon ich glaubte, daß es Euch kränken könnte; weil aber diese Liebe vorbei ist, so werde ich weniger bedenklich sein, Euch in allem die Wahrheit zu entdecken. Ich weiß nicht, ob es Filippello jemals übelgenommen hat, daß ich Euch liebte, oder ob er vermutet hat, Ihr hättet meine Liebe erwidert; sei dem aber, wie es wolle, mich hat er davon nie etwas merken lassen. Jetzt jedoch, nachdem er vielleicht gewartet hat, bis ich seiner Meinung nach nicht mehr so argwöhnisch bin, zeigt es sich, daß er mir das tun will, was er zweifellos voraussetzt, daß ich ihm getan hätte: er will nämlich, daß ihm meine Frau zu willen sei, und nach dem, was ich innegeworden bin, hat er sie seit gar nicht langer Zeit heimlich mit wiederholten Botschaften bestürmt, und die habe ich alle von ihr erfahren, und sie hat ihm stets so geantwortet, wie ich es ihr aufgetragen habe. Heute früh aber habe ich, bevor ich hiehergekommen bin, in meinem Hause ein Weib in einem angelegentlichen Zwiegespräche mit meiner Frau gefunden und war auch sofort mit

mir im reinen, was für ein Weib das war; darum habe ich meine Frau gerufen und sie gefragt, was die von ihr wolle. Und sie hat mir gesagt: ‚Das ist die Kupplerin dieses Filippello, den du mir mit deinem Antwortgeben und Hoffnungmachen auf den Hals geladen hast, und er läßt mir sagen, er wolle durchaus wissen, was ich zu tun gedenke, und er würde es, wenn es mir recht wäre, so einrichten, daß wir uns insgeheim in einem hiesigen Bade treffen könnten; und darum bittet und plagt er mich. Wenn du mich aber nicht, warum, weiß ich nicht, angehalten hättest, mich in diesen Handel einzulassen, hätte ich ihn mir schon längst auf eine Weise vom Halse geschafft, daß er mich nimmer angesehn hätte.‘ Jetzt bin ich aber doch der Meinung gewesen, das gehe zu weit, als daß es geduldet werden dürfte, und habe mich entschlossen, es Euch zu sagen, auf daß Ihr erkennet, wie Euere unwandelbare Treue belohnt wird, die mich dem Tode nahe gebracht hat. Damit Ihr aber nicht glaubet, das seien leere Worte oder Märchen, sondern damit Ihr, wenn Euch der Wunsch danach ankommt, die Wahrheit sehn und greifen könnet, habe ich meine Frau veranlaßt, dem Frauenzimmer, das auf sie wartete, die Antwort zu geben, sie sei bereit, sich morgen nachmittag gegen die dritte Stunde, wann alle Leute schliefen, in diesem Bade einzufinden; und daraufhin ist das Frauenzimmer ganz vergnügt weggegangen. Nun glaube ich nicht, daß Ihr glaubet, ich würde sie hinschicken; wäre ich aber an Euerer Stelle, so würde ich es so

einrichten, daß er mich an der Stelle der Frau fände, die er zu finden glaubt, und hätte ich eine Zeitlang bei ihm geweilt, dann würde ich ihn merken lassen, bei wem er gewesen ist, und würde ihm all die Ehre erzeigen, die er verdient. Und wenn Ihr das tätet, wäre er, glaube ich, so beschämt, daß die Unbill, die er Euch antun will, zu gleicher Zeit mit der, die er mir antun will, gerächt wäre.“ Als das Catella hörte, schenkte sie seinen Worten augenblicklich, wie es die Art der Eifersüchtigen ist, vollen Glauben, ohne zu bedenken, wer der war, der zu ihr sprach, und unbesorgt vor seinem Trug, und begann auch sofort gewisse Dinge, die vorher geschehn waren, damit zusammenzureimen; und in jähem Zorne entbrannt, antwortete sie, die Sache koste sie keine gar große Mühe und sie werde alles so tun, und wenn er komme, werde sie ihn also beschämen, daß er sein ganzes Leben lang, sooft er eine Frau sehe, daran denken solle. Wohl zufrieden damit und voll Zuversicht, daß sein Plan gut sei und Erfolg haben werde, bestärkte sie Ricciardo mit vielen Worten in ihrem Entschlusse und in ihrem Glauben; nichtsdestoweniger aber bat er sie, niemals zu sagen, daß sie es von ihm gehört habe, und das versprach sie ihm auf ihr Wort. Am nächsten Morgen ging Ricciardo zu der guten Frau, die das Bad hielt, das er Catella angegeben hatte, und sagte ihr, was er zu tun beabsichtige, und bat sie, ihm darin nach ihren Kräften beizustehn. Die gute Frau, die ihm von früher her sehr verpflichtet war, sagte, sie werde gern alles tun, und verabredete mit ihm, was

zu tun und zu sagen sein werde. Sie hatte in dem Hause, wo das Bad war, eine Kammer, die sehr dunkel war, weil kein Fenster Licht hineinließ. Diese Kammer machte sie nach Ricciardos Anweisung zurecht und stellte das beste Bett hinein, das ihr zur Verfügung stand, und Ricciardo legte sich, nachdem er gegessen hatte, nieder, um Catella zu erwarten. Die war am Abende, weil sie Ricciardos Worten mehr Glauben beimaß, als gut gewesen wäre, voller Zorn heimgekommen; bald darauf kam auch Filippello, von ungefähr ebenso voller Gedanken, heim und bezeigte ihr vielleicht nicht dieselbe Freundlichkeit, wie er gewohnt war. Als sie das sah, wurde ihr Argwohn nur noch größer und sie sagte sich bei sich selber: ‚Wahrhaftig, er hat nur mehr die Frau im Kopf, mit der er sich morgen zu vergnügen und zu erlustigen gedenkt; aber das wird sicherlich nicht geschehn;‘ und mit diesem Gedanken und mit Grübeln, was sie ihm sagen solle, wann sie sich ihm hingegeben habe, beschäftigte sie sich schier die ganze Nacht. Um es aber kurz zu machen, so rief Catella, als die dritte Nachmittagsstunde gekommen war, ihre Begleitung und ging, ohne ihren Plan zu ändern, in das Bad, das ihr Ricciardo angegeben hatte; und da sie dort die gute Frau traf, so fragte sie sie, ob Filippello an diesem Tage schon dagewesen sei. Und die Frau, die von Ricciardo unterwiesen worden war, sagte zu ihr: „Seid Ihr die Dame, die hier mit ihm sprechen soll?“ Catella antwortete: „Ja, ich bin es.“ „Also,“ sagte die Frau, „so geht hinein zu ihm.“ Catella, die etwas

suchen ging, was sie nicht zu finden gewünscht hätte, ließ sich zu der Kammer führen, wo Ricciardo war, trat mit verhülltem Haupte ein und schloß die Tür inwendig ab. Als sie Ricciardo kommen sah, sprang er freudig auf, nahm sie in seine Arme und sagte leise: „Willkommen, meine Seele!“ Da Catella viel daran lag, sich richtig als eine andere zu geben, umarmte und küßte sie ihn und überhäufte ihn mit Beweisen ihrer Zärtlichkeit, freilich ohne ein Wort zu sprechen, weil sie fürchtete, er könnte sie, wenn sie spräche, erkennen. Die Kammer war sehr dunkel und darüber waren beide froh; und selbst nach längerm Aufenthalte gewannen die Augen auch nicht einen Teil ihrer Kraft zurück. Ricciardo führte sie zum Bette, und dort verweilten sie, ohne so zu sprechen, daß sie die Stimmen hätten verraten können, lange Zeit miteinander zu beider größter Lust und Wonne. Als es aber Catella an der Zeit deuchte, ihren Zorn auszulassen, begann sie, von glühender Wut entflammt, also zu reden: „Ach, wie elend ist das Los der Frauen und wie dumm sind die meisten, ihre Männer zu lieben! Ich Unselige! acht Jahre sind es schon, daß ich dich mehr als mein Leben liebe, und du brennst und verzehrst dich, wie ich nun weiß, in der Liebe zu einer andern, du ruchloser Schurke, der du bist! Mit wem glaubst du denn, daß du beisammen gewesen bist? Du bist bei der gewesen, die du seit langer Zeit mit falschen Liebkosungen getäuscht hast, indem du ihr eine Liebe zeigtest, die einer andern gehörte. Ich bin Catella und nicht

Ricciardos Gattin, du treuloser Verräter! Horch, ob du meine Stimme erkennst; ich bin es wirklich. Tausend Jahre scheint es mir zu währen, bis ich dich bei hellichtem Tage so beschämen kann, wie du es verdienst, du schändlicher, räudiger Hund, du! Ach, ich Elende! für wen habe ich so viel Jahre lang eine so innige Liebe gehegt? für diesen ruchlosen Hund, der mir in der Meinung, eine andere im Arme zu halten, in dieser kurzen Zeit, die ich hier bei ihm bin, mehr Liebkosungen und Zärtlichkeiten geschenkt hat, als in der ganzen übrigen Zeit, die ich seine Frau bin. Heute bist du üppig gewesen, abtrünniger Hund, und zu Hause, da bist du schwach und matt und kraftlos! Na, gottlob, daß du deinen Acker und nicht, wie du gemeint hast, einen fremden bestellt hast. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß du heute nacht nicht zu mir gerückt bist: du hast eben gedacht, anderswo abzuladen, und hast als frischer Ritter ins Feld ziehen wollen; aber das Wasser ist, dank dem Herrgott und meiner Vorsicht, heruntergelaufen wie es sollte. Was antwortest du nicht, du Schuft? warum sagst du denn nichts? bist du stumm geworden bei meiner Rede? Gottstreu, ich weiß nicht, was mich zurückhält, daß ich dir nicht die Nägel in die Augen bohre und sie dir herausreiße. Diese Büberei hast du recht heimlich anzuzetteln geglaubt; aber bei Gott, was der eine weiß, weiß auch der andere. Gelungen ist sie dir nicht: ich habe bessere Hunde auf deiner Spur gehabt, als du gedacht hättest.“ Ricciardo freute sich in seinem Innern über das, was

sie sagte, und umarmte und küßte sie, ohne ihr etwas zu antworten, und zeigte sich immer zärtlicher. Darum fuhr sie in ihrer Rede fort und sagte: „Freilich, jetzt glaubst du wohl, du ekelhafter Hund, der du bist, du wirst mich mit deinen geheuchelten Zärtlichkeiten beschwichtigen und beruhigen und trösten; da bist du aber im Irrtum: ich werde mich darüber nicht früher beruhigen, als bis ich dir in Gegenwart aller Verwandten, Freunde und Nachbarn, so viele wir ihrer haben, meine Meinung gesagt habe. Bin ich denn nicht ebenso schön, du Schuft, wie die Frau Ricciardo Minutolos? bin ich nicht ebenso adelig? Warum antwortest du nicht, schändlicher Hund? Was hat sie denn voraus vor mir? Weg mit dir, rühr mich nicht an, für heute hast du genug Lanzen gebrochen! Ich weiß ganz gut, daß du das, was du jetzt, wo du weißt, wer ich bin, tätest, nur mit Gewalt tätest; aber wenn mir Gott seine Gnade schenkt, werde ich dir schon den Brotkorb höher hängen. Und ich weiß nicht, was mich zurückhält, mir Ricciardo kommen zu lassen, der mich mehr liebt als sich selber und sich nie hat rühmen dürfen, daß ich ihn auch nur ein einziges Mal angesehn hätte; und ich weiß nicht, ob es unrecht von mir wäre, wenn ich mir ihn kommen ließe. Du hast geglaubt, hier seine Frau zu haben, und soweit es an dir gelegen hat, ist es so, als ob du sie wirklich gehabt hättest; wenn ich mich also ihm hingäbe, so hättest du kein Recht, mir etwas vorzuwerfen.“ Und sie stand nicht ab, zu reden und sich bitter zu beklagen, bis endlich Ricciardo, der bedachte,

es könnte viel Unheil erfolgen, wenn er sie mit dieser Meinung gehn ließe, beschloß, sich ihr zu entdecken und sie aus ihrem Irrtum zu reißen; und er nahm sie in den Arm und hielt sie so gut, daß sie ihm nicht entschlüpfen konnte, und sagte: „Erzürnt Euch nicht, meine süße Seele; das, was ich durch meine einfältige Liebe nicht habe erreichen können, das hat mich Amor mit List zu erreichen gelehrt, und ich bin Euer Ricciardo.“ Als das Catella hörte und ihn an der Stimme erkannte, wollte sie augenblicklich aus dem Bette springen, konnte es aber nicht; da sie darum schreien wollte, schloß ihr Ricciardo mit der Hand den Mund und sagte: „Was einmal geschehn ist, Madonna, kann nicht mehr ungeschehn gemacht werden, auch wenn Ihr Euer ganzes Leben lang schreit; und wenn Ihr schrieet oder sonstwie machtet, daß irgendwer etwas davon erführe, so würde daraus zweierlei erfolgen. Das eine wäre – und das dürfte Euch sehr nahegehn –, daß Eure Ehre und Euer Ruf verloren wären; denn wenn Ihr auch sagtet, daß ich Euch durch Trug hiehergebracht hätte, so würde ich sagen, das sei nicht wahr, sondern ich hätte Euch durch Versprechungen von Geld und Geschenken bewogen, herzukommen, und weil die nicht so reichlich ausgefallen seien, wie Ihr gehofft habet, seiet Ihr zornig geworden und habet mir diesen Zank und Auftritt gemacht: und wie Ihr selber wißt, sind die Leute eher geneigt, das Schlechte zu glauben, als das Gute; und darum würde man lieber mir glauben, als Euch. Weiter würde daraus eine Todfeindschaft

zwischen Euerm Gatten und mir erfolgen, und die Sache könnte so weit gehn, daß ich ihm ebenso leicht das Leben nähme wie er mir, und das dürfte Euch weder Freude machen noch gleichgültig sein. Und deshalb, Herz meines Leibes, wollet nicht zugleich Euch in Schande bringen und Euern Gatten und mich in Gefahr und Zwistigkeiten stürzen. Ihr seid nicht die erste und werdet nicht die letzte sein, die getäuscht worden ist, und ich habe Euch nicht getäuscht, um Euch das Eurige zu nehmen, sondern aus übermäßiger Liebe, die ich zu Euch trage und als Euer demütigster Diener stets tragen will. Und obwohl es schon eine lange Zeit her ist, daß ich ebenso wie mein Eigentum und alles, was ich kann und tauge, Euer und Euch zu Diensten bin, ist es doch meine Absicht, daß das fortan noch in höherm Maße als bisher zutreffen soll. Ihr seid sonst so klug, daß ich überzeugt bin, Ihr werdet es auch diesmal sein.“ Während Ricciardo also sprach, weinte Catella heftig; und so aufgebracht und gekränkt sie auch war, gab sie doch den triftigen Worten Ricciardos so viel Gehör, daß sie einsah, es könnte das, was Ricciardo sagte, eintreten, und darum sagte sie: „Ich weiß nicht, Ricciardo, wie es mir der Herrgott verstatten wird, daß ich die Unbill und den Trug, die du mir angetan hast, ertragen kann: hier, wohin mich meine Einfalt und meine blinde Eifersucht geleitet haben, will ich nicht schreien; aber du kannst sicher sein, daß ich nimmer froh sein werde, wenn ich mich nicht in einer oder der andern Weise für das, was du mir

angetan hast, gerächt sehe. Und darum laß mich und halte mich nicht länger: du hast gehabt, was du begehrt hast, und hast mich nach deinem Belieben mißhandelt; es ist Zeit, daß du mich läßt: laß mich, ich bitte dich.“ Ricciardo, der sah, daß sie im Herzen noch allzu unwillig war, hatte sich vorgenommen, sie nicht zu lassen, bevor sie sich mit ihm ausgesöhnt habe; darum begann er sie mit süßen Worten zu begütigen und redete so lange und bat sie so lange und beschwor sie so lange, bis sie sich endlich überwunden gab und sich mit ihm versöhnte. Und nun blieben sie mit gleichem Einverständnis noch eine geraume Zeit zu ihrer größten Wonne beisammen. Und da nun die Dame erfahren hatte, um wieviel würziger die Küsse des Geliebten als die des Gatten sind, verwandelte sie ihre Härte gegen Ricciardo in süße Liebe und liebte ihn von diesem Tage an mit inniger Zärtlichkeit und richtete es mit Vorsicht und Bedachtsamkeit so ein, daß sie sich noch zu often Malen ihrer Liebe erfreuten. Und Gott beschere auch uns Freude an der unserigen!

SIEBENTE GESCHICHTE

Tedaldo verläßt nach einem Zerwürfnis mit seiner Dame Florenz; einige Zeit später kehrt er in Pilgertracht zurück. Er spricht mit der Dame, klärt sie über ihren Irrtum auf, rettet ihren Gatten, der überwiesen ist, ihn getötet zu haben, vom Tode und versöhnt ihn mit seinen Brüdern; darauf genießt er in Vorsicht mit seiner Dame das Glück der Liebe.

KAUM schwieg Fiammetta, der der Beifall aller ward, als schon die Königin, um keine Zeit zu verlieren, das Amt des Erzählens Emilia übertrug; und die begann: Ich will in unsere Stadt zurückkehren, von wo sich meine zwei Vorgängerinnen entfernt haben, und Euch schildern, wie ein Landsmann von uns seine verlorene Dame wiedererlangt hat.

Es war also in Florenz ein junger Edelmann, Tedaldo degli Elisei mit Namen, der in eine Dame, Monna Ermellina geheißen und Gattin eines gewissen Aldobrandino Palermini, über die Maßen verliebt war und sich auch, wie ers seines preislichen Betragens halber verdiente, ihres ersehnten Besitzes erfreute. Diesen Wonnen widersetzte sich aber das Schicksal, das ja stets den Glücklichen feind ist; denn die Dame, die eine Zeitlang jeden Wunsch Tedaldos erfüllt hatte, entzog ihm auf einmal, was immer die Ursache sein mochte, ihre ganze Gunst und weigerte sich überdies, eine Botschaft von ihm nur zu sehn, geschweige denn zu hören. Darüber verfiel er in tiefe

Schwermut und Betrübnis; aber seine Liebe war so geheim geblieben, daß niemand die wirkliche Ursache seiner Schwermut erriet. Und als er sich auf mancherlei Art die größte Mühe gegeben hatte, ihre Liebe, die er unverschuldeterweise verloren zu haben glaubte, wiederzuerlangen, aber all seine Anstrengungen eitel sah, faßte er, um nicht der, die die Ursache seiner Leiden war, die Freude zu machen, daß sie sehe, wie er sich verzehre, den Entschluß, der Welt den Rücken zu kehren. Ohne darum einem Freunde oder einem Verwandten ein Wort zu sagen, ausgenommen einem Gesellen von ihm, dem er nichts verbarg, ging er eines Tages, nachdem er so viel Geld wie nur möglich zusammengerafft hatte, auf und davon; er gelangte unter dem angenommenen Namen Filippo di Sanlodeccio nach Ankona, und dort lernte er einen reichen Kaufmann kennen, und dem verdang er sich als Diener und fuhr mit ihm auf seinem Schiffe nach Zypern. Der Kaufmann fand ein solches Gefallen an seinen Sitten und seinem Betragen, daß er ihm nicht nur einen hohen Lohn aussetzte, sondern ihn auch an seinem Handel beteiligte und ihm überdies einen großen Teil seiner Geschäfte anvertraute; die verwaltete Tedaldo so trefflich und eifrig, daß er in wenigen Jahren ein tüchtiger, reicher und angesehner Kaufmann wurde. Obwohl er sich bei dieser Tätigkeit oft seiner grausamen Dame erinnerte und viel Liebesgram litt und sehnsüchtig verlangte, sie wiederzusehn, war doch seine Standhaftigkeit so groß, daß er in diesem Kampfe sieben Jahre lang Sieger blieb.

Nun geschah es eines Tages, daß er in Zypern ein Lied singen hörte, das er einst gemacht und worin er ihre beiderseitige Liebe und seine Wonnen geschildert hatte; und da kam ihm der Gedanke, es könne nicht sein, daß sie ihn vergessen hätte, und er entbrannte in einer solchen Sehnsucht, sie wiederzusehn, daß er sich, außerstande, es noch länger zu ertragen, nach Florenz heimzukehren entschloß. Und nachdem er alle seine Angelegenheiten geordnet hatte, begab er sich mit einem einzigen Diener nach Ankona, schickte von dort alle seine Sachen, kaum daß sie angelangt waren, zu einem Freunde seines ankonitanischen Handelsgesellschafters nach Florenz und folgte in der Tracht eines Pilgers, der vom Heiligen Grabe zurückkommt, heimlich mit seinem Diener nach; und als sie in Florenz angekommen waren, kehrte er in einer Herberge ein, die zwei Brüdern gehörte und nicht weit vom Hause seiner Dame war. Und sein erster Gang war vor ihr Haus, um sie, wenn möglich, zu sehn; aber er sah Fenster und Türen und alles verschlossen, so daß er besorgte, sie sei gestorben oder weggezogen. Ganz nachdenklich gestimmt, ging er zum Hause seiner Brüder, und dort sah er sie alle vier ganz schwarz gekleidet vor der Tür, worüber er sich baß verwunderte; und da er sich sagte, er habe sich in Kleidung und Aussehn so sehr gegen früher verändert, daß er nicht leicht werde wiedererkannt werden, so trat er dreist zu einem Schuster und fragte ihn, warum sie schwarz gekleidet seien. Und der Schuster antwortete ihm:

„Sie sind schwarz gekleidet, weil – es sind noch keine vierzehn Tage her – ein Bruder von ihnen, der lange weggewesen ist und Tedaldo geheißen hat, getötet worden ist; und wenn mir recht ist, so habe ich gehört, daß sie vor Gericht bewiesen haben, daß ihn ein gewisser Aldobrandino Palermini, der auch schon im Gefängnis ist, getötet hat, weil er seiner Frau gewogen war und unerkannt zurückgekommen ist, um bei ihr zu sein.“ Tedaldo verwunderte sich sehr, daß ihm jemand so ähnlich sehn sollte, daß der für ihn gehalten worden sei; und Aldobrandinos Unglück tat ihm leid. Es war schon Nacht, als er, nachdem er noch erfahren hatte, daß die Dame am Leben und gesund war, den Kopf voll mancherlei Gedanken, in die Herberge zurückkam; er aß mit seinem Diener zu Abend, und dann wurde ihm im obersten Stockwerke des Hauses ein Raum zum Schlafen angewiesen. Sowohl wegen der vielen Gedanken, die ihm im Hirne herumgingen, als auch wegen der schlechten Beschaffenheit des Bettes, vielleicht auch, weil das Essen mager gewesen war, konnte er, auch als schon die halbe Nacht verstrichen war, keinen Schlaf finden; und während er also wach lag, war es ihm gegen Mitternacht, als hörte er Leute vom Dache aus ins Haus steigen, und dann sah er durch die Ritzen seiner Kammertür ein Licht heraufkommen. Darum trat er leise an eine Spalte, um zu beobachten, was es gebe, und da sah er, daß das Licht von einer sehr hübschen jungen Frau gehalten wurde, und daß auf sie drei Männer, die vom Dache herabgestiegen waren,

zukamen; nachdem sie sich freundlich begrüßt hatten, sagte der eine zu der jungen Frau: „Heute können wir endlich, Gott sei gelobt, ruhig sein, weil wir als gewiß erfahren haben, daß Aldobrandino Palermini von den Brüdern Tedaldo Eliseis überwiesen worden ist, ihn getötet zu haben, und daß er gestanden hat und daß das Urteil schon geschrieben ist; nichtsdestoweniger aber heißt es schweigen, weil wir, wenn es aufkäme, daß wir es gewesen sind, in derselben Gefahr wären wie jetzt Aldobrandino.“ Und nachdem sie das der Frau, die sich darüber sehr froh zeigte, gesagt hatten, stiegen sie hinunter und gingen schlafen. Tedaldo, der alles gehört hatte, begann sich Betrachtungen hinzugeben, wie zahlreich und mannigfach die Irrtümer sind, worein der Verstand der Menschen verfallen kann, indem er zuerst an seine Brüder dachte, die einen andern an seiner Statt beweint und begraben und dann auf einen falschen Verdacht hin einen Unschuldigen angeklagt und dessen Todesurteil durch unwahres Zeugnis herbeigeführt hatten, und hierauf an die blinde Strenge nicht nur der Gesetze, sondern auch der Richter, die zu often Malen in ihrer Eigenschaft als eifrige Erforscher der Wahrheit in Grausamkeit verfallen und dem Falschen Bewährung verschaffen und sich Diener Gottes und der Gerechtigkeit nennen, wo sie doch der Unbilligkeit und des Teufels Verweser sind. Und dann richtete er seine Gedanken auf die Rettung Aldobrandinos und legte sich zurecht, was er zu tun haben werde. Und nachdem er am Morgen aufgestanden

war, ging er, als es ihn an der Zeit deuchte, allein und ohne seinen Diener, den er zurückließ, zum Hause seiner Dame; und da er von ungefähr die Tür offen fand, trat er ein und nun sah er in einem Saale des Erdgeschosses seine Dame auf dem Boden sitzen, und sie war so in Tränen und Kümmernis aufgelöst, daß er fast vor Mitleid geweint hätte, und er näherte sich ihr und sagte: „Grämt Euch nicht, Madonna; Euer Trost ist nahe.“ Als das die Dame hörte, hob sie das Gesicht und sagte weinend: „Du bist wohl ein fremder Pilger, guter Mann; was weißt du von Trost oder von meinem Kummer?“ Nun antwortete der Pilger: „Ich bin aus Konstantinopel, Madonna, und bin eben erst als Abgesandter Gottes hier angekommen, um Euere Tränen in Lächeln zu verwandeln und Euern Gatten vom Tode zu retten.“ „Wenn du aus Konstantinopel bist“, sagte die Dame, „und eben erst angekommen bist, woher weißt du denn, wer mein Mann ist und wer ich bin?“ Da erzählte ihr der Pilger vom Anfange an die Geschichte von Aldobrandinos Not und sagte ihr, wer sie sei, wie lange sie vermählt sei und andere ihrer Umstände mehr, die er gar gut wußte; darüber verwunderte sie sich baß und warf sich vor ihm, den sie für einen Propheten hielt, auf die Knie und bat ihn um Gottes willen, wenn er zu Aldobrandinos Rettung gekommen sei, so möge er sich beeilen, weil die Zeit kurz sei. Der Pilger, der sich als rechter Heiliger gab, sagte: „Steht auf, Madonna, und weinet nicht und höret gut, was ich Euch sagen werde, und hütet

Euch wohl, es irgend jemand zu sagen. Nach dem, was mir Gott enthüllt hat, ist das Ungemach, das Ihr leidet, wegen einer Sünde, die Ihr einst begangen habt, über Euch gekommen, und Gott hat sie mit dieser Trübsal zum Teile bestrafen wollen, und er will, daß Ihr sie völlig gutmachet; und tut Ihr das nicht, so werdet Ihr in eine viel ärgere Pein verfallen." Nun sagte die Dame: „Ich habe viele Sünden, Herr, und ich weiß nicht, welche Gott vor den andern gutgemacht haben will; darum sagt sie mir, wenn Ihr sie wißt, und ich werde alles, was ich nur kann, tun, um sie gutzumachen." „Ich weiß genau, Madonna," sagte der Pilger, „was es für eine Sünde ist, will Euch auch nicht deshalb darum befragen, um sie noch genauer zu wissen, sondern nur damit Ihr dadurch, daß Ihr sie selber sagt, mehr Gewissensbisse fühlet. Aber kommen wir zur Sache! Sagt mir, erinnert Ihr Euch, einmal einen Geliebten gehabt zu haben?" Als das die Dame hörte, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, und sie verwunderte sich baß, weil sie nicht geglaubt hätte, daß es irgend jemand bekannt geworden sei, obwohl es in den Tagen, wo der, den man für Tedaldo begrub, getötet worden war, wegen ein paar Wörtchen, die Tedaldos Gesell, der ja davon wußte, unklugerweise hatte fallen lassen, ein derartiges Gerede gegeben hatte; und sie antwortete: „Ich sehe, daß Euch Gott alle Geheimnisse der Menschen offenbart, und darum will ich Euch auch die meinigen nicht verbergen. Es ist wahr, daß ich den unglückseligen jungen Mann, dessen Tod meinem Gatten

zur Last gelegt wird, in meiner Jugendzeit über alle Maßen geliebt habe; und seinen Tod habe ich so beweint, wie es mein Schmerz heischte: denn wie rauh und unwirsch ich mich auch vor seiner Abreise gegen ihn gezeigt habe, so hat ihn doch weder seine Abreise noch seine lange Abwesenheit noch selbst sein unseliger Tod aus meinem Herzen reißen können.“ Und der Pilger sagte zu ihr: „Den unglückseligen Jüngling, der getötet worden ist, habt Ihr nie geliebt, wohl aber Tedaldo Elisei. Aber sagt mir, was war der Grund, daß Ihr Euch mit ihm überworfen habt? Hat er Euch denn jemals beleidigt?“ Und die Dame antwortete ihm: „O nein, er hat mich nie beleidigt; der Anlaß zum Bruche waren vielmehr die Reden eines vermaledeiten Mönchs, dem ich zu dieser Zeit einmal gebeichtet habe: denn als ich ihm erzählt habe, wie lieb ich ihn hätte und wie innig unser Umgang sei, hat er mir den Kopf so vollgeschrien, daß ich noch jetzt zittere, und hat mir gesagt, wenn ich nicht davon abstände, müßte ich geradeswegs in den Rachen des Teufels und in den tiefsten Höllenschlund zu ewiger Feuerspein fahren. Da habe ich eine solche Angst bekommen, daß ich den festen Entschluß gefaßt habe, den Umgang mit ihm völlig aufzugeben; und um der Versuchung zu entgehn, habe ich weder Brief noch Botschaft von ihm annehmen wollen. Freilich wäre es, wenn er ausgeharrt hätte, statt, wie ich vermute, in Verzweiflung davonzugehn, möglich gewesen, daß ich mich, wenn ich dann gesehn hätte, daß er verzehrt worden wäre wie

Schnee an der Sonne, hätte erweichen lassen; verlangte ich doch nach nichts in der Welt heißer als nach ihm.“ Nun sagte der Pilger: „Das ist gerade diese eine Sünde, Madonna, um derentwillen Ihr jetzt leidet. Ich weiß ganz gewiß, daß Euch Tedaldo zu gar nichts gezwungen hat; als Ihr Euch in ihn verliebt habt, habt Ihr das aus freiem Willen getan, weil er Euch gefallen hat; und es ist auf Euern eigenen Wunsch geschehn, daß er zu Euch gekommen ist und sich in einen innigen Umgang mit Euch eingelassen hat, worin Ihr ihm dann mit Worten und Werken so viel Huld gezeigt habt, daß Ihr seine Liebe, wenn er Euch schon früher geliebt hat, wohl vertausendfacht habt. Und wenn es so war – und ich weiß, daß es so war –, was für ein Grund hat Euch veranlassen dürfen, Euch ihm so rauh zu entreißen? Das hättet Ihr vorbedenken und, wenn Ihr geglaubt hättet, Ihr würdet es als eine schlechte Handlung bereuen müssen, unterlassen sollen. So, wie er der Euerige war, so wart Ihr die seinige: es wäre ja Euer gutes Recht gewesen, ihn nicht mehr als den Euerigen zu betrachten, aber ihm Euch, die Ihr sein wart, zu entziehen, das war, wenn er nicht damit einverstanden war, Raub und Unbill. Nun müßt Ihr wissen, daß ich ein Mönch bin und über das ganze Gehaben der Mönche Bescheid weiß, und wenn ich darüber zu Euerm Nutzen etwas ausführlich spreche, so ist das nicht so unschicklich, wie wenn es ein anderer täte; und ich spreche gern darüber, damit Ihr die Mönche besser kennen lernet,

als Ihr sie bisher gekannt zu haben scheint. Einst waren ja die Mönche fromme, treffliche Leute; aber die, die heute Mönche heißen und für Mönche gelten wollen, haben von ihnen nichts als die Kutte, und auch die ist keine Mönchskutte mehr: obwohl die Stifter der Orden bestimmt haben, daß die Kutten knapp und ärmlich und aus grobem Tuche sein sollen, um von einer Seele zu zeugen, die den zeitlichen Dingen in dem Augenblicke entsagt hat, wo der Körper in ein so niedriges Gewand gehüllt worden ist, machen sie sie heutzutage weit und zweifach und aus dem feinsten Glanztuch und haben ihr einen gefälligen und hohenpriesterlichen Schnitt gegeben, und sie schämen sich nicht, damit in den Kirchen und auf den Plätzen zu prangen, wie es die Weltkinder mit ihren Kleidern machen; und so wie der Fischer mit seinem Netze möglichst viel Fische auf einen Zug aus dem Flusse fangen will, so trachten auch sie danach, in den ausgebreiteten Bausch der Kutte möglichst viel Betschwestern und Witwen und andere dumme Weiber und Männer zu verwickeln, und in nichts sonst zeigen sie einen größern Eifer. Und also haben sie, damit ich die ganze richtige Wahrheit sage, nicht die Kutten der Mönche, sondern nur die Farben der Kutten. Und während die alten ihr Augenmerk auf das Seelenheil der Menschen richteten, richten es die jetzigen auf die Weiber und den Reichtum; und sie haben ihr ganzes Trachten darauf gesetzt und setzen es darauf, die Gemüter der Dummen mit Geschrei und mit dem,

was sie ihnen ausmalen, zu erschrecken und ihnen beizubringen, daß Almosen und Messen die Sünden wegnehmen, damit ihnen, die nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Niedrigkeit und Trägheit im Orden untergekrochen sind, der eine Brot bringe, der andere Wein schicke und der dritte die Opfermahlzeit für die Seelen seiner Verstorbenen gebe. Freilich ist es sicherlich wahr, daß Almosen und Gebete die Sünden wegnehmen; wenn aber die, die sie aufwenden, sähen oder wüßten, für wen sie sie aufwenden, würden sie sie lieber für sich behalten oder ebenso vielen Schweinen vorwerfen. Und weil die Mönche wissen, daß die Anteile an einem großen Reichtum desto ausgiebiger sind, je geringer die Zahl der Besitzer ist, so trachtet ein jeder einzelne mit Geschrei und Schreckmitteln andere von dem fernzuhalten, was er für sich allein begehrt. Sie wettern vor den Männern auf die Wollust, damit sich die davon abkehren und die Weiber ihnen verbleiben; sie verdammen den Wucher und den unehrlichen Gewinn, damit sie, wenn sie zu Wiedererstattern des also erworbenen Geldes genommen werden, eben dieses Geld, das nach ihrer Angabe den, der es hat, ins Verderben stürzt, darauf verwenden können, sich weitere Kutten machen zu lassen und Bistümer und andere größere Prälaturen zu erkaufen. Und tadelt man sie dieses oder andern Unfugs halber, so glauben sie sich jeder schweren Schuld zu entladen, wenn sie antworten: ‚Handelt nach unsern Worten und nicht nach unsern Werken,‘ als ob die Schafe mutiger und trotziger sein könnten

als die Hirten. Und zumeist wissen sie sehr wohl, wie viele von denen, denen sie also antworten, diese Antwort ganz anders verstehen, als sie sie meinen. Die Mönche von heute wollen ja, daß ihr tuet, was sie sagen, daß ihr ihnen nämlich die Börsen mit Geld füllet, ihnen euere Geheimnisse anvertrauet, die Keuschheit bewahret, geduldig seiet, die Beleidigungen vergebet, euch übler Nachrede enthaltet — lauter gute, ehrbare, Gott wohlgefällige Dinge; warum aber wollen sie das? Damit sie tun können, was sie, wenn es die andern Leute täten, nicht tun könnten. Wer wüßte nicht, daß die Faulheit ohne Geld nicht bestehn kann? Gibst du daher dein Geld zu deiner Lust aus, so kann der Mönch im Orden nicht faulenzen. Machst du dich an die Weiber heran, so haben die Mönche bei ihnen nicht ihres Bleibens. Bist du nicht geduldig und vergibst du keine Beleidigung, so wird es der Mönch nicht wagen, dir ins Haus zu kommen und deine Familie zu besudeln. Warum lasse ich mich aber in Einzelheiten ein? Bei vernünftigen Leuten wird ihnen sowieso diese Entschuldigung, jedesmal wann sie sie vorbringen, zur Anklage. Warum bleiben sie nicht weltlich, wenn sie sich nicht zutrauen, daß sie enthaltsam und fromm sein könnten? oder wenn sie schon durchaus im Orden leben wollen, warum befolgen sie nicht die heiligen Worte des Evangeliums: ‚Christus fing beides an, zu tun und zu lehren'? Zuerst sollen sie also selber tun und dann andere unterweisen. Ich habe meine Tage unter ihnen wohl tausend gesehn,

die nicht nur den weltlichen Frauen, nein auch den Nonnen mit ihrer Liebe und Buhlerei nachgestellt haben; und das waren just die, die auf den Kanzeln am meisten wetterten. Und solchen Leuten sollten wir vertrauen? wers tut, tut was er will, aber Gott weiß, ob er klug daran tut. Aber gesetzt auch, Madonna, es müsse zugestanden werden, was Euch Euer schreiender Mönch gesagt hat, daß es nämlich eine schwere Sünde sei, die eheliche Treue zu brechen, ist es denn nicht eine viel schwerere, einen Menschen zu berauben? eine viel schwerere, ihn zu töten oder ins Elend zu jagen, damit er durch die Welt irre? Das wird jedermann zugestehn. Wenn eine Frau mit einem Manne umgeht, so ist das eine natürliche Sünde; ihn zu berauben oder zu töten oder zu verstoßen, das entspringt aber einer Bosheit des Herzens. Daß Ihr Tedaldo beraubt habt, indem Ihr ihm Euch, die Ihr durch Euern freien Willen sein Eigen gewesen seid, entzogen habt, das ist Euch schon vorhin bewiesen worden. Weiter sage ich aber auch, daß Ihr ihn, soweit es auf Euch angekommen ist, getötet habt, weil es nicht an Euch gelegen hat, daß er sich nicht, da Ihr Euch täglich grausamer gegen ihn gezeigt habt, mit eigener Hand getötet hat; und die Gesetze wollen, daß der, der die Ursache einer schlechten Tat ist, ebenso schuldig ist, wie der, der sie begeht. Und daß Ihr ebenso die Ursache seid, daß er sieben Jahre lang im Elende durch die Welt geirrt ist, das läßt sich nicht leugnen. So habt Ihr denn in jeglichem von diesen drei Dingen eine viel größere

Sünde begangen, als wenn Ihr den Umgang mit ihm fortgesetzt hättet. Aber sehn wir einmal: hat es etwa Tedaldo so verdient? sicherlich nein: Ihr selber habt es schon gestanden; übrigens weiß ich auch, daß er Euch mehr als sein Leben liebte. Niemals ist eine Frau so verehrt und erhoben und verherrlicht worden, wie ers mit Euch getan hat, wenn er sich in einer Gesellschaft befand, wo er ehrlich und ohne Verdacht zu erregen von Euch sprechen durfte. All sein Gut, all seine Ehre, all seine Freiheit hatte er in Euere Hände gelegt. War er nicht adelig? war er nicht schön vor den andern in dieser Stadt? war er nicht trefflich in allem, was jungen Leuten ansteht? nicht geliebt? nicht wert gehalten? nicht gern gesehn bei jedermann? Auch darauf werdet Ihr nicht mit nein antworten. Wie habt Ihr denn nun wegen des Geschwätzes eines dummen, unnützen und mißgünstigen Mönches einen grausamen Entschluß gegen ihn fassen können? Ich begreife nicht, daß es Frauen gibt, die so verblendet sind, daß sie die Männer verschmähen und gering achten; sollten sie sich doch bei dem Gedanken, was sie selber sind und was für einen Adel vor allen andern Geschöpfen Gott dem Manne gegeben hat, glücklich preisen, wenn sie von einem geliebt werden, und ihn wie nichts sonst wert halten und ihm mit allem Eifer zu gefallen trachten, damit er ihnen nie seine Liebe entziehe. Was aber Ihr auf das Geschwätz eines Mönches hin getan habt, der sicherlich nichts andres war als ein gewöhnlicher Topfgucker und Tellerlecker, das wißt Ihr; vielleicht

hat es ihn nur gelüstet, den Platz einzunehmen, von dem er einen andern zu vertreiben trachtete. Diese Sünde also ist es, die die göttliche Gerechtigkeit, die alle ihre Handlungen mit gerechter Erwägung zum Ende fügt, nicht hat ungestraft lassen wollen: und so wenig Tedaldo schuld daran war, daß Ihr Euch ihm zu entziehn getrachtet habt, so wenig ist Euer Mann schuld an der Gefahr, in der er um Tedaldos willen gewesen ist und noch ist, und an Euerer Angst. Wollt Ihr nun dieser Angst entledigt sein, so müßt Ihr mir folgendes treulich versprechen und noch treulicher tun: wenn es jemals geschieht, daß Tedaldo von seiner langen Verbannung heimkehrt, so müßt Ihr ihm Euere Gunst, Euere Liebe und Euere Huld und Zärtlichkeit wieder schenken und ihm wieder den Platz bei Euch einräumen, den er bis zu der Zeit innegehabt hat, wo Ihr in Euerer Einfalt dem albernen Mönche geglaubt habt.“ Der Pilger war mit seiner Rede zu Ende, und die Dame hatte seine Gründe, die sie durchaus wahr deuchten, so in sich aufgenommen, daß sie wirklich die von ihm so genannte Sünde für die Ursache ihrer Not erachtete; und sie sagte: „Freund Gottes, ich erkenne deutlich, daß alles so ist, wie Ihr gesagt habt, erkenne auch aus Euern Darlegungen, was die Mönche, die ich bis jetzt allesamt für fromme Leute gehalten habe, zum großen Teile eigentlich sind; und ich erkenne zweifellos, daß ich durch meine Handlungsweise gegen Tedaldo einen schweren Fehler begangen habe, und den würde ich, wenn ich nur könnte, gern

auf die Art gutmachen, wie Ihr gesagt habt: aber wie könnte das möglich sein? Tedaldo kann nimmer heimkehren: er ist tot; und weil es also unmöglich ist, so sehe ich nicht ein, warum ich es versprechen sollte.“ Und der Pilger sagte zu ihr: „Tedaldo ist, wie mir Gott geoffenbart hat, keineswegs tot, Madonna, sondern am Leben und gesund, und nichts würde ihm fehlen, wenn er Euere Gunst hätte.“ Nun sagte die Dame: „Habt acht, was Ihr sagt; ich habe ihn vor meiner Tür mit mehrern Dolchstichen ermordet gesehn, und ich habe ihn in diesen Armen gehalten und ihm das tote Gesicht mit vielen Tränen gebadet, was vielleicht den Anlaß zu den unehrbaren Reden gegeben hat, die seither über mich im Umlaufe sind.“ Nun sagte der Pilger: „Sagt, was Ihr wollt, Madonna, ich versichere Euch, Tedaldo ist am Leben; und wenn Ihr mir dieses Versprechen geben und auch wirklich halten wollt, so hoffe ich, sollt Ihr ihn bald sehen.“ Nun sagte die Dame: „Ich gebe es Euch und werde es gern halten; und es könnte nichts geschehn, was mir eine ähnliche Freude bereiten würde, als meinen Gatten unversehrt frei und Tedaldo am Leben zu sehn.“ Nun schien es Tedaldo an der Zeit, sich zu entdecken und die Dame ihres Gatten wegen mit einer sicherern Hoffnung zu trösten, und er sagte: „Um Euch Euers Gatten wegen zu trösten, Madonna, muß ich Euch ein Geheimnis eröffnen, das Ihr Euer Leben lang beileibe niemand kundtun dürft.“ Sie waren in einem abgelegenen Raume und, weil die Dame volles Ver-

trauen zu der Frömmigkeit, die ihr der Pilger zu haben schien, gefaßt hatte, ganz allein; darum zog Tedaldo einen Ring hervor, den er von der Dame in der letzten Nacht, wo sie beisammen gewesen waren, zum Geschenk erhalten und den er die ganze Zeit sorgsam bewahrt hatte, zeigte ihr ihn und sagte: „Kennt Ihr den, Madonna?“ Kaum sah ihn die Dame, so erkannte sie ihn auch schon wieder und sagte: „Ja, Herr, ich habe ihn einst Tedaldo geschenkt.“ Nun sprang der Pilger auf, warf den Pilgermantel und den Hut von sich und sagte mit florentinischer Aussprache: „Und kennt Ihr mich auch?“ Als ihn die Dame sah und erkannte, war sie ganz entsetzt und fürchtete sich vor ihm, wie man sich vor den Toten fürchtet, wenn man sie umgehn sieht wie die Lebendigen; und anstatt ihn als ihren aus Zypern heimgekommenen Tedaldo zu begrüßen, wollte sie furchtsam fliehen, als ob er aus dem Grabe zurückgekehrt wäre. Aber Tedaldo sagte zu ihr: „Zweifelt nicht, Madonna, ich bin Euer Tedaldo, lebendig und gesund, und ich bin nicht gestorben und nicht tot, was immer Ihr und meine Brüder glauben möget.“ Und die Dame faßte sich etwas, und als sie sich seine Stimme ins Gedächtnis zurückrief und ihn genauer betrachtete, gewann sie die Gewißheit, daß er wirklich Tedaldo war; und sie fiel ihm weinend um den Hals und küßte ihn und sagte: „Willkommen, mein süßer Tedaldo.“ Er erwiderte Umarmung und Kuß und sagte: „Jetzt ist nicht die Zeit zu einem innigern Empfange: ich will gehn

und machen, daß Euch Aldobrandino gesund und heil wiedergegeben werde, und darüber, hoffe ich, sollt Ihr noch vor morgen abend Nachrichten hören, die Euch lieb sein werden, unter der Bedingung übrigens, daß ich, wenn ich, wie ich glaube, noch heute gute habe, heute nacht zu Euch kommen und sie Euch mit größerer Gemächlichkeit, als ich jetzt könnte, erzählen darf." Und er nahm wieder Mantel und Hut, küßte die Dame noch einmal und schied von ihr, die er mit guter Hoffnung getröstet hatte, und begab sich in das Gefängnis, wo Aldobrandino war und mehr der Furcht vor dem bevorstehenden Tode als der Hoffnung auf eine mögliche Rettung nachsann; mit der Erlaubnis der Gefangenwärter trat er als Tröster ein; setzte sich zu ihm und sagte: „Aldobrandino, ich bin dein Freund und von Gott, dessen Barmherzigkeit deine Unschuld gerührt hat, zu dir gesandt; wenn du mir daher aus Ehrfurcht vor ihm ein geringes Geschenk, das ich von dir heischen werde, gewähren willst, so sollst du ohne Fehl noch vor dem Abende des morgigen Tages statt des Todesurteils, das du erwartest, deine Freisprechung hören." Und Aldobrandino antwortete: „Da du dich, trefflicher Mann, um meine Rettung annimmst, so mußt du wohl, obgleich ich dich nicht kenne und mich nicht entsinne, dich je gesehn zu haben, mein Freund sein, wie du sagst. Und das Verbrechen, um dessentwillen ich, wie man sagt, zum Tode verurteilt werden soll, habe ich wahrhaftig nicht begangen; andere Sünden habe ich freilich genug auf dem Gewissen,

und die haben mich vielleicht an dieses Ende gebracht. Aber ich sage dir in Ehrfurcht vor Gott: hätte Gott jetzt Erbarmen mit mir, so würde ich das Allergrößte, geschweige denn etwas Geringes, willig tun, von versprechen gar nicht zu reden; und darum heische, was dir gefällt, und ich werde es unweigerlich einhalten, wenn es geschieht, daß ich loskomme.“ Nun sagte der Pilger: „Das, was ich will, ist nichts weiter, als daß du den vier Brüdern Tedaldos verzeihest, daß sie dich in der Meinung, du seist der Ermordung ihres Bruders schuldig, in diese Lage gebracht haben, und daß du sie, wenn sie dich deshalb um Verzeihung bitten, als deine Brüder und Freunde erkennest.“ Und Aldobrandino antwortete ihm: „Wie süß die Rache ist und wie inbrünstig sie ersehnt wird, das weiß niemand als der, der die Beleidigung erlitten hat; allwege aber will ich ihnen, damit Gott meine Rettung bewirke, gern verzeihen und verzeihe ihnen zu dieser Stunde, und wenn ich hier lebendig herauskomme und frei bin, so will ich mich in dieser Sache so benehmen, wie dir belieben wird.“ Damit war der Pilger zufrieden, so daß er ihn, ohne ihm noch sonst etwas sagen zu wollen, bat, guten Mutes zu sein, weil er sicherlich vor Ablauf des nächsten Tages eine völlig sichere Nachricht von seiner Befreiung hören werde. Und nachdem er ihn verlassen hatte, begab er sich auf die Signoria und sagte zu dem Ritter, der an diesem Tage Gericht hielt, insgeheim: „Signor, jedermann hat ja wohl die Pflicht, sich bereitwillig alle Mühe zu geben, damit

die Wahrheit an den Tag komme; und sonderlich gilt das von denen, die die Würde innehaben, die Ihr innehabt, auf daß nicht die Unschuldigen, sondern die, die das Verbrechen begangen haben, bestraft werden. Damit das nun zu Euerer Ehre und denen, die es verdient haben, zum Unheile geschehe, bin ich zu Euch gekommen. Wie Ihr wißt, ist die Signoria gegen Aldobrandino Palermini gar streng vorgegangen und glaubt als wahr befunden zu haben, daß er der sei, der Tedaldo Elisei ermordet hat, und ist im Begriffe, ihn zu verurteilen; das ist aber zweifellos falsch, wie ich Euch noch vor Mitternacht zu beweisen hoffe, indem ich Euch die Mörder des jungen Mannes in die Hände liefern will.“ Der wackere Ritter, den Aldobrandino dauerte, lieh den Worten des Pilgers ein williges Ohr; und nachdem er mit ihm viel über die Sache gesprochen hatte, nahm er nach seinen Fingerzeigen die zwei Brüder, denen die Herberge gehörte, und ihren Knecht ohne Widerstand im ersten Schlafe gefangen. Er wollte sie, um den Hergang zu erfahren, auf die Folter strecken lassen, aber sie ließen es nicht dazu kommen, sondern gestanden jeder einzeln und dann alle miteinander rückhaltlos ein, sie seien die, die Tedaldo Elisei, freilich ohne ihn zu kennen, ermordet hätten. Um den Grund befragt, sagten sie, er habe die Frau eines von ihnen zu einer Zeit, wo sie nicht in der Herberge gewesen seien, arg gekränkt und sie zwingen wollen, ihm zu Willen zu sein. Als das der Pilger gehört hatte, beurlaubte er sich bei dem Edel-

manne und ging heimlich zum Hause Madonna Ermellinas; sonst war schon alles im Hause schlafen gegangen, aber sie fand er auf ihn wartend, gleich sehnsüchtig, eine gute Zeitung von ihrem Gatten zu hören, wie sich mit ihrem Tedaldo völlig zu versöhnen. Und als er bei ihr war, sagte er mit frohem Gesichte: „Freue dich, Geliebte, denn morgen wirst du gewiß deinen Aldobrandino gesund und heil wiederhaben;“ und um ihr die Sache mehr glaubhaft zu machen, erzählte er ihr ausführlich, was er getan hatte. Über diese beiden also angetanen und also unerwarteten Ereignisse, daß sie nämlich Tedaldo wiederhatte, dessen Tod sie wahrhaftig beweint zu haben glaubte, und daß sie Aldobrandino, dessen Tod sie binnen wenigen Tagen beweinen zu müssen glaubte, aller Gefahr ledig sah, war die Dame so selig, wie nur je eine gewesen ist, und sie umarmte und küßte ihren Tedaldo zärtlich, und sie gingen miteinander zu Bette und schlossen, indem sie eins am andern alle Lust und Wonne fanden, einen lieblichen, seligen Frieden. Und als der Tag anbrach, stand Tedaldo auf, und nachdem er der Dame seine Absicht dargelegt und sie von neuem gebeten hatte, alles unverbrüchlich geheimzuhalten, verließ er, noch immer in Pilgertracht, ihr Haus, um, wenn es an der Zeit sein werde, Aldobrandinos Angelegenheiten wahrzunehmen. Die Signoria, die nun die Tat völlig aufgeklärt sah, ließ, kaum daß es Tag geworden war, Aldobrandino frei; und den Missetätern wurden wenige Tage darauf an dem Orte,

wo sie den Mord begangen hatten, die Köpfe abgeschlagen. Da also Aldobrandino zu seiner und seiner Gattin und all seiner Freunde und Verwandten Freude in Freiheit war und sie alle deutlich erkannten, daß das nur durch die werktätige Hilfe des Pilgers geschehn war, so führten ihn Aldobrandino und seine Gattin in ihr Haus und baten ihn, dort so lange zu verweilen, wie es ihm belieben werde, sich in der Stadt aufzuhalten; und sie konnten nicht satt werden, ihn zu ehren und ihm Freude zu bereiten, sonderlich nicht die Dame, die ja wußte, wem es geschah. Als es ihm aber nach einigen Tagen an der Zeit schien, zwischen seinen Brüdern, die, wie er vernommen hatte, nicht nur Aldobrandinos Freilassung als einen ihnen angetanen Schimpf auffaßten, sondern sich auch aus Furcht bewaffnet hatten, und Aldobrandino Frieden zu stiften, verlangte er von ihm die Erfüllung seines Versprechens. Aldobrandino antwortete ohne weiteres, er sei dazu bereit. Und der Pilger hieß ihn für den nächsten Tag ein schönes Gastmahl veranstalten und sagte ihm, es sei sein Wunsch, daß er und seine männliche und weibliche Verwandtschaft die vier Brüder und ihre Frauen als Gäste empfingen, und setzte noch hinzu, er werde alsbald hingehn, um sie in Aldobrandinos Namen zur Versöhnung und zum Mahle einzuladen. Und da Aldobrandino mit allem, was ihm beliebte, einverstanden war, ging er unverzüglich zu den vier Brüdern und redete mit solchen Worten, wie sie der Gegenstand erheischte, so lange auf sie ein, bis er sie

endlich durch unwiderlegliche Gründe zu der Ansicht gebracht hatte, sie müßten Aldobrandino um Verzeihung bitten und seine Freundschaft wiedererlangen; sodann lud er sie samt ihren Frauen ein, am andern Tage bei Aldobrandino zu speisen, und sie nahmen ohne Zögern an, weil sie die Gewähr seines Wortes hatten. Am nächsten Morgen kamen also zuerst die vier Brüder Tedaldos, schwarz gekleidet, wie sie immer gingen, mit einigen Freunden von ihnen um die Essensstunde in das Haus Aldobrandinos, der sie erwartete; und dort warfen sie vor allen, die, um ihnen Gesellschaft zu leisten, von Aldobrandino eingeladen waren, ihre Waffen weg und gaben sich in die Hände Aldobrandinos, indem sie ihn um Verzeihung für alles baten, was sie wider ihn getan hätten. Aldobrandino empfing sie mit Tränen der Rührung; er küßte sie alle auf den Mund und vergab ihnen, ohne viel Worte zu machen, die empfangene Unbill. Dann kamen ihre Schwestern und Frauen, alle in brauner Kleidung, und die wurden von Madonna Ermellina und den andern Damen freundlich empfangen. Und Männer wie Frauen wurden gar köstlich bewirtet, und nichts sonst trübte das Mahl als die Schweigsamkeit wegen der frischen Trauer, die durch die dunkeln Kleider von Tedaldos Verwandten vergegenwärtigt wurde, und diese Trauer hatte auch schon einige veranlaßt, den Plan und das Mahl des Pilgers zu tadeln, was dem nicht entgangen war; als aber die Zeit gekommen war, die Trauer, wie er beschlossen hatte, zu verbannen, erhob er sich, während

die Gesellschaft noch die Früchte aß, und sagte: „Nichts hat diesem Mahle gefehlt, um es fröhlich zu machen, als Tedaldo; und den will ich euch jetzt zeigen, weil ihr ihn die ganze Zeit, die er unter euch gewesen ist, nicht erkannt habt.“ Und damit warf er den Mantel und die sonstige Pilgertracht ab und stand in einem Wamse aus grünem Zendeltaffet vor ihnen; und mit hellem Staunen starrten sie ihn alle an, und ob sie ihn auch allmählich erkannten, so getraute sich doch vorerst niemand, ihn wirklich für Tedaldo zu halten. Als er das sah, erzählte er ihnen mancherlei von ihrer Verwandtschaft, von Dingen, die unter ihnen geschehn waren, und von seinen Erlebnissen. Jetzt endlich eilten ihn seine Brüder und die andern Männer mit Freudentränen zu umarmen, und ebenso taten dann auch die Damen, die Nichtverwandten und die Verwandten, bis auf Madonna Ermellina. Als das Aldobrandino sah, sagte er: „Was ist das, Ermellina? warum zeigst du Tedaldo nicht ebenso deine Freude wie die andern Damen?“ Und die Dame antwortete ihm, so daß es alle hörten: „Es ist keine hier, die sich mehr gefreut und ihm diese Freude lieber gezeigt hätte als ich, die ich ihm mehr als jede andere verbunden bin, weil es sein Werk ist, daß ich dich wiederhabe; aber die unehrbaren Reden, die in den Tagen, wo wir den vermeintlichen Tedaldo beweinten, geführt worden sind, machen, daß ich mich zurückhalte.“ Und Aldobrandino sagte zu ihr: „Geh doch, glaubst du denn, daß ich den Kläffern glaube? Er selber hat da-

durch, daß er meine Rettung bewirkt hat, klar und deutlich gezeigt, daß das Gerede, das ich übrigens sowieso nicht geglaubt habe, unwahr ist: steh auf und geh, umarme ihn.“ Die Dame, die nichts andres begehrte, war nicht saumselig, ihrem Gatten zu gehorchen; sie erhob sich und bewillkommte ihn, wie die andern Damen getan hatten, mit Umarmung und Kuß. Diese Hochherzigkeit Aldobrandinos gefiel Tedaldos Brüdern und ebenso allen Männern und Frauen, die dort waren, über die Maßen und tilgte auch jede Spur, die das Gerede etwa in dem Gemüte des einen oder des andern zurückgelassen hatte. Nachdem also Tedaldo von jedermann bewillkommt worden war, riß er mit eigener Hand seinen Brüdern die schwarzen Kleider vom Leibe und seinen Schwestern und Schwägerinnen die braunen und bat sie, sich andere kommen zu lassen. Und als sie dann neu gekleidet waren, ging es an ein Singen und Tanzen und andere Lustbarkeiten mehr, so daß das Gastmahl, dessen Anfang so schweigsam gewesen war, ein lautes Ende nahm. Und hierauf gingen sie alle in ihrer jubelnden Freude in das Haus Tedaldos, um dort zu Abend zu essen; und auf diese Art dehnten sie das Fest noch mehrere Tage lang aus. Die Florentiner starrten Tedaldo mehrere Tage lang wie einen vom Tode Auferstandenen und wie ein Wunderwesen an; und bei vielen, sogar auch bei seinen Brüdern, blieb im Herzen noch ein gelinder Zweifel, ob er es sei oder nicht, und sie glaubten es noch immer nicht völlig, hätten es auch vielleicht noch

eine Weile nicht geglaubt, wenn sich nicht etwas zugetragen hätte, das ihnen die Aufklärung brachte, wer der Ermordete gewesen war, und das geschah so: Eines Tages kamen Reisige aus der Lunigiana bei ihrem Hause vorbei, und die traten auf Tedaldo, als sie ihn sahen, zu und sagten: „Grüß Gott, Faziuolo.“ Und Tedaldo antwortete ihnen in Gegenwart seiner Brüder: „Ihr verwechselt mich mit jemand anderm.“ Als sie ihn sprechen hörten, schämten sie sich und baten ihn um Verzeihung, wobei sie sagten: „Wahrhaftig, noch nie haben wir gesehn, daß ein Mensch einem andern so geglichen hätte, wie Ihr einem Gesellen von uns gleicht, der Faziuolo heißt und aus Pontremoli ist; er ist vor etwa vierzehn Tagen oder wenig darüber hiehergekommen, und wir haben bis jetzt nicht erfahren können, was es mit ihm ist. Allerdings haben wir uns über Euere Kleidung verwundert, weil er Soldat ist wie wir.“ Der älteste Bruder Tedaldos trat, als er das hörte, vor und fragte sie, wie dieser Faziuolo gekleidet gewesen sei. Da beschrieben sie ihm einen solchen Anzug, wie ihn der Ermordete am Leibe gehabt hatte, und daraus und aus andern Zeichen erhellte, daß der nicht Tedaldo, sondern Faziuolo war; so schwand denn den Brüdern und allen andern jeglicher Argwohn. Tedaldo, der als schwerreicher Mann heimgekommen war, verharrte in seiner Liebe und genoß sie mit seiner Dame bei vorsichtigem Benehmen lange Zeit, ohne daß es noch einmal zu einer Entzweiung gekommen wäre. So lasse Gott auch uns die unserige genießen!

ACHTE GESCHICHTE

Ferondo wird, da er ein gewisses Pulver verschluckt hat, für tot begraben, und der Abt, der sich mit seiner Frau ergötzt, zieht ihn aus dem Grabe, setzt ihn gefangen und macht ihm weis, er sei im Fegefeuer; nachdem er auferstanden ist, zieht er einen Sohn, den der Abt mit seiner Frau gezeugt hat, als den seinigen auf.

SO lang auch die Geschichte Emilias gewesen war, so hatte sie doch niemand ihrer Länge halber mißfallen, sondern alle Damen erkannten an, daß sie in Anbetracht der Menge und Mannigfaltigkeit der berichteten Dinge kurz erzählt worden war; als sie aber zu Ende war, gab die Königin durch einen einfachen Wink Lauretta zu verstehn, was sie wünschte, so daß die also begann: Mir kommt, meine teuern Damen, eine Geschichte in den Sinn, die ich Euch erzählen will, obwohl sie viel mehr einer Lüge als einem wahren Berichte, der sie doch ist, ähnlich sieht; und erinnert habe ich mich daran, als ich gehört habe, es sei einer für einen andern beweint und begraben worden. Ich will Euch also erzählen, wie einer lebendig für tot begraben worden ist, wie er dann nach seiner und vieler anderer Meinung das Grab als Auferstandener und nicht als ein Lebendiger verlassen hat, und wie schließlich der, der als ein Schuldiger hätte verdammt werden sollen, als Heiliger verehrt worden ist.

In einer Abtei in Toskana, die, wie wir deren viele sehn, an einem wenig besuchten Orte gelegen war

und ist, war zum Abte ein Mönch gemacht worden, der in allen Dingen ein gar frommer Mann war, bis auf den Umgang mit den Weibern; darin wußte er sich aber so vorsichtig zu benehmen, daß bei dem Umstande, daß er in allen Stücken als ein gerechter und gar frommer Mann galt, niemand etwas argwöhnte, geschweige denn davon Kenntnis hatte. Da nun der Abt mit einem steinreichen Bauer, Ferondo mit Namen, der sich angelegentlich um seine Freundschaft beworben hatte, gar vertraut umging – Ferondo war aber ein über die Maßen alberner und ungeschlachter Mensch, und der Abt ließ sich auch seine Vertraulichkeit nur gefallen, weil er sich dann und wann an seiner Einfalt ergötzte –, geschah es, daß dabei der Abt ersah, daß Ferondo eine hübsche junge Frau hatte; und in die verliebte er sich so glühend, daß er Tag und Nacht an nichts mehr sonst dachte. Als er aber hörte, Ferondo sei, wie einfältig und dumm er auch sonst in allem war, doch in der Liebe zu ihr und in ihrer Hut völlig klug, verzweifelte er schier. Trotzdem brachte er in seiner Schlauheit Ferondo dazu, daß er manchmal mit seiner Frau zum Vergnügen in den Garten der Abtei kam; und da redete er dann gar salbungsvoll so viel von der Glückseligkeit des ewigen Lebens und dem frommen Wandel vieler Männer und Frauen der Vorzeit, daß die Frau Lust bekam, bei ihm zu beichten, und Ferondo um die Erlaubnis dazu bat. Er gab sie ihr, und sie ging zu dem Abte beichten, was dem eine große Freude war, setzte sich zu seinen Füßen und begann, bevor

sie noch auf etwas andres zu sprechen kam, folgendermaßen: „Hätte mir Gott, Herr, einen wirklichen Mann oder gar keinen gegeben, so wäre es vielleicht leichter für mich, unter Euerer Anleitung den Weg zu beschreiten, der den Menschen, wie Ihr gesagt habt, zum ewigen Leben führt; wenn ich aber betrachte, was für ein Mann und wie dumm Ferondo ist, so kann ich mich eine Witwe nennen und bin doch verheiratet, nämlich so weit, daß ich bei seinen Lebzeiten keinen andern nehmen darf. Dazu ist er, albern wie er ist, ohne jeden Grund so über die Maßen eifersüchtig auf mich, daß ich mit ihm nicht anders als in Verdruß und Ungemach leben kann. Bevor ich daher zur andern Beichte komme, bitte ich Euch so inständig wie ich nur kann, seid so gut und gebt mir darin einen Rat, weil mir, wenn ich nicht vor allem die Möglichkeit habe, gut zu handeln, weder die Beichte noch sonst ein gutes Werk etwas helfen wird.“ Diese Rede war dem Abte so recht nach seinem Herzen, und es schien ihm, als habe ihm das Glück den Weg zu dem am heißesten ersehnten Ziele gebahnt, und er sagte: „Ich glaube es, meine Tochter, daß es für eine schöne und feinfühlige Frau, wie Ihr seid, ein großer Kummer ist, einen blödsinnigen Mann zu haben; für einen viel größeren halte ich aber, einen eifersüchtigen zu haben: da nun der Euerige das eine wie das andere ist, glaube ich Euch gern, was Ihr von Eurem Verdrusse sagt. Dawider sehe ich aber, um es kurz zu sagen, nur den einen Rat und das eine Mittel, Ferondo von

seiner Eifersucht zu heilen. Die Arznei, die ihn heilen soll, verstehe ich gar wohl zu machen, wenn Ihr nur das Herz habt, das, was ich Euch sagen werde, geheimzuhalten.“ Die Frau sagte: „Vater, zweifelt nicht daran; eher würde ich mein Leben lassen, als jemand zu sagen, was Ihr mir zu sagen verboten habt. Aber wie könnte das geschehn?“ Der Abt antwortete: „Wenn wir wollen, daß er geheilt werde, so muß er unbedingt ins Fegefeuer.“ „Und wie könnte er“, sagte die Frau, „lebendig dorthin kommen?“ Der Abt sagte: „Er muß sterben, und da kommt er hin; und wenn er so viel Pein erlitten haben wird, daß er von seiner Eifersucht geheilt ist, dann werden wir den Herrgott mit gewissen Gebeten bitten, ihn wieder lebendig zu machen, und er wird es tun.“ „So soll ich denn Witwe werden?“ sagte die Frau. „Ja,“ antwortete der Abt, „auf eine Zeitlang, und da werdet Ihr Euch wohl hüten müssen, Euch wieder zu verheiraten; Gott würde es sehr übelnehmen, und Ferondo, zu dem Ihr bei seiner Rückkehr zurückkehren müßtet, wäre eifersüchtiger als je.“ Die Frau sagte: „Wenn er nur von dieser Abscheulichkeit geheilt wird, damit ich nicht immer eingesperrt sein muß, so bin ich alles zufrieden; tut, was Euch beliebt.“ Nun sagte der Abt: „Ich will es also tun; aber was soll ich denn von Euch als Lohn für einen solchen Dienst bekommen?“ „Vater,“ sagte die Frau, „was Ihr wollt, wenn ich es nur kann; aber was könnte eine meinesgleichen für einen solchen Mann, wie Ihr seid, tun, daß es seiner würdig wäre?“ Und

der Abt sagte zu ihr: „Ihr könnt, Madonna, für mich nichts Geringeres tun, als was ich für Euch zu tun auf mich nehme; denn so wie ich darauf bedacht bin, etwas zu tun, was zu Euerm Nutz und Frommen sein soll, so könnt Ihr etwas tun, was mir zum Heile und zu meines Lebens Fristung sein wird.“ Nun sagte die Frau: „Wenn dem so ist, so bin ich bereit.“ „So schenkt mir also Euere Liebe,“ sagte der Abt, „und befriedigt mich mit Euch selber, für die ich am ganzen Leibe glühe und mich verzehre.“ Als das die Frau hörte, antwortete sie ganz erschrocken: „O weh, Vater, was verlangt Ihr da? Ich habe geglaubt, Ihr seiet ein Heiliger; ziemt es sich aber für heilige Männer, von den Frauen, die zu ihnen um Rat kommen, derlei Dinge zu heischen?“ Und der Abt sagte zu ihr: „Verwundert Euch nicht, Herzallerliebste; die Heiligkeit wird dadurch nicht geringer, weil sie in der Seele wohnt, und das, was ich verlange, eine Sünde des Leibes ist. Aber sei es, wie immer es wolle, Euere holde Schönheit hat eine solche Macht, daß mich die Liebe zwingt, so zu tun. Und ich sage Euch, daß Ihr Euch mehr als andere Frauen Euerer Schönheit rühmen dürft, da sie den Heiligen gefällt, die doch die Schönheiten des Himmels zu schauen gewohnt sind; überdies bin ich, wenn ich auch Abt bin, doch ein Mann wie alle andern, und wie Ihr seht, bin ich noch kein Greis. Und es darf Euch nicht schwer fallen, mir meinen Willen zu tun, vielmehr solltet Ihr selber danach verlangen, weil ich Euch in der Zeit, wo Ferondo im Fege-

feuer sein wird, des Nachts Gesellschaft leisten und Euch den Trost spenden will, den Euch er spenden sollte; und davon wird auch nie jemand etwas ahnen, weil von mir jedermann dieselbe Meinung, die Ihr noch vorhin gehabt habt, und vielleicht eine noch höhere hat. Verschmäht also nicht die Gnade, die Euch Gott schickt; denn es gibt genug Frauen, die das ersehnen, was Ihr haben könnt und auch, wenn Ihr klugerweise meinem Rate glaubt, haben werdet. Überdies habe ich schöne und kostbare Kleinode, und die soll niemand anders haben als Ihr. So tut denn, mein süßer Trost, für mich, was ich gern für Euch tue.“ Die Frau blickte zu Boden und wußte nicht, wie nein sagen; und es ihm zu gewähren, deuchte sie auch nicht in der Ordnung; und der Abt, der sah, daß sie ihn angehört hatte und mit der Antwort zauderte, fügte den schon gesagten Worten, da er sie schon halb bekehrt zu haben glaubte, noch viele andere hinzu und brachte ihr auch, bevor er noch mit seiner Rede zu Ende war, die Meinung bei, was er verlange, sei ganz in der Ordnung. Darum sagte sie verschämt, sie sei bereit, nach seinen Befehlen zu tun; sie könne es aber nicht früher, als bis Ferondo im Fegefeuer sei. Und ganz zufrieden sagte der Abt: „Wir werden es schon machen, daß er bald dort sein soll; macht nur, daß er morgen oder dieser Tage auf eine Weile zu mir kommt.“ Und mit diesen Worten steckte er ihr einen wunderschönen Ring zu und entließ sie. Voller Freude über das Geschenk und in der frohen Hoffnung, noch andere zu erhal-

ten, kehrte die Frau zu ihren Gefährtinnen zurück und begann ihnen Wunderdinge zu erzählen von der Heiligkeit des Abtes und ging mit ihnen heim. Wenige Tage darauf kam Ferondo in die Abtei, und kaum sah ihn der Abt, so traf er auch schon Anstalt, um ihn ins Fegefeuer zu schicken: er suchte ein Pulver von wunderbarer Kraft hervor, das ihm im Morgenlande von einem großen Fürsten gegeben worden war, der behauptet hatte, daß es der Alte vom Berge zu gebrauchen pflege, wenn er jemand im Schlafe in sein Paradies schicken oder daraus entfernen wolle, und daß es, in größerer oder geringerer Menge gegeben, den, der es genommen habe, ohne ihm irgendwie zu schaden, auf kürzere oder längere Zeit so fest einschläfere, daß niemand sagen könne, er habe noch Leben in sich; und davon nahm er so viel, daß es auf einen dreitägigen Schlaf reichte, und gab es auf seiner Zelle Ferondo, der sich nichts versah, in einem Glase noch nicht geklärten Weines zu trinken und führte ihn dann in den Kreuzgang und begann sich mit mehrern von seinen Mönchen an seinen Torheiten zu ergötzen. Es dauerte nicht lange, so wirkte das Pulver, und dem armen Ferondo kam ein so jäher und schwerer Schlaf ins Haupt, daß er stehend einschlief und schlafend umfiel. Der Abt, der sich sehr erschrocken stellte, ließ ihn aufgürten und ließ frisches Wasser bringen und ihm ins Gesicht spritzen und noch viel andere Mittel anwenden, als ob er ihn aus einer Ohnmacht, die etwa durch die aus dem Magen oder anderswoher

aufsteigenden Dünste verursacht worden wäre, wieder zum Bewußtsein hätte bringen wollen; da aber Abt und Mönche sahen, daß er bei alledem nicht zu sich kam, und da sie, als sie ihm den Puls fühlten, kein Lebenszeichen fanden, waren sie alle überzeugt, daß er tot sei. Sie schickten darum seiner Frau und seinen Verwandten Botschaft, und die kamen alsbald alle hin und weinten ein wenig, und dann ließ ihn der Abt in den Kleidern, die er am Leibe hatte, in eine Gruft legen. Die Frau kehrte nach Hause zurück und sagte, sie wolle sich von dem Kinde, das sie von ihm hatte, niemals trennen; und so blieb sie zu Hause und begann sich ihrem Söhnchen und der Verwaltung des Reichtums, den Ferondo hinterlassen hatte, zu widmen. In aller Stille stand der Abt in der Nacht auf und holte einen bolognesischen Mönch, zu dem er viel Vertrauen hatte und der an dem nämlichen Tage aus Bologna eingetroffen war, und nun zogen sie Ferondo zu zweit aus seinem Grabe und trugen ihn in ein stockfinsteres Gewölbe, das für Mönche, die gefehlt hatten, zum Gefängnis bestimmt war; und nachdem sie ihm seine Kleider ausgezogen und ihn wie einen Mönch gekleidet hatten, legten sie ihn auf ein Bund Stroh und ließen ihn, bis er zu sich kommen werde. Und der bolognesische Mönch, der vom Abte über seine Obliegenheiten unterwiesen worden war, wartete einstweilen, ohne daß irgend jemand etwas von der Sache gewußt hätte, bis er zu sich kommen werde. Am nächsten Tage ging der Abt mit einigen seiner

Mönche wie zu einem Besuche zu der Frau, die er betrübt und schwarz gekleidet fand; und nachdem er sie ein bißchen getröstet hatte, mahnte er sie leise ihres Versprechens wegen. Die Frau, die sich frei und weder von Ferondo noch sonst jemand behindert sah, gab, da sie am Finger des Abtes einen andern schönen Ring bemerkt hatte, zur Antwort, sie sei bereit; und sie machte mit ihm ab, daß er in der nächsten Nacht kommen solle. Als es daher Nacht geworden war, ging der Abt, in Ferondos Kleidern und von seinem Mönche begleitet, zu ihr und lag mit der größten Lust und Wonne bis zur Mettenzeit bei ihr, und dann kehrte er in die Abtei zurück. Diesen Weg machte er in der gleichen Absicht ziemlich oft; und von den Leuten, denen er dabei dann und wann sowohl beim Kommen als auch beim Gehn begegnete, wurde er für Ferondo gehalten, der, um Buße zu tun, in dieser Gegend umgehe, und das einfältige Landvolk erzählte sich allerlei Geschichten; davon wurde auch der Frau berichtet, die freilich wohl wußte, wie sich die Sache verhielt. Als Ferondo zu sich gekommen war und sich, ohne zu wissen, wo er sei, in dem Gewölbe gefunden hatte, war der bolognesische Mönch mit einer entsetzlichen Stimme eingetreten und hatte ihn gepackt und ihm mit mitgebrachten Ruten eine derbe Tracht Schläge gegeben. Weinend und schreiend hatte Ferondo nichts andres getan als gefragt: „Wo bin ich?“ Die Antwort des Mönches war: „Im Fegefeuer?“ „Was?“ sagte Ferondo, „bin ich denn tot?“ Der Mönch sagte: „Ja-

wohl.“ Darum begann Ferondo über sich und seine Frau und sein Söhnchen zu weinen und schwatzte das ungereimteste Zeug von der Welt. Und der Mönch brachte ihm etwas zu essen und zu trinken. Als das Ferondo sah, sagte er: „Ach, essen denn die Toten?“ Und der Mönch sagte: „Ja; das, was ich dir bringe, hat deine ehemalige Frau heute morgen in die Kirche geschickt, damit Messen für deine Seele gelesen würden, und der Herrgott hat gewollt, daß es dir vorgesetzt werde.“ Nun sagte Ferondo: „Gott vergelte es ihr. Ich habe sie ja, bevor ich gestorben bin, richtig gern gehabt, so daß ich sie die ganze Nacht im Arme hielt und nichts sonst tat, als sie küssen, und ich tat auch wohl etwas andres, wann mich die Lust ankam.“ Und dann begann er, da ihn sehr gelüstete, zu essen und zu trinken; aber der Wein schmeckte ihm nicht recht, und so sagte er: „Daß sie Gott schände, daß sie dem Priester nicht von dem Fasse an der Mauer gegeben hat.“ Als er jedoch gegessen hatte, packte ihn der Mönch von neuem und gab ihm mit denselben Ruten noch eine tüchtige Anzahl Streiche. Und Ferondo sagte nach vielem Schreien: „Warum tust du mir denn das?“ Und der Mönch sagte: „Weil es der Herrgott befohlen hat, daß dir alltäglich zweimal so getan werde.“ „Und warum?“ sagte Ferondo. Und der Mönch sagte: „Weil du eifersüchtig warst, wo du doch weit und breit die beste Frau gehabt hast.“ „O weh!“ sagte Ferondo, „du sagst die Wahrheit, und die süßeste war sie auch: sie war zuckriger als Lebkuchen, aber

ich habe nicht gewußt, daß es der Herrgott übelnimmt, wenn der Mann eifersüchtig ist, sonst wäre ichs nicht gewesen.“ Und der Mönch sagte: „Das hättest du bedenken sollen, dieweil du in der andern Welt warst, und dich bessern; und wenn es je geschieht, daß du wieder hinkommst, so sieh zu, daß du dich erinnerst, was ich dir jetzt tue, und laß dein Eifern.“ Und Ferondo sagte: „Ja, kommt denn einer, der gestorben ist, wieder hin?“ Und der Mönch sagte: „Ja, wenn Gott will.“ „Ach,“ sagte Ferondo, „wenn ich jemals zurückkäme, ich wäre der beste Ehemann von der Welt; nie würde ich sie schlagen, nie grob sein mit ihr, außer wegen des Weines, den sie heute morgen geschickt hat, und Licht hat sie auch keins geschickt, so daß ich im Finstern essen muß.“ Und der Mönch sagte: „Geschickt hat sie welche, aber die sind zu den Messen verbrannt worden.“ „Ach,“ sagte Ferondo, „da wirst du recht haben; und wahrhaftig, wenn ich zurückkomme, so lasse ich sie machen, was sie will. Aber sag mir, wer bist denn du, der du mir das tust?“ Und der Mönch sagte: „Ich bin auch ein Toter und war aus Sardinien, und weil ich meinen Herrn seiner Eifersucht halber gelobt habe, bin ich von Gott zu der Strafe verdammt worden, daß ich dir zu essen und zu trinken geben und dich also prügeln muß, bis er sich über dich und über mich anders beraten wird.“ Und Ferondo sagte: „Sind denn nicht mehr hier als wir zwei?“ Und der Mönch sagte: „Ja freilich, zu Tausenden, aber du kannst sie ebensowenig hören oder sehn wie sie dich.“ Nun sagte

Ferondo: „Und wie weit sind wir denn von uns daheim entfernt?“ „Oje,“ sagte der Mönch, „das sind ein paar Meilen mehr als in die Kackerei.“ „Gottstreu, das ist weit genug,“ sagte Ferondo, „da dächte ich, wir müßten ja schon aus der Welt sein, so weit ist das.“ Bei solchen und ähnlichen Gesprächen wurde Ferondo mit Essen und Schlägen an die zehn Monate verwahrt gehalten, und in dieser Zeit besuchte der Abt die schöne Frau gar häufig mit gutem Glücke und ließ es sich mit ihr so gut geschehn wie nur möglich. Aber wie es schon das Schicksal wollte, wurde die Frau schwanger; sie merkte es auch sofort und sagte es dem Abte, und da schien es denn beiden die höchste Zeit, daß Ferondo aus dem Fegefeuer ins Leben zurückgerufen werde und zu ihr wiederkehre, damit sie sagen könne, sie sei von ihm schwanger. In der nächsten Nacht ließ also der Abt Ferondo mit verstellter Stimme in seinem Gefängnis anrufen und ihm sagen: „Sei getrost, Ferondo, denn es ist Gottes Wille, daß du zur Erde wiederkehrest; und wann du wiedergekehrt bist, so wird dir deine Frau einen Sohn gebären, und den sollst du Benedikt heißen, weil dir Gott diese Gnade um der Gebete deines frommen Abtes und deiner Frau willen und dem heiligen Benedikt zuliebe erzeigt.“ Als das Ferondo hörte, war er glückselig und sagte: „Das ist mir wirklich lieb; Gott vergelte es dem Herrgott und dem Abte und dem heiligen Benedikt und meiner käsesüßen, lebzeltenen, zuckerigen Frau!“ Und der Abt ließ ihm in den Wein, den er ihm schickte, so

viel von dem Pulver tun, daß es ihn etwa auf vier Stunden einschläfern mußte; und nachdem sie ihm seine alten Kleider wieder angelegt hatten, trugen ihn der Abt und der Mönch in aller Stille in die Gruft zurück, worein er begraben worden war. Bei Tagesanbruch kam Ferondo zu sich und sah durch einen Spalt in der Gruft zum ersten Male nach zehn Monaten wieder Licht; da er sich darum für lebendig hielt, begann er zu schreien: „Macht mir auf, macht mir auf!“ und stemmte sich sogleich so fest gegen die Gruftdecke, daß er sie, weil sie nicht schwer war, hob. Eben machte er die letzten Anstrengungen, sie wegzuschieben, als die Mönche, die das Morgengebet verrichtet hatten, hinzugelaufen kamen; und sie erkannten die Stimme Ferondos und sahen ihn auch schon aus dem Grabe steigen, so daß sie voll Schrecken über das unerhörte Ereignis Reißaus nahmen und zum Abte eilten. Der tat, als stände er just vom Gebete auf, und sagte: „Habt keine Angst, Kinder; nehmt Kreuz und Weihwasser und folgt mir, und wir wollen sehn, was uns Gottes Allmacht dartun will;“ und so taten sie. Ferondo, der ja den Himmel so lange Zeit nicht gesehn hatte, war ganz bleich aus dem Grabe gestiegen. Und kaum sah er den Abt, so lief er ihm entgegen und warf sich ihm zu Füßen und sagte: „Vater, wie mir geoffenbart worden ist, waren es Euere Gebete und die des heiligen Benedikt und meiner Frau, die mich von der Pein des Fegefeuers erlöst und ins Leben zurückgebracht haben, und darum bitte ich Gott, daß er

Euch alles Gute bescheren möge, jetzt und immerdar.“ Der Abt sagte: „Gepriesen sei Gottes Allmacht! Geh denn, mein Sohn, da dich Gott zurückgeschickt hat, und tröste deine Frau, der, seitdem du aus diesem Leben geschieden bist, die Tränen nicht versiegt sind, und führe fortan einen gottgefälligen Wandel.“ Und Ferondo sagte: „Man hat es mir schon so gesagt, Herr, laßt mich nur machen; bin ich nur erst einmal bei ihr, so küsse ich sie auch gleich ab, so lieb habe ich sie.“ Der Abt, der mit seinen Mönchen zurückblieb, schien sich vor Staunen nicht fassen zu können und ließ in aller Frömmigkeit das Miserere singen. Unterdessen ging Ferondo heim in sein Dorf; und wer ihn sah, der floh vor ihm, wie mans wohl vor schrecklichen Unholden tut, aber er rief alle zuzurück und versicherte ihnen, er sei vom Tode erstanden. Und auch seine Frau hatte Angst vor ihm. Als sich aber die Leute ein wenig über ihn beruhigt hatten und sahen, daß er wirklich lebendig war, fragten sie ihn um mancherlei Dinge, und er, der schier als kluger Mann wiedergekommen war, antwortete allen und erzählte ihnen Neuigkeiten von den Seelen ihrer Verwandten und erfand aus sich selber die allerschönsten Märchen über das Treiben im Fegefeuer und erzählte vor allem Volke, was ihm vor seiner Auferstehung durch den Mund des Bengels Viechael verkündet worden sei. Und er nahm sein Gut wieder in Besitz; und seiner Meinung nach schwängerte er seine Frau, und von ungefähr geschah es, daß sie zu der gehörigen Zeit – was nämlich die Toren ge-

hörige Zeit nennen, die glauben, das Weib trage das Kind auf den Tag genau neun Monate – eines Knaben genas, und der wurde Benedetto Ferondi genannt. Die Wiederkehr Ferondos und seine Reden ließen, da schier jedermann glaubte, er sei von den Toten auferstanden, den Ruf von des Abtes Heiligkeit grenzenlos wachsen. Und Ferondo war von seiner Eifersucht, derenthalben er so viel Schläge bekommen hatte, gänzlich geheilt, so daß der Abt recht behielt, der seiner Frau versprochen hatte, er werde fortan nicht mehr eifern; darüber war die Frau sehr froh und lebte mit ihrem Manne, wie vorher, in allen Ehren, freilich nicht ohne sich, wann es füglich war, mit ihrem Abte zu treffen, der ihr in ihrer größten Not so treulich und sorgsam gedient hatte.

NEUNTE GESCHICHTE

Gillette von Narbonne heilt den König von Frankreich von einer Fistel und verlangt Bertrand von Roussillon zum Gatten; der heiratet sie wider Willen und zieht aus Verdruß nach Florenz. Dort legt sich Gillette statt eines jungen Mädchens, um die er buhlt, zu ihm; da sie ihm so zwei Söhne gebiert, gewinnt er sie lieb und erkennt sie als seine Gemahlin an.

DA die Königin Dioneos Vorrecht nicht verletzen wollte, so hatte, als Lauretta mit ihrer Geschichte fertig war, niemand außer ihr noch zu erzählen; ohne darum erst zu warten, bis sie von ihren Untertanen aufgefordert werde, begann sie fröhlich

also: Wer könnte denn noch, nachdem wir die Geschichte Laurettas gehört haben, eine erzählen, die gefiele? Es ist wahrhaftig ein Glück, daß die ihrige nicht die erste war, sonst hätten wohl wenige gefallen; und so, fürchte ich, wird es denen ergehn, die heute noch ausständig sind. Aber sei dem, wie es wolle, ich werde Euch trotzdem erzählen, was mir zu dem bestimmten Vorwurfe einfällt.

In Frankreich war ein Edelmann, Isnard, Graf von Roussillon mit Namen, der, weil er kränklich war, stets einen Arzt bei sich hatte, Meister Gerard von Narbonne mit Namen. Der Graf hatte ein einziges Kind, einen schönen, artigen Knaben, Bertrand geheißen; mit dem wurden einige gleichaltrige Kinder aufgezogen, unter denen ein Töchterchen des Arztes war, die Gillette hieß. Dieses Mägdlein hegte für Bertrand eine unendliche Liebe, die viel heißer war, als bei ihrem zarten Alter ziemlich gewesen wäre; als aber der Graf gestorben war, mußte Bertrand, den der Verstorbene den Händen des Königs befohlen hatte, nach Paris ziehen, und darüber war sie ganz untröstlich. Und da bald darauf auch ihr Vater starb, wäre sie, wenn sie nur einen anständigen Vorwand hätte finden können, gar gern nach Paris gereist, um Bertrand wiederzusehn; sie wurde jedoch als einzige Erbin des väterlichen Reichtums zu sehr beobachtet, als daß sie einen ehrbaren Weg gesehn hätte. Unterdessen hatte sie, die schon ins mannbare Alter gekommen war, ohne daß sie Bertrand hätte vergessen können, viele, mit denen sie ihre Ver-

wandten hatten vermählen wollen, zurückgewiesen, nie aber einen Grund angegeben. Nun geschah es, daß ihr zu einer Zeit, wo sie mehr als je für Bertrand glühte, der, wie sie vernommen hatte, ein ungemein schöner Jüngling geworden war, die Zeitung zu Ohren kam, dem Könige von Frankreich sei von einem Gewächs auf der Brust, das schlecht behandelt worden sei, eine Fistel zurückgeblieben, die ihm viel Beschwerden und Schmerzen mache, und es habe sich, obwohl sich schon viele Ärzte daran versucht hätten, noch keiner gefunden, der das Übel hätte heilen können, sondern es habe sich bei allen verschlimmert; und darum wolle der König, der an allem verzage, weder Rat noch Hilfe mehr annehmen. Das war dem Fräulein über die Maßen lieb; denn so hatte sie nicht nur einen triftigen Grund, nach Paris zu reisen, sondern sie hoffte auch, daß es ihr, wenn die Krankheit die sei, die sie meinte, leicht gelingen werde, Bertrand zum Gatten zu bekommen. Bei dem Umstande, daß sie von ihrem Vater viel gelernt hatte, wurde es ihr nicht schwer, aus etlichen Kräutern, die bei dem Übel, das es ihrer Meinung nach sein konnte, nützten, ein Pulver zu bereiten; und als sie damit fertig war, stieg sie zu Pferde und ritt auf Paris. Und das erste, was sie dort tat, war, daß sie sich Mühe gab, Bertrand zu sehn; und dann trat sie vor den König und bat ihn um die Gunst, ihr sein Übel zu zeigen. Als der König die Schönheit und Anmut der jungen Dame sah, konnte er nicht nein sagen und zeigte es ihr. Kaum hatte sie es gesehn, so hatte sie auch schon

die Zuversicht, es heilen zu können, und sie sagte: „Wenn es Euch beliebt, gnädiger Herr, so hoffe ich zu Gott, daß ich Euch, ohne daß Ihr irgendwie Schmerzen oder Beschwerden hättet, in acht Tagen hergestellt haben werde.“ Der König lachte innerlich über ihre Worte und sagte bei sich: „Was die größten Ärzte der Welt nicht gekonnt und nicht verstanden haben, wie sollte das ein junges Mädchen verstehn?“ Er dankte ihr also für ihren guten Willen und antwortete, er habe sich vorgenommen, keinen ärztlichen Rat mehr zu befolgen. Und das Fräulein sagte zu ihm: „Ihr verschmäht meine Kunst, gnädiger Herr, weil ich ein Weib und noch jung bin; aber ich erinnere Euch, daß ich mich nicht auf meine Wissenschaft, sondern auf Gottes Hilfe und auf die Wissenschaft Meister Gerards von Narbonne verlasse, der mein Vater und zu seinen Lebzeiten ein wohlberufener Arzt war.“ Nun sagte der König bei sich: „Vielleicht hat sie mir der Herrgott geschickt; warum sollte ich nicht versuchen, was sie versteht? sagt sie doch, sie werde mich in kurzer Zeit und ohne Beschwerden heilen.“ Und schon mit sich einig, es zu versuchen, sagte er: „Und wenn Ihr uns nicht heilt, so daß wir unsern Vorsatz umsonst gebrochen hätten, was wollt Ihr dann, daß mit Euch geschehe?“ „Gnädiger Herr,“ sagte das Fräulein, „laßt mich bewachen! und wenn ich Euch nicht binnen acht Tagen heile, so laßt mich verbrennen; heile ich Euch aber, was werde ich da zum Lohn erhalten?“ Und der König antwortete: „Ihr scheint uns noch

unverheiratet zu sein: wenn es Euch also gelingt, so werden wir Euch einen trefflichen, angesehenen Gatten geben.“ Und das Fräulein sagte: „Es ist mir wahrhaftig lieb, gnädiger Herr, daß Ihr mich verheiraten wollt; zum Gatten will ich aber nur den, den ich von Euch verlangen werde, ohne daß ich einen Euerer Söhne oder sonst jemand aus dem königlichen Hause verlangen dürfte.“ Das versprach ihr der König ohne weiteres. Das Fräulein begann ihn nach ihrer Weise zu behandeln, und in kurzer Zeit, noch vor der bestimmten Frist, hatte sie ihm die Gesundheit wiedergegeben. Und der König sagte, als er sich geheilt fühlte: „Jungfrau, Ihr habt den Gatten wohl verdient.“ Und sie antwortete ihm: „So habe ich denn, gnädiger Herr, Bertrand von Roussillon verdient, den ich schon in meiner Kindheit zu lieben begonnen habe und seither immer von Herzen liebte.“ Dem König schien es nichts Geringes, ihr Bertrand zu geben; weil ers ihr aber versprochen hatte und sein Wort nicht brechen wollte, so ließ er sich ihn rufen und sagte zu ihm: „Bertrand, Ihr seid nun erwachsen und ein ganzer Ritter; darum wollen wir, daß Ihr zurückkehrt, um Euere Grafschaft zu regieren, und eine Jungfrau mit heimführt, die wir Euch zur Gattin bestimmt haben.“ Bertrand sagte: „Und wer ist die Jungfrau, gnädiger Herr?“ Und der König antwortete ihm: „Die, die mich durch ihre Arzneien geheilt hat.“ Obwohl sie dem jungen Grafen, der sie kannte und gesehn hatte, sehr schön schien, sagte er doch, weil er wußte, daß sie keinem Ge-

schlechte entstammte, das seinem Adel ebenbürtig gewesen wäre, voll Verdruß: „Wollt Ihr mir denn, gnädiger Herr, eine Ärztin zur Gattin geben? da sei Gott vor, daß ich jemals so eine nähme.“ Und der König sagte zu ihm: „So wollt Ihr denn, daß wir es an unserm Worte mangeln ließen, das wir, um unsere Gesundheit wiederzuerlangen, der Jungfrau, die nun als Lohn Euch zum Gatten verlangt, verpfändet haben?“ „Gnädiger Herr,“ sagte Bertrand, „Ihr mögt mir nehmen, was ich besitze, und mich, der ich ja Euer Dienstmann bin, schenken, wem Ihr wollt; das aber versichere ich Euch, daß ich mich mit dieser Heirat nie abfinden werde.“ „Ihr werdet es,“ sagte der König, „weil die Jungfrau schön und klug ist und Euch herzlich liebt; darum hoffen wir, daß Ihr mit ihr viel glücklicher leben werdet als mit einer Dame von einer höhern Abkunft.“ Bertrand schwieg, und der König ließ große Zurüstungen zum Hochzeitsfeste machen. Und als der bestimmte Tag gekommen war, vermählte sich Bertrand, so ungern er es auch tat, in Gegenwart des Königs mit der Jungfrau, die ihn mehr als sich selber liebte. Und kaum war das geschehn, so heischte er gemäß dem Plane, den er sich gemacht hatte, unter dem Vorwande, in seine Grafschaft heimkehren und die Ehe dort vollziehen zu wollen, Urlaub vom Könige; und er stieg zu Pferde und begab sich nicht in seine Grafschaft, sondern nach Toskana. Und da er erfuhr, daß die Florentiner mit den Sienesern im Kriege lagen, beschloß er, sich auf ihre Seite zu schlagen; er wurde

mit Freuden und Ehren empfangen und blieb, da sie ihn zum Hauptmanne eines Kriegshaufens gemacht und ihm einen guten Sold ausgesetzt hatten, lange in ihren Diensten. Wenig zufrieden mit dieser Wendung der Dinge, hatte sich die junge Frau in der Hoffnung, ihn durch ihr Betragen in die Grafschaft heimzurufen, nach Roussillon begeben, und dort war sie von allen als Gebieterin empfangen worden. Als sie nun fand, daß in der langen herrenlosen Zeit alles der Mißwirtschaft und Verwahrlosung verfallen war, schaffte sie mit großem Eifer und großer Sorgfalt überall Abhilfe, so daß die Untertanen sehr zufrieden waren und sie sehr wert hielten und ihr eine große Liebe zuwandten, während sie den Grafen hart tadelten, daß er sich nicht mit ihr zufrieden gebe. Nachdem die Dame im ganzen Lande die Ordnung wiederhergestellt hatte, zeigte sie das dem Grafen durch zwei Ritter an und ließ ihn bitten, es ihr anzuzeigen, wenn sie schuld daran sei, daß er nicht in seine Grafschaft komme, weil dann sie ihm zu Gefallen gehn würde. Und in verstockter Härte sagte der Graf zu den Rittern: „Darin mag sie tun, was ihr gefällt; ich für meinen Teil werde nicht früher zu ihr zurückkehren, als bis sie diesen Ring am Finger und ein Kind, das sie von mir bekommen hat, auf dem Arme trägt.“ Der Ring war ihm aber wegen einer geheimen Kraft, die ihm, wie ihm angegeben worden war, innewohnte, so wert, daß er sich nie von ihm trennte. Die Ritter verstanden, daß das eine harte Bedingung war, die in zwei schier unmöglichen

Dingen bestand; da sie aber sahen, daß sie ihn durch ihre Worte nicht von seinem Vorsatze abbringen konnten, kehrten sie zu der Dame zurück und berichteten ihr seine Antwort. Tief betrübt beschloß sie nach langem Sinnen zu versuchen, ob ihr die zwei Dinge gelingen könnten, die ihr den Gatten wiedergeben sollten. Und nachdem sie mit sich einig war, was sie zu tun hatte, versammelte sie etliche von den ältesten und besten Männern ihrer Grafschaft und erzählte ihnen mit rührenden Worten alles der Reihe nach, was sie schon um der Liebe des Grafen willen getan hatte, und legte ihnen dar; was die Folge davon gewesen sei; und zum Schlusse sagte sie, es sei nicht ihre Absicht, daß der Graf dadurch, daß sie hier weile, in ewiger Verbannung bleiben solle, sondern sie gedenke den Rest ihres Lebens zu ihrem Seelenheile mit Pilgerfahrten und barmherzigen Werken zu verbringen. Dann bat sie sie noch, die Hut und Regierung des Landes zu übernehmen und dem Grafen anzuzeigen, daß sie ihm den Besitz frei und ledig gelassen und sich mit der Absicht, nie wieder nach Roussillon zu kommen, entfernt habe. Die wackeren Männer, die während ihrer Rede viel Tränen vergossen hatten, baten sie inständig, sich anders zu beraten und zu bleiben; aber sie richteten nichts aus. Nachdem sie sie Gott befohlen hatte, machte sie sich mit einem Vetter und einer Kammerfrau von ihr, die, so wie sie, Pilgertracht angelegt hatten, wohlversehn mit Gold und kostbaren Kleinodien auf den Weg, ohne daß jemand gewußt hätte, wohin sie gehe; und

sie rastete nicht eher, als bis sie in Florenz war. Dort kehrte sie voll Verlangen, etwas von ihrem Herrn zu erfahren, aufs Geratewohl in einer Herberge ein, die eine biedere Frau hielt, und gab sich für eine arme Pilgerin aus. Nun geschah es am nächsten Tage, daß sie Bertrand mit seinem Gefolge bei der Herberge vorbeireiten sah; und obwohl sie ihn gar gut erkannte, fragte sie die Wirtin, wer er sei. Und die antwortete: „Das ist ein fremder Edelmann, der sich Graf Bertrand nennt, ein freundlicher, leutseliger und in der Stadt allgemein geliebter Herr; und er ist in ein Mädchen in der Nachbarschaft, ein adliges, aber armes Fräulein, sterblich verliebt. Sie ist ja ein gar sittsames Mädchen, und nur ihre Armut ist schuld daran, daß sie, anstatt verheiratet zu sein, bei ihrer Mutter, einer überaus klugen und trefflichen Dame, lebt; aber vielleicht hätte sie, wenn diese Mutter nicht wäre, doch schon getan, was der Graf wünscht.“ Die Gräfin ließ sich diese Worte wohl gesagt sein und fragte nun genauer um jede Einzelheit; und als sie haarklein unterrichtet war, faßte sie ihren Plan. Sie erkundigte sich um das Haus und den Namen der Dame, deren Tochter der Graf liebte, und ging eines Tages unauffällig in Pilgertracht hin; sie begrüßte die Dame und die Tochter, bei denen es gar ärmlich aussah, und sagte zu der Dame, sie möchte, wenn es ihr beliebe, mit ihr sprechen. Die edle Dame erhob sich und sagte, sie sei bereit, sie anzuhören; und als sie allein in ein Gemach getreten waren und sich gesetzt hatten, begann die Gräfin: „Wie mir scheint, Madonna, seid

Ihr ebenso wie ich kein Schoßkind des Glücks; wenn Ihr aber wolltet, so könntet Ihr vielleicht Euch und mir helfen.“ Die Dame antwortete, sie ersehne nichts mehr, als sich auf ehrbare Weise zu helfen. Die Gräfin fuhr fort: „Ich muß Euch aber vertrauen können; wenn ich mich, nachdem ich mich in Euere Hände gegeben habe, täuschte, so würdet Ihr sowohl Euch als auch mir alles verderben.“ „Sagt mir nur unbesorgt, was Euch beliebt,“ sagte die Edeldame; „von mir sollt Ihr nie getäuscht werden.“ Nun erzählte ihr die Gräfin, wer sie sei und was ihr seit dem Beginne ihrer Liebe widerfahren sei, auf so bewegliche Art, daß die Edeldame, die es teilweise schon von andern gehört hatte und daher ihren Worten glaubte, Mitleid mit ihr zu fühlen anfing. Und die Gräfin fuhr, als sie ihre Schicksale erzählt hatte, also fort: „Nun habt Ihr außer meinem sonstigen Unglücke auch gehört, was das für zwei Dinge sind, die ich, wenn ich meinen Gatten haben will, haben muß; und die kann ich mir wohl durch niemand anders als durch Euch verschaffen, wenn das wahr ist, was ich mir habe sagen lassen, daß nämlich mein Gatte, der Graf, Euere Tochter über die Maßen liebt.“ Und die Edeldame sagte: „Ob der Graf meine Tochter liebt, das weiß ich nicht, Madonna, aber sein Benehmen ist ganz danach; was wünscht Ihr aber, daß ich deswegen tun soll?“ „Madonna,“ antwortete die Gräfin, „ich werde es Euch sagen; zuerst aber will ich Euch zu wissen tun, was für Folgen es meiner Absicht nach für Euch haben soll, wenn Ihr mir darin

dient. Ich sehe, daß Euere Tochter schön und mannbar ist, und nach dem, was ich vernommen habe und zu bemerken glaube, liegt die Ursache, daß Ihr sie im Hause behaltet, nur in dem Mangel einer Mitgift. Ich gedenke ihr nun als Lohn für den Dienst, den Ihr mir leisten sollt, von meinem Gelde ungesäumt die Heimsteuer zu geben, die Ihr selbst für geziemend erachten werdet, um sie anständig zu verheiraten.“ Bei ihrer Dürftigkeit gefiel der Dame dies Anerbieten; immerhin antwortete sie, weil sie eines edeln Sinnes war: „Sagt mir, Madonna, was ich für Euch tun kann, und ist es ehrenhaft für mich, so werde ich es gerne tun, und Ihr mögt nachher tun, was Euch belieben wird.“ Nun sagte die Gräfin: „Mir handelt es sich darum, daß Ihr meinem Gatten, dem Grafen, durch jemand, dem Ihr vertraut, sagen lasset, Euere Tochter sei willens, alle seine Wünsche zu erfüllen, wenn sie sicher sein könne, daß er sie wirklich so liebe, wie er vorgebe; das werde sie aber nie glauben, wenn er ihr nicht den Ring schicke, der an seinem Finger stecke und ihm, wie sie gehört habe, sehr teuer sei: schickt er ihn Euch, so werdet Ihr ihn mir geben; und dann werdet Ihr ihm sagen lassen, Euere Tochter sei bereit, seine Wünsche zu erfüllen, und werdet ihn insgeheim hieherkommen lassen und mich, ohne daß ers merken könnte, an ihrer Statt zu ihm legen. Vielleicht gewährt mir Gott die Gnade, daß ich schwanger werde; habe ich dann seinen Ring am Finger und ein von ihm gezeugtes Kind auf dem Arme, so werde ich ihn wiedergewinnen und wir werden miteinander

leben, wie Frau und Mann leben sollen, und das werde ich Euch zu verdanken haben.“ Der Edeldame schien die Sache sehr bedenklich, weil sie fürchtete, ihre Tochter könnte dadurch in Schande kommen; da sie aber bedachte, daß es nur ehrenhaft war, der guten Dame wieder zu ihrem Gatten zu verhelfen, und daß die dabei nur einen ehrbaren Zweck verfolgte, gab sie der Gräfin, auf deren gute und ehrbare Gesinnung sie vertraute, nicht nur das Versprechen, nach ihrem Wunsche zu tun, sondern verschaffte sich auch binnen wenigen Tagen auf die ihr angegebene Weise mit Vorsicht und Heimlichkeit den Ring, obwohl sich der Graf gar nicht gern von ihm trennte, und legte die Gräfin mit Geschicklichkeit statt ihrer Tochter zum Grafen. Bei den ersten, vom Grafen inbrünstig gesuchten Vereinigungen wurde denn auch die Gräfin, wie es Gottes Wille war, mit zwei Knaben schwanger, was sich dann seinerzeit bei ihrer Entbindung zeigte. Und die Edeldame gewährte der Gräfin die Umarmungen ihres Gatten nicht etwa nur einziges Mal, sondern zu often Malen, wobei sie die Heimlichkeit so gut zu wahren wußte, daß kein Mensch etwas davon erfuhr; und dem Grafen kam nie der Gedanke, daß er nicht bei der, die er liebte, sondern bei seiner Gattin geweilt habe. Und wann es am Morgen ans Scheiden ging, schenkte er ihr hin und wieder schöne, kostbare Kleinode; und die bewahrte die Gräfin alle sorgsam auf. Als sie aber ihre Schwangerschaft merkte, wollte sie der Edeldame nicht weiter mit diesem Dienste lästig sein, sondern

sagte zu ihr: „Gott und Euch sei's gedankt, Madonna, ich habe nun, was ich ersehnte, und darum ists an der Zeit, daß ich tue, was Euch belieben wird, um dann meiner Wege zu gehn.“ Die Edeldame sagte, wenn die Gräfin etwas erreicht habe, was ihr lieb sei, so freue sie sich darüber; was sie aber getan habe, habe sie nicht in der Hoffnung auf einen Lohn getan, sondern weil es sie gedeucht habe, um etwas Gutes zu tun, müsse sie so tun. Und die Gräfin sagte zu ihr: „Das gefällt mir wohl, Madonna, und ich gedenke Euch auch das, was Ihr von mir verlangen werdet, nicht als Lohn zu geben, sondern um etwas Gutes zu tun, wozu ich nach meinem Bedünken so tun muß.“ Notgedrungen bat nun die Dame in tiefer Scham um hundert Dukaten zur Heimsteuer für ihre Tochter. Und die Gräfin, der ihre Scham nicht entging, gab ihr, da sie die bescheidene Bitte hörte, fünfhundert und zudem noch so viele schöne und kostbare Kleinode, daß sie etwa ebensoviel wert waren; mehr als zufrieden damit, stattete die Edeldame der Gräfin ihren innigsten Dank ab, und die nahm Abschied von ihr und ging in ihre Herberge zurück. Um Bertrand jeden Anlaß zu nehmen, ihr jemand ins Haus zu schicken oder selbst zu kommen, begab sich die Edeldame mit ihrer Tochter aufs Land zu ihren Verwandten; und bald darauf fügte sich Bertrand, da er gehört hatte, die Gräfin sei davongegangen, dem Drängen seiner Untertanen, die ihn heimriefen, und kehrte in seine Grafschaft zurück. Als die Gräfin vernahm, daß er Florenz verlassen hatte und heimge-

reist war, war sie sehr zufrieden; und sie blieb in Florenz bis zur Zeit ihrer Niederkunft, und da genas sie zweier Knaben und die ließ sie sorgsam stillen. Und als es sie an der Zeit deuchte, machte sie sich auf den Weg, und sie gelangte, ohne von jemand erkannt zu werden, nach Montpellier; dort rastete sie einige Tage und zog Erkundigungen über den Grafen, und wo er sich aufhalte, ein. So erfuhr sie, er veranstalte am Allerheiligentage in Roussillon ein Fest, woran Damen und Ritter teilnehmen sollten, und deshalb begab sie sich in ihrer gewohnten Pilgertracht dorthin. Und da sie dort erfuhr, daß die Damen und die Ritter, die im gräflichen Palaste versammelt waren, eben zu Tische gehen sollten, stieg sie, ohne ihre Kleidung zu wechseln, mit ihren Söhnchen auf dem Arme zum Saale hinan, drängte sich durch die Gesellschaft bis zu der Stelle, wo sie den Grafen sah, warf sich ihm zu Füßen und sagte weinend: „Herr, ich bin deine unglückliche Gattin, die lange in der Welt umhergeirrt ist, um dich der Heimat wiederzugeben und zu erhalten. Nun heische ich von dir um Gottes willen, daß du dich an die Bedingungen hältst, die du mir durch die zwei Ritter, die ich dir geschickt habe, auferlegt hast: in meinen Armen siehst du nicht ein Kind von dir, sondern zwei, und hier ist auch dein Ring. Es ist also an der Zeit, daß du mich deinem Versprechen gemäß als Gattin aufnimmst.“ Als das der Graf hörte, erschrak er heftig; er erkannte den Ring und erkannte auch die Kinder – so ähnlich waren sie ihm –, sagte jedoch: „Wie sollte das zu-

gegangen sein?“ Und die Gräfin erzählte zu seiner und aller Anwesenden großen Verwunderung, was geschehn war und wie. Da denn der Graf erkannte, daß sie die Wahrheit sprach, und da er ihre Beharrlichkeit und die Klugheit erwog und die schönen Knaben sah, so legte er, um sein Versprechen zu halten und um seinen Leuten und den Damen zu willfahren, die ihn alle baten, sie nun als seine rechtmäßige Gemahlin hinzunehmen und zu ehren, seine trotzige Härte ab, hieß die Gräfin aufstehn, umarmte und küßte sie und erkannte sie als seine rechtmäßige Gemahlin und ihre Knaben als seine Söhne an. Und nachdem er sie mit Gewändern, wie sie ihr geziemten, hatte bekleiden lassen, feierte er zur größten Freude seiner Untertanen, der anwesenden sowohl als auch der andern, die davon später erfuhren, ein großes Fest, das nicht nur diesen ganzen Tag, sondern noch mehrere dauerte; und von diesem Tage an ehrte er sie stets als sein eheliches Weib und liebte sie zärtlich.

ZEHNTE GESCHICHTE

Alibek wird Einsiedlerin, und der Mönch Rustico lehrt sie den Teufel in die Hölle heimschicken; und als sie von der Einsiedelei weggeholt worden ist, wird sie die Gattin Neherbals.

ALS Dioneo, der die Geschichte der Königin aufmerksam angehört hatte, merkte, daß sie zu Ende war und daß ihm allein noch zu erzählen oblag, begann er, ohne auf einen Befehl zu warten,

lächelnd also: Ihr habt wohl, meine anmutigen Damen, noch nie gehört, wie der Teufel in die Hölle heimgeschickt wird; darum will ich es Euch sagen, ohne mich dabei von dem Gegenstande zu entfernen, wovon Ihr heute den ganzen Tag gesprochen habt. Vielleicht wird es Euch, wenn Ihr es erst gelernt habt, noch einmal helfen, Euere Seelen zu retten; sicherlich werdet Ihr aber aus der Geschichte entnehmen können, daß Amor, wenn er auch lieber in den fröhlichen Palästen und den üppigen Gemächern als in den ärmlichen Hütten wohnt, doch nicht darauf verzichtet, seine Macht dann und wann inmitten der dichten Wälder und der rauhen Gebirge und in den Höhlen der Wüste fühlen zu lassen, woraus sich denn ersehn läßt, daß seiner Gewalt alles untertan ist.

Um also zur Sache zu kommen, sage ich, daß in der Stadt Kapsa in der Berberei einmal ein steinreicher Mann war, der neben einigen andern Kindern auch eine schöne, artige Tochter hatte, Alibek mit Namen. Da die, die keine Christin war, den christlichen Glauben und Gottesdienst von vielen Christen, die in der Stadt waren, überaus preisen hörte, fragte sie eines Tages einen von ihnen, auf welche Weise man Gott unter den geringsten Anfechtungen dienen könne. Der antwortete ihr, dem Herrgott diene man um so besser, je mehr man die irdischen Freuden fliehe, und am besten täten es die, die in die Einöden der Wüste Thebais gegangen seien. Nicht vielleicht von einem vernünftigen Begehren, sondern von einer Art kindischer Lust geleitet, machte sich das Mädchen, die

gar einfältig und etwa vierzehn Jahre alt war, am andern Morgen, ohne jemand etwas wissen zu lassen, heimlich und ganz allein auf den Weg in die Wüste Thebais und gelangte unter großen Beschwerden, die aber ihr Verlangen nicht verminderten, nach einigen Tagen in diese Einöden; und als sie auf eine Hütte, die sie in der Ferne gesehn hatte, zugegangen war, fand sie an der Tür einen heiligen Mann, und der fragte sie voll Verwunderung, sie hier zu sehn, was sie suche. Und sie antwortete, daß sie, weil sie Gott, der ihr dies eingegeben habe, dienen wolle, jemand suche, der ihr angeben solle, wie sie ihm zu dienen habe. Ihre Jugend und Schönheit ließen aber den tugendhaften Mann fürchten, wenn er sie behielte, könnte ihn der Teufel verführen; er lobte also ihren guten Vorsatz, gab ihr einige Wurzeln und Datteln und wilde Äpfel zu essen und Wasser zu trinken und sagte: „Nicht weit von hier, meine Tochter, ist ein heiliger Mann, der in dem, was du suchst, ein viel besserer Meister ist als ich; zu dem gehe;“ und er brachte sie auf den Weg. Und da sie von dem zweiten, zu dem sie nun kam, dieselbe Antwort erhielt, ging sie weiter und kam so zu der Klause eines jungen Einsiedlers, eines gar frommen und guten Menschen, der Rustico hieß, und den fragte sie um dasselbe wie die andern. Er aber, der seine Standhaftigkeit auf eine harte Probe stellen wollte, schickte sie nicht so wie die andern weg, sondern behielt sie in seiner Klause; und als es Nacht geworden war, machte er ihr aus Palmblättern ein Bettchen und

hieß sie sich dort niederlegen. Und als das getan war, säumten die Versuchungen nicht lange, seinen Kräften eine Schlacht zu liefern; die ließen ihn aber bald im Stich, und so kehrte er dem Gegner, ohne viel bestürmt worden zu sein, den Rücken und gab sich überwunden. Und indem er die heiligen Gedanken und die Gebete und die Geißelungen fahren ließ, begann er sich die Jugend und Schönheit des Mädchens ins Gedächtnis zu rufen und überdies zu sinnen, was für Mittel und Wege er mit ihr einhalten solle, damit sie nicht innewerde, daß er das, was er von ihr ersehnte, nur als unkeuscher Mensch erlangen konnte. Er holte sie also vorerst mit einigen Fragen aus und erkannte so, daß sie noch keinen Mann erkannt hatte und so unschuldig war, wie sie aussah; darum gedachte er sie unter dem Scheine des Gottesdienstes zu seinem Willen zu bringen. Und zuerst legte er ihr mit vielen Worten dar, was für ein Widersacher des Herrgotts der Teufel sei; und dann brachte er ihr bei, daß der Gottesdienst, der Gott am wohlgefälligsten sei, darin bestehe, den Teufel in die Hölle heimzuschicken, worein ihn der Herrgott verdammt habe. Das Mädchen fragte ihn, wie man das mache, und Rustico sagte zu ihr: „Du sollst es alsbald erfahren und darum tu das, was du mich tun siehst;“ und damit begann er sich der wenigen Kleider, die er am Leibe hatte, zu entledigen, bis er splitternackt dastand, und ebenso tat das Mädchen, und dann kniete er nieder, wie wenn er hätte beten wollen, und sie mußte ihm gegenüber niederknien. Und da seine Begierden bei dieser Stel-

lung, als er sie so schön sah, immer brünstiger wurden, so kam die Auferstehung des Fleisches; Alibek sah es und fragte erstaunt: „Was ist das, Rustico, was ich bei dir hervordringen sehe und was ich nicht habe?“ „Ach, meine Tochter,“ sagte Rustico, „das ist der Teufel, von dem ich dir gesprochen habe; und siehst du, gerade jetzt plagt er mich mit gar arger Pein, so daß ich es kaum aushalten kann.“ Nun sagte das Mädchen: „Gottlob, daß ich da besser daran bin als du, weil ich diesen Teufel nicht habe.“ Rustico sagte: „Du sagst die Wahrheit, aber du hast dafür etwas anderes, was ich nicht habe.“ Alibek sagte: „Was denn?“ und Rustico sagte: „Die Hölle. Und ich sage dir, ich glaube, daß dich mir Gott um meines Seelenheils Willen gesandt hat; denn wenn du jedesmal, wann mich der Teufel da quält, Mitleid mit mir hättest und es dulden wolltest, daß ich ihn in die Hölle heimschickte, so würdest du nicht nur mir einen großen Trost verschaffen, sondern auch Gott auf eine ihm sonderlich wohlgefällige Art dienen, was ja, wie du gesagt hast, die Absicht war, die dich hergeführt hat.“ Treuherzig antwortete das Mädchen: „Da ich denn die Hölle habe, Vater, so mag es geschehn, wann es Euch beliebt.“ Nun sagte Rustico: „Gebenedeit seist du, meine Tochter; gehn wir also und schicken wir ihn heim, auf daß er mich dann in Ruhe lasse.“ Und nach dieser Rede führte er sie zu einem von ihren Bettchen und zeigte ihr, wie sie sich verhalten müsse, um diesen Gottvermaledeiten einzukerkern. Alibek, die noch nie einen

Teufel in die Hölle heimgeschickt hatte, fühlte beim ersten Male ein wenig Schmerz und so sagte sie zu Rustico: „Wahrhaftig, Vater, ein Unhold muß dieser Teufel sein und ein wirklicher Widersacher Gottes; tut er doch, von anderm zu schweigen, aber sogar der Hölle weh, wann er heimgeschickt wird.“ Und Rustico sagte: „Meine Tochter, das wird nicht immer so sein.“ Und um es zu bewirken, daß es nicht immer so sei, schickten sie ihn, bevor sie von dem Bettchen aufstanden, wohl noch sechsmal heim, so daß sie ihm für diesmal die Hoffart aus dem Haupte brachten und er willig Ruhe gab. Aber die Hoffart kehrte ihm in der nächsten Zeit mehrere Male wieder, und stets gab sich Alibek gehorsam dazu her, sie ihm zu vertreiben; dabei geschah es, daß ihr das Spiel zu gefallen begann, und nun sagte sie öfter zu Rustico: „Ich sehe es wohl, daß die frommen Leute in Kapsa recht hatten, daß sie sagten, Gott zu dienen sei ein süßes Ding; und ich erinnere mich wahrhaftig nicht, jemals etwas getan zu haben, was mir soviel Freude und Lust gemacht hätte wie den Teufel in die Hölle heimzuschicken, und darum ist meiner Meinung nach jeder Mensch, der sich um etwas andres als um den Gottesdienst kümmert, ein Rindvieh.“ Und so kam sie gar oft zu Rustico und sagte zu ihm: „Vater, ich bin hergekommen, um Gott zu dienen und nicht um müßig zu gehn; kommt, wir wollen den Teufel in die Hölle heimschicken.“ Und bei diesem Geschäfte sagte sie dann und wann: „Ich verstehe nicht, Rustico, warum der Teufel aus der Hölle flieht; denn wäre

er so gern drinnen, wie ihn die Hölle gern einläßt und behält, so würde er nie herausgehn.“ Da sie also den jungen Rustico häufig einlud und zum Gottesdienste anhielt, zupfte sie ihm mit der Zeit so viel Wolle aus seinem Wams, daß ihn fror, wann ein anderer geschwitzt hätte; darum begann er anders zu reden und sagte ihr, der Teufel brauche nur dann gezüchtigt und in die Hölle heimgeschickt zu werden, wann er sein Haupt in Hoffart erhebe, und sie hätten ihm mit Gottes Gnade seinen Wahn so genommen, daß er Gott bitte, ihn in Frieden zu lassen. Und damit brachte er das Mädchen auf eine Zeitlang zum Schweigen. Als sie nun sah, daß sie von Rustico gar nicht mehr aufgefordert wurde, den Teufel in die Hölle heimzuschicken, sagte sie eines Tages zu ihm: „Rustico, ist auch dein Teufel gezüchtigt und peinigt er dich nicht mehr, so läßt mich doch meine Hölle nicht in Ruh; darum wirst du wohl daran tun, wenn du mir mit deinem Teufel die Wut meiner Hölle bändigen hilfst, so wie ich dir mit meiner Hölle geholfen habe, deinem Teufel die Hoffart zu vertreiben.“ Rustico, der von Wurzeln und Wasser lebte, konnte diesen Anforderungen nicht recht entsprechen und sagte ihr, es gehörten gar viele Teufel dazu, um die Hölle zu bändigen; er werde jedoch alles dazu tun, was er imstande sei. So tat er ihr zwar manchmal Genüge, aber so selten, daß es nicht mehr bedeutete, als wenn man einem Löwen eine Bohne in den Rachen wirft; darüber murrte denn das Mädchen, die den Gottesdienst zu vernachlässigen glaubte.

Dieser Zwist zwischen Rusticos Teufel und Alibeks Hölle, der von zu großem Verlangen und zu geringen Kräften herrührte, bestand noch immer, als es geschah, daß in Kapsa eine Feuersbrunst ausbrach und daß der Vater Alibeks mit all seinen Kindern und sonstigen Angehörigen in den Flammen seines Hauses umkam, so daß Alibek die Erbin all seines Gutes war. Als darum ein junger Mann, Neherbal genannt, der all sein Vermögen vergeudet hatte, vernahm, daß sie am Leben war, unternahm er es, sie zu suchen; und da er sie fand, bevor das Gericht das Gut ihres Vaters als das eines ohne Erben Verstorbenen eingezogen hatte, führte er sie gegen ihren Willen, aber zu Rusticos größter Freude, nach Kapsa zurück und nahm sie zur Gattin und erbte so mit ihr zusammen die großen Reichtümer. Und als sie von den Frauen, bevor noch Neherbal mit ihr geschlafen hatte, gefragt wurde, wie sie Gott in der Wüste gedient habe, antwortete sie, ihr Gottesdienst sei gewesen, den Teufel in die Hölle heimzuschicken, und Neherbal habe eine große Sünde begangen, daß er sie diesem Dienst entzogen habe. Und die Frauen fragten: „Wie wird denn der Teufel in die Hölle heimgeschickt?“ Und das Mädchen sagte es ihnen halb, und halb zeigte sie es ihnen, und darüber lachten sie so unmäßig, daß sie noch immer lachen, und sagten: „Härme dich nicht, Kind; das tut man hier auch, und Neherbal wird schon fleißig mit dir dem Herrgott dienen.“ Und indem das die eine der andern erzählte, wurde es in der Stadt zum Sprichwort, daß der fröhlichste Gottesdienst sei,

den Teufel in die Hölle heimzuschicken; und dieses Wort, das von dort übers Meer gekommen ist, ist noch immer im Schwange. Darum, meine jungen Damen, die Ihr der Gnade Gottes bedürftig seid, lernt den Teufel in die Hölle heimschicken; Gott hat seine helle Freude daran, den Beteiligten ist es zur Lust und es kann daraus viel Gutes gedeihen und erwachsen.

Tausendmal und noch öfter hatte Dioneos Geschichte die ehrbaren Damen lachen gemacht, so hübsch und lustig waren ihnen seine Worte vorgekommen. Als er aber zu Ende war, nahm die Königin, weil sie erkannte, daß die Zeit ihrer Herrschaft abgelaufen war, den Lorbeerkranz ab und setzte ihn mit gar anmutiger Gebärde auf Filostratos Haupt und sagte: „Nun werden wir sehn, ob der Wolf die Schafe besser führen wird, als die Schafe die Wölfe geführt haben.“ Und Filostrato sagte lächelnd: „Hätte man auf mich gehört, so hätten die Wölfe den Schafen nicht schlechter als Rustico seiner Alibek gezeigt, wie der Teufel in die Hölle heimgeschickt wird, und darum nennt uns nicht Wölfe, da Ihr doch keine Schafe gewesen seid; immerhin will ich die Herrschaft, da sie mir einmal zugestanden worden ist, antreten.“ Und Neifile antwortete ihm: „Höre, Filostrato, vielleicht hättet Ihr, statt uns das zu zeigen, selber Vernunft lernen können, wie Masetto von Lamporecchio von den Nonnen, und hättet vielleicht die Sprache auch erst wiederbekommen, wann Euch die Knochen in der Haut geschlottert hätten.“

Da Filostrato merkte, daß man ihm keine Antwort schuldig blieb, ließ er das Witzeln und begann sich der Regierung seines Reiches zu widmen. Er ließ den Seneschall rufen und erkundigte sich, wie alles stehe; dann ordnete er für die Dauer seiner Herrschaft wohlbedacht an, was seiner Meinung nach ziemlich war und die Gesellschaft befriedigen konnte. Hierauf wandte er sich zu den Damen und sagte: „Seitdem ich das Gute vom Bösen zu unterscheiden weiß, bin ich, meine liebenswürdigen Damen, zu meinem Unglücke stets wegen der Schönheit einer von Euch Amor untertan gewesen; und ob ich auch noch so demütig war und noch so gehorsam und ob ich mich auch, soweit ich es verstand, ganz in seine Weise schickte, so habe ich doch nicht verhindern können, daß ich um eines andern willen aufgegeben worden bin und daß es mir dann immer schlechter erging, und so wird es mir wohl bis zu meinem Tode ergehn. Und darum will ich, daß morgen von nichts anderm gesprochen werde, als was meinem Schicksal ähnelt, daß also von denen gesprochen werde, deren Liebe ein unglückliches Ende genommen hat; ich darf ja auch für die meine nur ein ganz unglückliches erwarten, und es war auch kein anderer Grund, daß mir einer, der wohl wußte, was er sprach, den Namen gegeben hat, mit dem Ihr mich ruft.“ Und nach diesen Worten stand er auf und beurlaubte alle bis zur Stunde des Abendessens. Der Garten war so schön und vergnüglich, daß es niemand eingefallen wäre, ihn zu verlassen, um anderswo eine größere Lust zu suchen.

Vielmehr machten sich, da dies jetzt bei der nur noch lauen Sonne ohne Beschwerde möglich war, einige Damen daran, die Rehe und die Hasen und die andern Tiere im Garten zu verfolgen, die, derweil sie gegessen hatten, wohl tausendmal zwischen ihnen durchgesprungen waren und sie gestört hatten: Dioneo und Fiammetta begannen von Herrn Guillaume und der Dame von Vergi zu singen, und Filomena und Panfilo machten sich ans Schachspiel: und so entfloh die Zeit bei mancherlei Beschäftigung, und ehe es jemand gedacht hätte, war die Stunde des Abendessens da; die Tische wurden um den Springbrunnen gedeckt, und alle aßen mit großer Lust. Kaum hatten sie sich wieder erhoben, so befahl Filostrato, um nicht den Weg zu verlassen, den seine Vorgängerinnen in der königlichen Würde eingehalten hatten, daß Lauretta einen Reigen führe und ein Lied singe. Und die sagte: „Herr, fremde Lieder kann ich nicht, und von den meinigen fällt mir keins ein, das sich für eine so heitere Gesellschaft genugsam schickte; wollt Ihr aber eins, wie ich sie habe, so will ich gerne singen.“ Und der König sagte zu ihr: „Nichts, was von dir ist, könnte anders als schön und lieblich sein; darum singe das, das du eben hast.“ Nun begann Lauretta mit einer gar süßen Stimme, aber in einer etwas schwermütigen Weise das folgende Lied, und die andern Damen fielen ein:

Von allen Dulderinnen
Läßt keine doch wie ich
Trostlos verwaister Liebe Tränen rinnen.

Er, der die Himmel und die Sterne lenkt,
Schuf mich zu seiner Freude;
Er hat mir jeden schönen Reiz geschenkt:
Vielleicht, sprach er, daß bei der Augenweide
Der Mensch des Urbilds denkt,
Das vor dem Throne steht im Strahlenkleide.
Doch ob ich noch so leide,
Der Menschen Blindheit ists,
Die mich verstößt, statt lieb mich zu gewinnen.

Wohl gab es einen, der mich junges Ding
Sein zartes Liebchen nannte,
Mich an die Brust und in das Herz empfing,
An meinen Augen mehr und mehr entbrannte,
Die Zeit, die rasch verging,
Auf Werbung nur um meine Gunst verwandte;
Und ich, die gern ihn bannte,
Ich hielt ihn meiner wert:
Doch ach, ich sah das holde Glück zerrinnen.

Drauf kam ein junger Freier stolz daher
In hochgemutem Prangen;
Er wähnt sich edel, wähnt sich hoch und hehr
Und hält mich nun in falschem Wahn gefangen
Und wacht und eifert sehr.
Und nun sind mir, zu spät, in Not und Bangen
Die Augen aufgegangen,

Daß ich, zu vieler Glück
Geboren, mich von einem ließ gewinnen.

Ich fluche meinem Unstern, daß so schwach
Ich war, nicht nein zu sagen,
Um nur mein Kleid zu tauschen; denn nun, ach,
Muß ich statt meines dunkeln Kleids Behagen
Des bösen Leumunds Schmach
Und andre Pein im prächtgen Kleide tragen.
O läg ich auf dem Schragen
Und hätte nie erlebt
Den Tag, mit dem mein Elend mußt beginnen.

Geliebter Freund, du durftest ungeteilt
Der Liebe Kelch mir reichen.
Du, der jetzt oben in dem Himmel weilt
Vor ihm, der uns erschuf, laß dich erweichen!
Denn diese Wunde heilt
Bei einem andern nicht. Gib mir ein Zeichen
Aus deinen hohen Reichen,
Daß unsre Liebe lebt;
Sonst nimm mich, Liebster, ganz zu dir von hinnen.

Damit endete Lauretta ihr Lied, das von allen erwogen und von verschiedenen verschieden aufgefaßt wurde: und es waren einige, die es auf gut mailändisch auffassen wollten, daß nämlich ein feistes Schwein besser sei als ein hübsches Mägdlein; andere hatten eine höhere und bessere und wahrere Auffassung, die aber jetzt nicht erörtert werden kann.

Und der König ließ nach diesem Liede, als auf seinen Befehl viele Fackeln angezündet worden waren, noch andere mehr in Gras und Blumen singen, bis schier jeder Stern, der aufgegangen war, zu sinken begann. Und da es ihm dann Schlafenszeit schien, hieß er alle mit der Gutennacht auf ihre Gemächer gehn.

ES ENDET DER DRITTE TAG DES DEKAMERONS

ANMERKUNGEN

ERSTER TAG

ZWEITE GESCHICHTE. Diese Novelle steht als angeblich wahr im Dantekommentar Benvenutos da Imola; sie kehrt in den ältern deutschen Schwanksammlungen häufig wieder. Auch Luther hat sie gekannt, wie sich aus den Tischreden ergibt, und sogar katholische Prediger haben sie als Exempel verwandt (Bromyard und Barleta).

DRITTE GESCHICHTE. Ist nicht nur die Unterlage von Lessings Nathan dem Weisen, sondern auch eines Meistergesanges von Hans Sachs, Der Jued mit den dreyen ringen.

SECHSTE GESCHICHTE. Zweimal von Hans Sachs bearbeitet, nämlich in einem Meistergesange Die hundert suppenkessel und in dem Fastnachtsspiele Der Ketzermeister mit den vil kessel suppen. Der Vorfall scheint wahr zu sein, weil es mehrfach belegt ist, daß um 1345 in Florenz ein außergewöhnlich habsüchtiger Mann, Fra Pietro dell' Aquila, Inquisitor war.

ACHTE GESCHICHTE. Guglielmo Borsiere wird im XVII. Gesange des Inferno erwähnt; zwei Kommentatoren, Benvenuto und Landino, erzählen dazu von ihm dasselbe wie Boccaccio.

ZWEITER TAG

ERSTE GESCHICHTE. Martellino und Stecchi sind auch die Helden einer Novelle Sacchettis; einen ähnlichen Streich wie sie in der Novelle Boccaccios, aber mit besserm Erfolge, verübt Eulenspiegel in De Costers Légende d'Ulenspiegel (III, 10).

ZWEITE GESCHICHTE. Diesen Stoff hat Hans Sachs in einem Meistergesange (Rinaldus der perawbt kauffmon), Lafontaine in einer Versnovelle (L'Oraison de St. Julien) und La Motte in einer Komödie (Le Talisman) bearbeitet.

Das „Vaterunser zum heiligen Julian“ ist wirklich gebetet worden.

FÜNFTE GESCHICHTE. Ist die Quelle von Pietro Aretinos Komödie Il Filosofo und mehrern spanischen und französischen Dramen; von den französischen Bearbeitungen ist eine, von Fenouillot de Falbaire herrührend, von Aug. Gottl. Meißner ins Deutsche übertragen worden (Das Grab des Mufti). Von Hans Sachs gibt es einen Meistergesang Andreuczo mit drey vnglueck.

Der Erzbischof Filippo Minutolo ist am 24. Oktober 1301 gestorben; mehrere Geschichtschreiber erzählen, er sei in reichem Ornate begraben worden.

SECHSTE GESCHICHTE. Diese Novelle, zu deren Ende die sizilianische Vesper den Hintergrund bildet, ist zweimal von Hans Sachs bearbeitet worden; die Episode auf der Insel Ponza ist der Vorwurf für Metastasios Isola dishabitata.

SIEBENTE GESCHICHTE. Lafontaines Versnovelle La Fiancée du Roi de Garbe ist von Scribe zum Textbuche für die gleichnamige Oper Aubers benutzt worden.

NEUNTE GESCHICHTE. Diese Novelle hat einen Teil der Handlung zu Shakespeares Cymbeline geliefert; Hans Sachs hat sie als Meistergesang und als Komödie bearbeitet.

ZEHNTE GESCHICHTE. Lafontaine, Le Calendrier des Vieillards.

DRITTER TAG

ERSTE GESCHICHTE. In Versen bearbeitet von Hans Sachs, Lafontaine und Casti.

ZWEITE GESCHICHTE. Ist die Unterlage von Lafontaines Muletier und Batacchis Notte di Befana; ferner geht das von Nessi verfaßte Libretto von Leoncavallos Oper Malbruk auf diese Novelle zurück.

DRITTE GESCHICHTE. Ist nicht nur von mehrern italienischen Novellisten nachgeahmt, sondern auch zweimal von Hans Sachs (in einem Spruchgedichte und einem verlornen Meistergesange) bearbeitet worden. Von Dramen, die darauf beruhen, seien genannt Molières École des Maris, Lope de Vegas Discreta enamorada und Beaumont-Fletchers Widow. Nicht unmittelbar geht auf die Novelle Boccaccios Lafontaines Confidente sans le savoir zurück.

FÜNFTE GESCHICHTE. Auf dem Monologe Zimas beruht eine Szene in Ben Jonsons Lustspiel The Devil is an Ass; die ganze Novelle ist von La Motte dramatisiert und von Lafontaine als Verserzählung bearbeitet worden.

SECHSTE GESCHICHTE. Vgl. Hans Sachsens Meistergesang Die pulschaft im pad und Lafontaines Gedicht Richard Minutolo.

ACHTE GESCHICHTE. Von Hans Sachs als Meistergesang Der pawer im fegefewer und in einem Fastnachtsspiele gleichen Titels, von Lafontaine als Versnovelle Feronde, ou le Purgatoire bearbeitet.

NEUNTE GESCHICHTE. Ist in letzter Instanz die Quelle von Shakespeares Ende gut, alles gut.

ZEHNTE GESCHICHTE. Ist die Unterlage von Lafontaines Diable en Enfer und Castis Diavolo nell' Inferno.

INHALT DES ERSTEN BANDES

VORREDE 3

DER ERSTE TAG DES DEKAMERONS:

wo nach einer vom Verfasser gegebenen Darlegung, wieso es geschehn ist, daß sich die später auftretenden Personen zum Erzählen zusammengefunden haben, unter der Herrschaft Pampineas von dem gesprochen wird, was jedem beliebt . 7

ERSTE GESCHICHTE: Ser Chapelet täuscht einen frommen Bruder mit einer falschen Beichte und stirbt; obwohl er bei Lebzeiten ein ganz ruchloser Mensch gewesen ist, gilt er nun im Tode als Heiliger und wird St. Chapelet genannt 41

ZWEITE GESCHICHTE: Der Jude Abraham zieht, weil Jeannot von Sevigné in ihn dringt, an den Hof von Rom; und als er die Lasterhaftigkeit der Geistlichen sieht, kehrt er heim nach Paris und wird Christ 61

DRITTE GESCHICHTE: Der Jude Melchisedech entgeht durch eine Geschichte von drei Ringen einer großen Gefahr, die ihm Saladin bereitet hat 67

VIERTE GESCHICHTE: Ein Mönch, der in eine Sünde gefallen ist, befreit sich von der schweren Strafe, die er dafür verdient hätte, indem er seinem Abte dasselbe Vergehn vorhält 72

FÜNFTE GESCHICHTE: Die Markgräfin von Montferrat wehrt der tollen Liebe des Königs von Frankreich zu ihr durch eine Mahlzeit von Hühnergerichten und durch ein paar hübsche Worte 78

SECHSTE GESCHICHTE: Ein wackerer Mann beschämt mit einem hübschen Worte die schändliche Heuchelei der Mönche 82

SIEBENTE GESCHICHTE: Bergamino hänselt Messer Cane della Scala wegen einer plötzlichen Anwandlung

von Geiz, indem er ihm eine Geschichte von Primas und dem Abte von Clugny erzählt 86

ACHTE GESCHICHTE: Guiglielmo Borsiere geißelt mit einem witzigen Worte den Geiz Messer Erminos de' Grimaldi 93

NEUNTE GESCHICHTE: Der Hohn einer Dame aus der Gascogne verwandelt den Kleinmut des Königs von Zypern in Entschlossenheit 97

ZEHNTE GESCHICHTE: Meister Alberto von Bologna beschämt eine Dame, die ihn wegen seiner Liebe zu ihr hat beschämen wollen 99

DER ZWEITE TAG DES DEKAMERONS:

wo unter der Herrschaft Filomenas von Menschen erzählt wird, die nach mancherlei Ungemach wider alle Hoffnung ein glückliches Ziel erreicht haben 109

ERSTE GESCHICHTE: Martellino, der den Krüppel gespielt hat, tut so, als ob er auf dem Leichname des heiligen Heinrich geheilt worden wäre; da sein Trug entdeckt wird, wird er geprügelt und gegriffen und ist in der Gefahr, gehenkt zu werden, kommt aber schließlich los . 112

ZWEITE GESCHICHTE: Rinaldo d'Asti, der ausgeplündert worden ist, kommt nach Castel Guiglielmo und wird von einer verwitweten Dame beherbergt; nachdem ihm sein Verlust wiedererstattet worden ist, kehrt er heil und gesund nach Hause zurück 119

DRITTE GESCHICHTE: Drei junge Leute, die ihr Hab und Gut verschwenden, geraten in Armut. Ein Neffe von ihnen, der, an allem verzagend, zu ihnen heimkehrt, hat als Gefährten einen Abt, der, wie sich herausstellt, die Tochter des Königs von England ist; sie heiratet ihn und erstattet seinen Oheimen das Verlorene zurück, so daß sie wieder wohlhabend werden 129

VIERTE GESCHICHTE: Landolfo Ruffolo, der, weil

er verarmt ist, Freibeuter geworden ist, wird von Genuesern gefangen und leidet Schiffbruch, rettet sich aber auf einer Kiste voll kostbarer Juwelen; in Korfu nimmt sich seiner ein Weib an, und er kehrt als reicher Mann heim 142

FÜNFTE GESCHICHTE: Andreuccio von Perugia, der nach Neapel gekommen ist, um Pferde zu kaufen, gerät in einer Nacht dreimal in arge Gefahr, entrinnt aber immer und kehrt mit einem Rubin in seine Heimat zurück . 151

SECHSTE GESCHICHTE: Madonna Beritola, die ihre zwei Söhne verloren hat, wird mit zwei Rehen auf einer Insel gefunden und begibt sich in die Lunigiana; dort tritt einer ihrer Söhne in die Dienste ihres Herrn und liegt bei seiner Tochter und wird ins Gefängnis geworfen. Sizilien empört sich gegen König Karl, und der Sohn, der von seiner Mutter erkannt worden ist, heiratet die Tochter des Herrn; auch sein Bruder wird wiedergefunden und sie werden wieder vornehme Leute 171

SIEBENTE GESCHICHTE: Der Sultan von Babylon schickt seine Tochter dem Könige von Algarbien als Gemahlin, und sie gerät durch mannigfache Abenteuer in einem Zeitraume von vier Jahren an verschiedenen Orten neun Männern in die Hände; schließlich wird sie ihrem Vater als Jungfrau zurückgebracht und zieht, so wie früher, zum Könige von Algarbien als seine Gattin . . 192

ACHTE GESCHICHTE: Der Graf von Antwerpen geht einer falschen Anklage wegen ins Elend und läßt seine zwei Kinder an verschiedenen Orten in England; als er später unerkannt wiederkehrt, findet er sie in glücklichen Umständen. Er zieht als Stallknecht mit dem Heere des Königs von Frankreich; da er als unschuldig erkannt wird, erhält er seine frühere Stellung wieder 226

NEUNTE GESCHICHTE: Bernabò von Genua verliert, von Ambrogiuolo betrogen, sein Vermögen und befiehlt, daß seine unschuldige Frau umgebracht werde. Sie entgeht dem Tode und dient dem Sultan in Männerkleidung;

schließlich entdeckt sie den Betrüger und bringt Bernabò nach Alexandrien, von wo sie und ihr Gatte, nachdem der Betrüger bestraft worden ist und sie wieder Frauenkleidung angelegt hat, als reiche Leute nach Genua zurückkehren 250

ZEHNTE GESCHICHTE: Paganino von Monaco raubt die Gattin Messer Ricciardos di Chinzica; als der erfährt, wo sie ist, begibt er sich dorthin, befreundet sich mit Paganino und verlangt sie von ihm zurück. Paganino verspricht sie ihm, wenn sie wolle, sie will aber nicht mit ihm heimkehren und wird nach Messer Ricciardos Tode die Gattin Paganinos 270

DER DRITTE TAG DES DEKAMERONS:

wo unter der Herrschaft Neifiles von denen gesprochen wird, die durch Geschicklichkeit etwas Heißersehntes erlangt oder das Verlorene wiedergewonnen haben . . . 287

ERSTE GESCHICHTE: Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, und die Nonnen trachten alle um die Wette bei ihm zu liegen 294

ZWEITE GESCHICHTE: Ein Stallknecht liegt bei der Gemahlin König Agilulfs; Agilulf entdeckt es, bleibt jedoch ruhig. Er findet den Schuldigen und schneidet ihm die Haare ab; der aber tut den andern desgleichen und rettet sich also 304

DRITTE GESCHICHTE: Unter dem Scheine der Beichte und eines besonders lautern Gewissens bringt eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist, einen sittenstrengen Mönch dazu, daß er ihr unwissentlich behilflich ist, ihre Lust völlig zu stillen 312

VIERTE GESCHICHTE: Don Felice lehrt Bruder Puccio eine Buße, die ihm die Seligkeit gewinnen soll; Bruder Puccio unterzieht sich dieser Buße, und unterdessen läßt es sich Don Felice mit seiner Frau gut geschehn . 326

FÜNFTE GESCHICHTE: Zima schenkt Messer Fran-

cesco Vergellesi ein Roß und erhält dafür die Erlaubnis, mit Messer Francescos Gattin sprechen zu dürfen; als sie schweigt, antwortet er sich selber in ihrem Namen, und der Ausgang entspricht seiner Antwort 334

SECHSTE GESCHICHTE: Ricciardo Minutolo liebt die Gattin Filippello Fighinolfis. Da er erfährt, daß sie auf ihren Mann eifersüchtig ist, macht er ihr weis, daß sich Filippello am nächsten Tage mit seiner Frau in einem Bade treffen werde, so daß sie hingeht; während sie nun glaubt, mit ihrem Manne beisammen gewesen zu sein, findet sie, daß sie bei Ricciardo gewesen ist 343

SIEBENTE GESCHICHTE: Tedaldo verläßt nach einem Zerwürfnis mit seiner Dame Florenz; einige Zeit später kehrt er in Pilgertracht zurück. Er spricht mit der Dame, klärt sie über ihren Irrtum auf, rettet ihren Gatten, der überwiesen ist, ihn getötet zu haben, vom Tode und versöhnt ihn mit seinen Brüdern; darauf genießt er in Vorsicht mit seiner Dame das Glück der Liebe . . 357

ACHTE GESCHICHTE: Ferondo wird, da er ein gewisses Pulver verschluckt hat, für tot begraben, und der Abt, der sich mit seiner Frau ergötzt, zieht ihn aus dem Grabe, setzt ihn gefangen und macht ihm weis, er sei im Fegefeuer; nachdem er auferstanden ist, zieht er einen Sohn, den der Abt mit seiner Frau gezeugt hat, als den seinigen auf . 383

NEUNTE GESCHICHTE: Gillette von Narbonne heilt den König von Frankreich von einer Fistel und verlangt Bertrand von Roussillon zum Gatten; der heiratet sie wider Willen und zieht aus Verdruß nach Florenz. Dort legt sich Gillette statt eines jungen Mädchens, um die er buhlt, zu ihm; da sie ihm so zwei Söhne gebiert, gewinnt er sie lieb und erkennt sie als seine Gemahlin an . . 397

ZEHNTE GESCHICHTE: Alibek wird Einsiedlerin, und der Mönch Rustico lehrt sie den Teufel in die Hölle heimschicken; und als sie von der Einsiedelei weggeholt worden ist, wird sie die Gattin Neherbals 411

I/III 18.—

3. VI 14

I/III. 18.—

3. VI. 14.